



Goldmann

FANTASY-ROMAN

NANCY KRESS
DER GOLDENE
HAIN



FANTASY-ROMAN

NANCY KRESS
DER GOLDENE
HAIN

THE GOLDEN GROVE

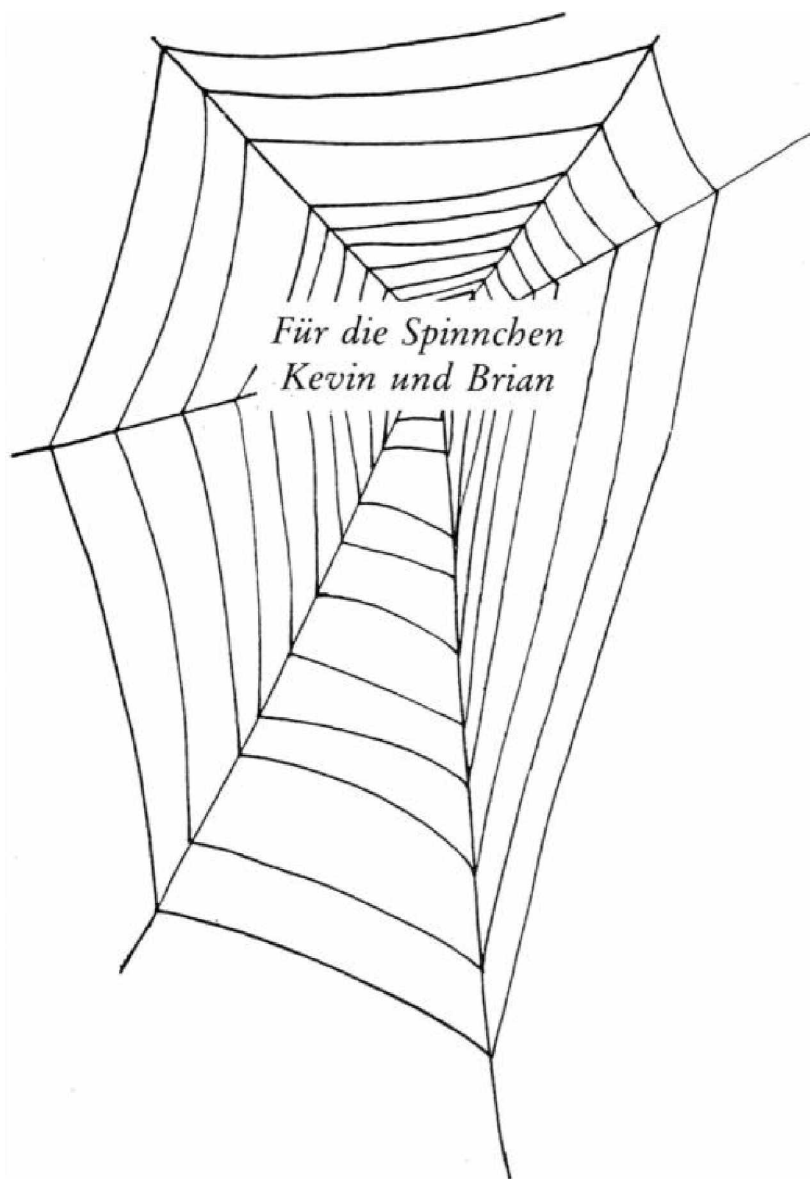
Deutsche
Erstveröffentlichung



Wilhelm Goldmann Verlag

Aus dem Amerikanischen übertragen
von Sylvia Brecht-Pukallus

Made in Germany 9/85 1. Auflage
© der Originalausgabe 1984 by Nancy Kress
© der deutschsprachigen Ausgabe 1985
by Wilhelm Goldmann Verlag, München
Umschlagentwurf: Design Team München
Umschlagillustration: Dawn Wilson/Agt. Schlück, Garb-
sen
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Verlagsnummer 23872
Lektorat: Theodor Singer/Peter Wilfert
Herstellung: Peter Papenbrok
ISBN 3-442-23872-2



*Für die Spinnchen
Kevin und Brian*

Buch I

DER HAIN

Dann wird dich süßer Flötenhauch umwehen
Und schönsten Sonnenlicht, wie hier, und Haine
Von Myrten, wo in sel'gen Scharen Frauen
Und Männer ziehn mit Sang und Händeklatschen
- Das sind die Eingeweihten

ARISTOPHANES: Die Frösche

1

Der Bronzespiegel war von blauweißem Licht erfüllt. Von der Stelle direkt hinter dem Türrahmen, wo die alte Frau hockte, konnte sie den Raum selbst nicht sehen, sondern nur sein Abbild im Spiegel. Das Spiegelbild zeigte ihr bläuliches Licht und zwei Rücken, die ihrer Herrin und ihres Herrn. Für einen schwindelerregenden Augenblick lang vergaß die Frau das Licht und ließ sich von dem fesseln, was der Spiegel nicht wiedergab.

Diese steifen und ruhigen Rücken! Und die ganze Zeit über verschwieg der Spiegel die Geräusche des Streits, unterschlug den Türrahmen, der den Ausweg aus dem Zimmer darstellte, und vermittelte auch nicht das Bild der alten Frau selbst. Es war eine Art vorsätzlicher Lauge, eine wunderliche und deshalb faszinierende Filterung von just der Art, wie sie Suva am liebsten mochte. Sie gluckste und schob sich auf ihren Hinterbacken weiter vor.

Welches Bild mochte der Spiegel nun reflektieren? Herrin Arachne und ihren Bruder, die Spinne in der Zimmerecke und das blauweiße Licht: blau von der See, weiß von den getünchten Steinwänden. Das Licht wogte

schräg über die Bronze wie die Wellen jenseits des Fensters der Villae. Wasserlicht in Strudeln, verdunkelt von den Schatten der Zimmerdecke. Flüssiges Licht, daß es Suva plötzlich vorkam, als befände sich der Raum selbst unter Wasser.

Sie würgte und begann, durch die Luft zu rudern, schlug mit beiden Armen um sich und schaukelte auf ihren welken Schenkeln, bis ihr wieder einfiel, warum das nicht notwendig war: Sie gehörte nicht zu den ertrinkenden Bildern, die der Spiegel ausgewählt hatte.

Suva hörte auf, um sich zu schlagen, kroch näher an den Türpfosten, wo sie einzelne Worte hören konnte. Erneut blickte sie in den Spiegel. Die Spinne saß reglos in der Ecke des wäßrigen Raumes; sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Und sie war auch nicht untergegangen.

»Dann gibt es wohl nichts mehr zu bereden, nicht wahr?« meinte Arachne kalt.

»Nein«, antwortete Meister Jaen. »Es gibt nichts mehr.«

»Wann wirst du in See stechen?«

»Sobald ein Schiff gebaut ist.«

»Das hättest du mir früher sagen können, Jaen.«

»Ich wußte, daß du dich genauso verhalten würdest, wie du es nun tust.«

»Und wie sollte ich mich deiner Ansicht nach verhalten?« fragte Arachne. »Schenk mir ein bißchen Wein ein.«

»Ich habe dich nicht verstanden«, sagte Jaen. »Hast du mich um etwas gebeten?«

Arachne drehte sich zu ihm um, und Suva konnte ihr Profil im Spiegel sehen. Der Meister tat seiner Schwester weh; mindestens die Hälfte ihres Zorns war notwendig, daß sie nicht die Fassung verlor, und Meister Jaen wußte es. Allein in seiner Rückenhaltung erkannte Suva den widerlichen Mannesgenuß an unbestrittener Macht. Er breitete sich wie Körpergeruch um ihn aus. Suva schlug beide Hände vor den Mund, um nicht laut zu glucksen. Oh, sie würde Herrin Arachne trösten, wenn er fort wäre! Sie würde ihr frische Feigen von den Bäumen pflücken, kühlen Wein aus den Kellern holen, sie würde Arachne in ihre Obhut nehmen und sie drücken, bis die Herrin sich ihrer Umarmung entwand!

»Wie lange wird der Schiffsbau in Anspruch nehmen?« erkundigte sich Arachne. Demonstrativ füllte sie zwei Becher mit Wein und reichte Jaen einen, der ihn kommentarlos entgegennahm. Arachnes Hand zitterte, die Jaens entsprach der Haltung seines Rückens: gerade und wachsam. Suva rieb sich die Hände und wiegte sich vor Freude.

»Bis zum Hochsommer. Das Schiff wird weit größer sein müssen als alle der Fischereiflotte.«

»Die Eiländer sind keine Seeleute. Selbst die Fischerboote segeln kaum jemals außer Sichtweite der Villae. Und auch kein Vergnügungsschiff.«

»Eines schon.«

Es trat eine Pause ein. Die letzte Herrin der Insel und ihr Ehemann, Jaens und Arachnes Eltern, waren mit einem Schiff untergegangen, das sich außer Sichtweite der Villae begeben hatte. Suva hatte die Herrin niemals kennengelernt, sie war erst danach auf die Insel gekommen – direkt am nächsten Tag! – und ihr erster Blick war auf das kleine Mädchen Arachne gefallen, die aus erschreckten, mutterlosen Augen zu ihr heruntergeschaut hatte.

Die Erinnerung verschwomm und verflog wie stets, wenn Suva an diese erste Begegnung mit Arachne dachte und etwas anderes, Schreckliches sich tief in ihrem Denken regte. Regte, wühlte und sich dann wieder beruhigte. Suva pickte eine Ameise von ihrer knöchigen Kniescheibe und zerdrückte sie.

»Es wäre vernünftiger«, sagte Arachne, »eine Passage auf einem der Handelsschiffe zu kaufen. Sie werden bald kommen.«

»Und werden vermutlich nicht weiter fahren als nach Bylia oder zu einer der Inseln dahinter. Ich fahre nach Thera, Arachne, nach *Thera*, und ich werde nicht irgendein Handelsschiff durcheinanderbringen und wie ein verirrter Hund herumschnüffeln, um die Zusage von einem Schiff zu erhalten, mich eine Insel weiter mitzunehmen. Ich werde als Herr meines eigenen Schiffes fahren.«

»Und am Meeresgrund enden! Wir Eiländer sind keine Seeleute! Wen willst du denn für dieses nicht vorhandene Schiff anheuern?«

»Sec, Nyles, Hipporen, Traylor...«

»Traylor?«

»Er gehört zu den besten Fischern der Insel.«

»Gehörte einmal. Es gibt keinen größeren Narren als den Alten. Jaen, *denk doch nach!* Es ist eine verrückte Idee. Was sollte es auf Thera geben, was soviel anders wäre als hier?«

»Bibliotheken. Priesterinnen. Astronomen. Woher soll ich wissen, welcher Unterschied besteht, ehe ich dort lande und es mit eigenen Augen sehe?«

»Der Hain hat nichts mit irgendwelchen Bibliotheken auf Thera zu tun. Er gehört einzig und allein zu unserer Insel.«

»Du hast vergessen, daß es eine Schriftrolle in einer Bibliothek auf Thera war, die Delernos ursprünglich zur Entdeckung von Eiland führte.«

»Und du vergißt, daß das fünf Generationen zurückliegt, und nicht einmal Delernos, der von Thera stammte, hat sich jemals nach irgend etwas zurückgesehnt! Du solltest dein Augenmerk auf Eiland richten!«

Von ihrer Zimmerecke begann die Spinne nun über den Steinboden zu kriechen.

»Und genau an Eiland denke ich ja«, entgegnete Jaen.

»Nein, das stimmt nicht. Du suchst eine Entschuldigung für ein kindisches Abenteuer und erzählst mir, diese Reise sei ein Rettungsunternehmen und ein großes persönliches Opfer in der Hoffnung, daß ich dich dafür noch loben werde. Es ist bewußter und gefährlicher Leichtsinn, Jaen, wie immer du es auch bezeichnen magst.«

Jaen stellte seinen Weinbecher ab und packte die Handgelenke seiner Schwester. Ihr Wein schwappte über den Rand, und ein paar Tropfen spritzten über ihren Seidenchiton. Im Spiegel konnte Suva Jaens Gesicht sehen. Sie dachte, daß es sich nicht sehr verändert hatte, seit er ein kleiner Junge gewesen war – Männergesichter veränderten sich niemals sehr. Sie kehrten nur das Innere nach außen, so daß ihre Männergefühle direkt unter der Haut lagen anstatt obenauf, wie Leichname fünf Zentimeter unter der ruhigen Meeresoberfläche trieben. Jaen war immer noch hübsch. Er wäre noch hübsch, wenn diese Expedition nach Thera ihn in die Tiefe riß und sein Leichnam in die Gottesbärte am Meeresgrund verflochten läge. Suva gluckste und schaukelte heftiger.

»Nun hör mich an«, sagte Jaen, »und hör gut zu. Ich werde nach Thera fahren. Es tut mir leid, wenn dir das nicht gefällt, aber ich reise trotzdem. Glaubst du, ich kann dastehen, ohne etwas zu unternehmen, während der Hain sich so verändert, wie das bislang geschehen ist? Möchtest du denn nicht wissen, was aus Eiland wird? Es

sieht dir gar nicht ähnlich, Arachne, solche Angst vor dem Handeln zu haben.«

»Ich...«

»Unterbrich mich nicht. Wenn ich, zumindest teilweise, aus Ruhelosigkeit aufbreche, so stellst du dich mir zumindest teilweise aus Furchtsamkeit entgegen. Aber ich werde keine Horden von Thernanern zum Hain bringen oder dich jahrelang mit der Herrschaft über Eiland alleine lassen oder gar, damit du vor Trauer um den Hain stirbst. Die Tatsache, daß seit fünf Generationen niemand Eiland verlassen hat oder es auch nur wollte, bedeutet nicht, daß keiner dazu in der Lage ist.«

»Vielleicht«, antwortete Arachne langsam, »habe ich deshalb Angst. Eben weil du dazu in der Lage bist.«

Die Spinne war in der Mitte des Steinbodens angelangt. Bruder und Schwester saßen da, hielten einander bei den Händen, hatten die Blicke ineinander versenkt und sahen es nicht. Die Spinne kroch in den blauweißen Lichtstrahl vom Fenster, und eine kleine Ecke von Suvas Spiegel erstrahlte in bunten Farben. Die Spinne war golden vom sonnigen Gold, das dem schattigen Raum abging, mit zerklüfteten smaragdgrünen Streifen auf Bauch und Rückenpanzer. Ihre acht Beine und die zwei langen Fühler waren mit feinem, goldenem Pelz überzogen, und an den Spitzen der Fänge glitzerte das Licht. Von den Fühlern bis zur Spinndrüse war sie so groß wie

ein Kinderdaumen. Sie kroch langsam und ziellos.

»Weißt du denn nicht mehr«, fuhr Jaen fort, und es war keine Frage, »wie der Hain war? Vorher?«

»Er ist immer noch derselbe. Manchmal.«

»Manchmal schon. Aber genügt dir das?«

»Natürlich nicht.«

»Dann können wir doch nicht einfach zusehen?«

»Ich möchte ebenso etwas unternehmen wie du«, gab Arachne zu. »Aber eine solche Unternehmung muß sinnvoll sein und nicht nur eine Fahrt blindlings aufs Meer hinaus, in der Hoffnung, auf irgendein Zauberheilmittel zu stoßen. Der Hain auf Eiland ist einzigartig; was immer ihm schadet, hier muß auch das Gegenmittel zu finden sein.«

Jaen ließ ihre Hände los. »Woher weißt du, daß es den Hain nur auf Eiland gibt?«

Arachne starrte ihn an.

»Woher *weißt* du das, Arachne? Vielleicht ist das nur Familiensage – eine Familiensage, entstanden aus Delernos' Bedürfnis, auf der ganzen Welt als einzigartig dazustehen. Viele Menschen sehnen sich danach.«

»Die fremdartige Schriftrolle, die er in der Bibliothek in Thera entdeckte...«

»Und selbst zerstörte. Wer weiß denn, was darauf zu sehen war? Vielleicht liegen viele Inseln in der See, und eine jede besitzt ihren eigenen Hain. Du erhebst Delernos zum Gott, ist dir das klar?«

Arachne ignorierte die Frage. »Wenn es andere Haine gäbe, hätten wir davon erfahren. Irgendein Gerücht...«

»Es verlautet ja auch kaum etwas von unserem nach draußen. Nach Bylia, ja, und die kleineren Außeninseln, mit denen wir Seide handeln. Wer aber weiß noch vom Hain auf Eiland? Niemand. Vielleicht gibt es weiter draußen im Meer wirklich noch andere Haine und andere Herrschaftshäuser, die verstehen und ändern können, was unserem widerfährt. Jedenfalls scheint es mir die Mühe wert, es herauszufinden. Möchtest du nicht, daß Amaura und Pholen den Hain erleben, wie du und ich ihn als Kinder erlebt haben?«

»Wie kannst du das nur fragen?« entrüstete Arachne sich.

»Ich stelle es nicht in Frage. Aber wie kannst du behaupten, schon zu wissen, daß der Hain einzigartig ist?«

Sie antwortete nicht.

»Woher weißt *du* das, Arachne?«

»Du kannst niemals auch nur einen Schritt tun, ohne allem auf den Grund zu gehen. Das konntest du nie.«

»Das stimmt schon. Woher *weißt* du, daß keine anderen Haine existieren? Das Meer ist unendlich weit.«

»Darin sind wir uns zumindest einig. Das Meer ist unendlich weit. Was, wenn du dich verirrst?«

»Ich werde mich nicht verirren.«

Arachne wandte sich halb von ihm ab und dem Spiegel zu, so daß ihr Körper das Spiegelbild der Spinne ver-

deckte. Die war nicht weitergekröchen und stand nun reglos, ohne auch nur mit den Fühlern zu wackeln. Durch Vibrationen des Bodens hatte sie einen Käfer ein paar Sekunden lang gefühlt, ehe der sie bemerkt hatte. Als der Käfer davonzuhuschen versuchte, war es bereits zu spät; die Kieferwerkzeuge der Spinne senkten sich mühelos in seinen Kopf und bissen ihn ab. Es dauerte keinen Augenblick, daß der Körper zu zucken aufhörte. Die Spinne zog ihre Fänge wieder ein.

»Gegen ein Schiffsunglück bist du nicht gefeit«, wandte Arachne ein, »ebensowenig wie alle anderen Sterblichen.«

»Du meinst, ich halte mich nur für einen Gott. Das ist nicht wahr.«

Arachnes Mund zuckte häßlich. »Was ist nicht wahr – daß du dich dafür hältst, oder daß es nur in deinem Kopf existiert?«

»Weder noch. Es stimmt nicht, daß ich das denke. Suva hält mich dafür. Sie hält mich für einen kleinen Gott des Bösen.«

Das Feixen wurde zu einem erheiterten, aber unfreiwilligen Lachen. »Suva hält alle Männer für Götter des Bösen.«

»Nein, für Götterchen. Soviel Format, als daß wir Götter wären, gesteht sie uns gar nicht zu.«

»Ach, Suva! Sie ist verrückt. Du darfst nicht auf das hören, was sie sagt.«

»Ich weiß«, antwortete Jaen. Er schaute nicht in den Spiegel.

»Wir kommen weit vom Thema ab.«

»Das stimmt. Woher nimmst du also die Gewißheit, nicht Schiffbruch zu erleiden?«

»Woher nimmst du die Gewißheit, daß es keine anderen Haine gibt?«

»Im Namen der Göttin, Jaen! Irgendwie wären doch Gerüchte davon nach Eiland gelangt, irgendwelche Kaufmannsberichte oder Sklavenerzählungen ... aber nichts davon! Nicht einmal Suva mit allen ihren Geschichten von Zauberei und Göttern – nicht einmal Suva hat jemals von etwas Derartigem wie einem anderen Hain gefaselt. Wenn es einen solchen gäbe, hätte Suva in einem Land, wo sie als Sklavin lebte, davon gehört, und es wäre irgendwo in ihren Geschichten aufgetaucht!«

»Ach ... Suva«, meinte Jaen mit einem Grinsen. »Sie ist verrückt. Man darf nicht auf das hören, was sie sagt.«

Suva winkelte die Finger zur Faust und spie hinein. Sie wollte gerade die andere Hand heben, doch dann rückte Arachne im Spiegel herum, so daß die Spinne wieder zu sehen war. Sie hatte den Käfer in ganze Lagen von Seidenfäden gesponnen, schob ihn in eine Ritze zwischen zwei Steinen und kroch nun weiter aus dem Lichtstrahl vom Fenster und auf Arachne und Jaen zu. Auf dem grauen Stein wirkten ihre Füße in den feinen Sanda-

len glatthäutig und braun. Suva starrte in den Spiegel, die Faust auf halbem Weg zum Mund erstarrt und mit knochenbleichen Augen.

»Spiel nicht mit mir, Jaen.«

»Niemals.« Er schlang die Arme um sie; sie lehnte ihren Kopf seitlich an den Chiton über seiner Brust. Sein Lächeln konnte sie nicht sehen, Suva aber nahm es im Spiegel wohl wahr. Es war ein fettes Grinsen, das nur so von den Dingen strotzte, die sie verabscheute: Siegesgewißheit, Selbstgefälligkeit, eine zuversichtlich, beschissenen männliche Sorglosigkeit. Gewöhnlich hätte sie auf das Lächeln reagiert, auch wenn keiner sie sehen konnte, und wäre es nur, um sich ihre eigenen Reaktionen deutlich zu machen. Sie hätte die Augen verdreht, in die Faust gespien, säuerlich gekrächzt oder lautstark geschraubt. Nun sah sie das Lächeln, tat aber gar nichts und blieb wie erstarrt sitzen, als die Spinne über das wäßrige, blauweiße Licht des Spiegels kroch.

»Wie lange wirst du fortbleiben?« wollte Arachne wissen.

»Ich kann dich nicht verstehen.«

Sie hob den Kopf von seiner Brust. »Ich sagte, wie lange wirst du von Eiland fort sein?«

»So kurz wie nur möglich.«

»Ich schätze, es hängt auch von den Winden und Gezeiten ab.«

»Und davon, was ich finde.«

»Demnach wirst du zur Ernte nicht hier sein«, meinte Arachne.

»Nein.«

»Ich werde es schon schaffen.«

»Ich weiß, daß du es schaffst. Zusammen mit Kyles.«

»Natürlich«, sagte Arachne. Langsamer fügte sie hinzu: »Ich wünschte nur, du klängest nicht so furchtbar... beflissen.«

Sie schaute hoch. Jaen sah verärgert aus. Sie löste sich von ihm und drehte sich zum Fenster. »Wir sehen uns beim Abendessen. Ich habe noch verschiedenes zu tun.«

»Ich ebenfalls.«

Jaen küßte sie aufs Haar und verließ mit raschen Schritten das Zimmer. Als er an Suva vorüberkam, die regungslos vor der Tür kauerte, stieß er einen Finger in ihr graues Haar, grinste zu ihr hinab und ging pfeifend weiter. Suva sah ihn nicht einmal; er war nur eine Gestalt, die zwischen ihr und dem Spiegel vorüberging. Im Zimmer wehte ein Lüftchen vom Fenster her, wie es die nachmittägliche Drehung des Windes mit sich brachte. Es trug den Geruch der See herein. Es bauchte die Falten von Arachnes Gewand, und obgleich der Wind Frühlingswärme mit sich brachte, zitterte sie plötzlich, schlang die Arme um den Körper und setzte die Füße auf dem Boden anders.

Die Erschütterung reichte bis zu der Spinne. Sie kroch nun schneller und huschte auf dicken, behaarten Beinen

davon, daß ihre Fühler über den Kieferwerkzeugen wackelten. An einem der Fänge klebte ein blutbeschmiertes Käferstückchen. Die Spinne kam an Arachnes Sandale und kroch über das dünne Leder auf ihren Fuß.

Erschreckt schaute Arachne hinab. Ihr Blick fiel über den Spiegel, in welchem sie Suva hinter dem Türrahmen hocken sah, die wie hypnotisiert schien von der Spinne. Mit fest zusammengepreßten Lippen warf Arachne ihren Körper zur Seite. Die Spinne fiel von ihrem Fuß.

Sie griff hinunter, fischte sie mit einer Hand vom Boden auf und drückte sie zum Trost eng an ihre Wange.

2

Die Villae, ein einstöckiger Bau aus getünchtem Stein, stand auf den Nordwestklippen von Eiland. Jenseits der Felsen erstreckte sich nach Norden und Westen das Meer, zu dem man von der Villae aus nur über einen gewundenen Fußpfad hinab zu einem in die nördlichen Felswände eingebetteten Hafen gelangte. Der Hafen war klein und mündete in einen schmalen Strand mit hellen Kieseln und kleinen Fischerbooten. Im Süden und Osten der Villae fiel das Gelände, wie der Rest von Eiland, gemächlich zur See ab.

In dieser westlichen Hälfte der Insel war das Gefälle sanft und führte mit Kornfeldern und Olivenhainen zum Südufer. Auf der östlichen Hälfte von Eiland fiel das Gelände wild und steinig steil ab und war von Hügeln, Schluchten und plötzlichen schmalen Wasserfällen durchzogen. Nur wenige Eiländer waren im Osten angesiedelt: vorrangig Weinbauern und Ziegenhirten, und das lag nicht nur an der wilden Landschaft. Eiländer wollten in der Villae leben, in der sich der Hain befand. So war der Gebäudekomplex, ursprünglich als Festung eines Exilanten erbaut, zur Niederlassung von Landbesitzern, dann zu einem Handwerkszentrum und schließlich zu

einer ganzen Siedlung geworden, in welcher die meisten der Bewohner Eilands zumindest einen Teil des landwirtschaftlichen Jahres zu verbringen suchten.

Alle Gänge waren unüberdacht und standen dem hellen, direkten Sonnenlicht offen, so daß es schwer zu bestimmen war, welche Räume miteinander verbunden waren und so zum selben Haus gehörten, und welche die öffentlichen Durchgänge dazwischen darstellten. Bei einigen Gängen handelte es sich um schmale Gäßchen, eher zufällig entstanden, wenn zwei Steinanbauten mit Abstand dazwischen erbaut worden waren. Bei anderen handelte es sich um Innenhöfe mit bunten Blumen und schillernden, flachen Wasserbecken. Dazwischen erstreckten sich Marktplätze und Treppenfluchten, so flach oder so steil, wie die Neigung des Landes nach Süden es erforderte. Bäume wuchsen an den eigentümlichsten Stellen: versperrten schmale Sträßchen, daß die Menschen sich seitlich daran vorbeiquetschen mußten und dabei die Rinde abschürften, inmitten von Zimmern und aus Löchern in Dächern, neben Brunnenhäusern, Küchen, Keramikbrennöfen und Lagerräumen. Keiner der Bäume wurde gefällt oder auch nur gestutzt. Stein konnte man auf Eiland im Überfluß verwenden, aber Holz trug, mit einer Ausnahme, Früchte.

Die Villae, die sich um die Bäume herum ausbreitete, wuchs immer weiter. Durch die Gänge schallte der Klang

von Meißeln auf Stein, das Keuchen von Sklaven, die Geräusche von per Flaschenzug und Seilen hochgehievten Steinblöcken und erbitterte Diskussionen darüber, wo eine Tür oder Mauer anzubringen war. Wenn die Diskussionen zu scharf wurden, zogen die Handwerker, Feldarbeiter oder Bauernfamilien weiter. Dann wurde eben mit Hilfe von Freunden oder den Sklaven von Freunden ein anderer Steinraum zum Osten oder Süden hin gebaut. Auf den beiden anderen Seiten war der Ausdehnung durch die unbestreitbare See Grenzen gesetzt.

In den fünf Generationen, seit Delmos, ein politischer Flüchtling von Thera, mit seinem großen Anhang nach Eiland gesegelt gekommen war, war die Siedlung unregelmäßig gewachsen. Eine Generation baute weitgehend nach Osten; die nächste breitete sich nach Süden aus. Die Form veränderte sich von grob rechteckig über quadratisch zu den spitzen Umrissen eines schräg abgehackten Sterns.

Nach ausreichender Zeit ebnete sich die Form immer wieder ein, denn niemand wollte sich zu weit von dem riesigen, freien Raum im Zentrum des Dorfes entfernen, wo der Hain unter der warmen Sonne schlief. Nur die Kinder von Eiland kannten alle Gänge, aber selbst der einfachste Fischer vom fernen östlichen Ufer von Eiland kannte den Hain, sein Leben und sein Herz.

Zum Hain ging nun auch Arachne und trug in der Dunkelheit ihrer geschlossenen Hände die Spinne mit

sich. Sie ging ohne die Begleitung ihrer Frauen und wußte, daß Jaen sich darüber ärgern würde. Arachne wünschte, sie vermochte mehr, als ihn nur zu verärgern, sie wünschte, sie könnte ihn in Zorn versetzen und ihn mit jenem Gefühl, als hätte ihn jemand getreten, stehenlassen, wie sie es jetzt hinter und unter ihrem Brustkorb empfand. Als Kinder hatten sie sich lautstark gestritten – auf dem Boden geschrien und gekratzt – bis entweder ihr Zorn verraucht war oder Suva, diese verrückte, alte Einmischerin, sie beide mit kaltem Wasser überschüttet hatte. Wie dem auch war, nach diesen demonstrativen, öffentlichen Balgereien folgte eine Friedfertigkeit, eine Ruhe, um die Arachne nun viel gegeben hätte.

Sie ging schneller auf den Hain zu.

Die Inselbewohner, denen sie begegnete, Handwerker, die mit ihr gesprochen, oder Sklaven, die sich vor ihr verneigt hätten, bemerkten ihre finstere Miene und drückten sich an die Wände der Korridore, um sie vorüberzulassen. Mit dem düsteren Blick war Arachnes rechteckiges Gesicht – das bei Jaen gut aussah, für weibliche Schönheit jedoch zu streng war – beeindruckend genug, um selbst den unabhängigsten Landbesitzer zu erinnern, daß Eiland, wie maßvoll es auch regiert wurde, Bruder und Schwester gehörte, und er nur ein Pächter war. Die Handwerker, die sich an die Steinmauern preßten, nickten respektvoll. Arachne beachtete sie nicht.

Wie konnte er nur weggehen? Sie gestattete sich, den Rest ihres Zorns auszuleben, und ihre Gekränktheit, die in seiner Gegenwart durch – ja, was eigentlich? – zurückgehalten wurde. Warum erlaubte sie sich, in seiner Anwesenheit niemals die Wut zu empfinden wie später fernab von ihm? Jaen lächelte, Jaen sprach überzeugend, Jaen setzte auf ihre Ängste um den Hain und um das Wissen ihrer Kinder darum. Jaen betrachtete sie aus lächelnden, dunklen Augen, die sie kannte, seit sie sich überhaupt an etwas erinnern konnte, und dahin war ihre ganze Willenskraft. Ausgerechnet ihre, Arachnes, die daran glaubte, daß es der Wille war, aus dem die Sterblichen ihr Glück bezogen – im Namen der Gottheit.

Ihr Wille würde Jaen nicht daran hindern, Eiland zu verlassen.

Arachne blieb stehen. Die Steinmauern eines kurzen, verlassenem Korridors drängten zu beiden Seiten auf sie ein; zwischen ihnen warf die Sonne einen Schatten von ihr, der länger war als ihre Körpergröße. Sie hatte nicht gewußt, daß es schon so spät war. Ihre Kinder würden auf sie warten. Sie mußte weitergehen, dachte sie, und rührte sich doch nicht.

Ihr Schatten lag dunkel und flach und kräuselte sich an den Rändern, wo ein Windchen ihren Chiton bauschte. Arachne hatte das Gefühl, langsam zu fallen und bewußt- und willenlos in den vor ihr ausgestreckten Schatten zu

stürzen. Es war ein erschreckendes Gefühl, nicht zuletzt, weil sie es zum erstenmal empfand. Sie fiel unaufhaltsam.

Der Hain veränderte sich.

Jaen ging von Eiland fort.

Dann rührte sich die Spinne in ihren Händen, und der schlimme Augenblick war vorüber.

Dankbar öffnete Arachne die Hände und betrachtete die Spinne. Nun, da sie darüber nachdachte – da sie überhaupt erst wieder denken *konnte!* –, wunderte sie sich, daß die Spinne überhaupt so weit vom Hain zu den Herrschaftsräumen gekrabbelt war. Die Spinnen mochten das Meer nicht. Der Rhythmus der See störte ihren eigenen, dieses monotone, leise Summen, das so einschläfernd wirkte wie warmer Sonnenschein. Die Spinne wedelte mit ihren Fühlern und starrte Arachne mit blinden, roten Augen an. Sie spürte in ihren Händen, wie das Tier zu summen begann; es war ein Kitzeln in den weichen Vertiefungen ihrer Handflächen.

Der Rest ihrer Zaghaftigkeit verflog. Ihr Schatten lag ruhig, lediglich ein Schatten auf dem sonnenerwärmten Korridor. Es war einer der ältesten Gänge der Siedlungsanlage, den der in Ungnade gefallene, verbannte Delernos, ihr und Jaens Urgroßvater gebaut hatte. Seine Verbannung, deren Beginn so bitter war, hatte zur Entdeckung des Hains geführt. Nun lag der Hain vor ihr. Arachne ging schneller.

Ein Kind rannte um die Ecke und direkt in sie hinein, daß es sie fast umgeworfen hätte. Der kleine Junge schlang die Hände um ihre Taille und begann an ihr wie an einem Baum hochzuklettern.

»Mama! Das sind wir!«

»Pholen! Sei vorsichtig, ich habe hier eine Spinne. Du wirst sie noch zerdrücken!«

Sogleich ließ der kleine Junge los. Er schaute auf ihre Hände, die sie sicherheitshalber über ihren Kopf hielt, und legte zum Schutz gegen die hinter ihr stehende Sonne die Hand über die Augen. »Zeig her!«

»Pholen!« mahnte Kyles ohne Streng. Er war hinter dem Jungen aufgetaucht und hielt Amaura an der Hand. Arachne lächelte über Pholens Kopf hinweg ihrer Tochter und dann ihrem Ehemann zu.

Sie erkannte den Seidenstoff seines Chitons, nicht aber den Grund, warum er ihn trug. Die Seide – magentafarben mit einer blauen Muschelbordüre – hatte sie selbst gewebt. Einen Augenblick lang fühlte sie den Stoff wieder schwer und kühl in ihren Händen. Kyles trug ihn streng gerafft und mit schlichter Silberspange auf der Schulter. Arachne war es gewohnt, ihn in dem braunen Wollgewand zu sehen, das er trug, um an der Seite der Sklaven im Weingarten zu arbeiten. Er trug so selten Spinnenseide.

»Laß mich die Spinne sehen!« kreischte Pholen.

»Du solltest Mutter nicht so anspringen«, meinte Amaura. »Deine Manieren sind äußerst schlecht.« Sie glättete die Vorderseite ihres Chitons und beäugte Pholen, der mit getrocknetem Sand verkrustet war.

»Pholen, sei vorsichtig. Du darfst die Spinne sehen, wenn du sie nicht ängstlich machst. Schau – sie mag den Lärm und die Unruhe nicht, sie zappelt mit den Füßen. Kyles, warum paßt du auf die Kinder auf, und nicht das Kindermädchen?«

»Vater hat uns zum Hafen mitgenommen«, erklärte Pholen. »Ein Kaufmann von Bylia ist da. Er hat *wundervolle* Sachen!«

»Ein paar sind sehr hübsch«, meinte Amaura, »aber es ist auch viel Kitsch dabei.« Sie war fast erwachsen, ein langbeiniges Mädchen mit Schmollmund und hellen Augen.

»Alles ist *wundervoll*«, wiederholte Pholen. Er reckte seine Unterlippe in Richtung seiner Schwester vor, die lächeln mußte. »Laß mich nochmal die Spinne sehen!«

»Sie muß zurück in den Hain«, erklärte Arachne ihrem Sohn. »Ich bringe sie hin.«

»Der Rat«, meinte Kyles.

Arachne hatte es vergessen. Deshalb also trug Kyles die Magentaseide: Heute war der erste Vollmondtag, und bei Sonnenuntergang jedes ersten Vollmondes tagte der Rat. Ob Jaen noch daran dachte? Kyles hatte es natürlich

nicht vergessen. Er vergaß so wenig, wie er sprach. Nun würde sie in ihre Wohnung zurücklaufen, sich umziehen und anstatt zum Hain zur Ratsversammlung gehen. Wieder fühlte sie die Magentaseide zwischen ihren Händen, wie sie sie damals gewebt hatte. Sie hatte Granatäpfel gegessen und die Kerne weit vom Webstuhl fortgespuckt. In ihrem Mund waren die Kerne so glatt, symmetrisch und undurchdringlich wie die Seide selbst und das Gesicht ihres Ehemannes gewesen.

»An den Rat hatte ich nicht mehr gedacht. Ich muß diese Spinne zum Hain zurückbringen. Irgendwie ist sie die ganze Strecke bis in meine Zimmer gekrochen.« Sie wartete darauf, daß Kyles sie fragte, weshalb sie um diese Zeit zu Hause und nicht beim Weben im Hain gewesen war. Jaen hatte Kyles gewiß noch nicht von seinen Plänen berichtet; er würde immer ihr zuerst Bescheid sagen. Kyles fragte nicht. Arachne wandte sich von ihm an ihre Tochter.

»Amaura, komm mit. Wir werden die Spinne zurückbringen, dann darfst du mich zum Rat begleiten.«

»Nein, danke, Mutter.«

»Du mußt ja nicht mit zum Rat. Du kannst ja zu Hause bleiben, wenn ich mich umziehe, nachdem wir die Spinne zurückgebracht haben.«

»Nein, danke, Mutter.«

Arachne schaute sie an. »Amaura – *willst* du denn nicht mit zum Hain?«

»Ich gehe mit Vater zur Ratsversammlung.«

»Anstatt zum Hain?«

»Er sagte, ich darf.«

»Dann kannst du natürlich«, meinte Arachne ruhig.

»Ja«, antwortete Amaura, und ihr Blick ruhte gespannt auf ihrer Mutter.

»Ich werde die Spinne zum Hain bringen! Ich kann das!« rief Pholen. »Laß es mich machen!«

»Pholen...«

»Ich bin auch vorsichtig, daß ich sie nicht zerdrücke!«

»Die Sonne geht bereits unter«, meinte Amaura. Im gleichen Augenblick tönte ein wohlklingender Auloston über die Siedlung, wurde tiefer und dann wieder höher wiederholt.

»Ratssitzung«, meinte Kyles.

»Bei aller ... nun gut. Meine Frauen und ich kommen, sowie ich umgezogen bin. Pholen, begleite mich. Die Kinderschwester wird dich baden. Kyles, bitte nimm die Spinne mit zum Rat und beauftrage jemanden, sie zum Hain zurückzubringen. Pholen, widersprich nicht.«

Das Kind hörte den Ton aus ihrer Stimme und blieb stumm. Kyles nahm die Spinne in seine mächtige Hand. Im Augenblick, da seine Finger sich darum schlossen, sah Arachne ihrem Mann ins Gesicht. Niemand auf Eiland, außer vielleicht der verrückten Suva, konnte eine Spinne ohne ein gewisses Kribbeln anfassen. Selbst jetzt nicht.

Aber Kyles hielt den Kopf gesenkt, so daß Arachne nur sein Haar sehen konnte, das noch feucht war vom Bad.

Wieder erklang der Aulos. Pholen schob seine Hand in die ihre, und sie huschten durch die verlassenen Gänge. Hinter hohen Mauern hervor drangen Essensdüfte: Fisch und heißes Öl, und beides hing schwer in der Abendluft.

»Ich werde dich zum Rat begleiten«, erklärte Pholen.
»Nicht Amaura. Ich. Ich bin groß genug.«

»Noch nicht ganz, Spinnchen. Noch nicht ganz.«

»Doch«, widersprach Pholen fröhlich und unbeeindruckt. Seine kleine Hand fühlte sich klebrig an in der ihren, und sein zu ihr emporgewandtes Gesicht strahlte vor Ernsthaftigkeit. Pholen war im Gegensatz zu Amaura von Natur aus lebhaft.
»Ich bin sehr groß. Das Kindermädchen sagt, ich wäre zu groß, als daß man mich noch hochheben könnte. Und die Ratsversammlung wird bestimmt interessant.«

»Nein, eben nicht. Ich wollte, sie wäre es.«

»Warum nicht? Was machst du denn dort?«

»Ich schlichte Streitigkeiten. Wenn du mit Amaura Streit hast, entscheidet das Kindermädchen doch auch, wer im Unrecht ist.«

»Meistens behauptet sie, ich.«

»Und bist du es auch, der meistens im Unrecht ist?«

»Ja«, gab der Junge mit einem Grinsen zu. »Aber das kommt daher, daß ich wie Delernos bin. Suva sagt das. Sie sagt, wir seien beide todbringende Exilanten.«

Arachne sagte scharf: »Suva sollte nicht solche Lügen von sich geben.«

»Aber das ist keine Lüge, Mama, oder? Sie sagte, Delernos hätte einen Günstling des Königs getötet, aber die Götter wären ihm hold geblieben, als sie seine Schiffe nach Eiland lenkten, und ich töte ihr den letzten Nerv, aber sie bleibt mir hold genug, mir Geschichten zu erzählen und Honigplätzchen zu schenken. Was ist ein Günstling?«

Ärger flutete über Arachne hinweg. Diese verrückte Suva! »Hör zu, Pholen. Delernos wurde nicht von irgendwelchen Göttern nach Eiland geführt. Er entdeckte Eiland, weil er es suchte und nicht aufgeben wollte. Er hat sich nicht auf der erstbesten Insel niedergelassen, an der seine Schiffe anlegten – er ließ die Schiffe weitersegeln, weil er von einer gesegneten, erdentrückten Insel gehört hatte und er einen so erdentrückten Ort wie möglich suchte, nachdem er der irdischen Gerechtigkeit von Thera entgangen war. Er war zu Unrecht angeklagt worden – verstehst du, Pholen? Der Mann, den Delernos tötete, war in einem ehrlichen Kampf gestorben; aber der König behauptete dann, er wäre nicht fair gewesen, und bestrafte Delernos. Aber Delernos wollte seinen Traum von Eiland nicht aufgeben, und so entdeckte er es, und er war der erste, der jemals den Fuß in den Hain setzte.«

Pholen blieb mitten im Gang plötzlich stehen. Er hob sein Gesicht, um Arachne anzuschauen, und sein Mund

blieb vor Verwunderung offen. »Und wenn er aufgegeben hätte? Und irgendwo anders gelandet wäre?«

»Dann hätten wir keinen Hain.« Druck legte sich auf ihre Brust. Keinen Hain zu haben ...

»Keine *Spinnen*?« fragte Pholen fassungslos.

»Keine Spinnen.«

Das Kind stand reglos und überlegte. Schließlich meinte es: »Suva sagt, Spinnen wären böse.«

»Da siehst du doch selbst, wie sehr sie sich täuschen kann.«

»Ja. Spinnen sind das Beste auf der Welt!«

Arachne lächelte. Ermutigt fügte Pholen hinzu: »Jetzt begleite ich dich zum Rat.«

»Nein, Spinnchen. Jetzt noch nicht. In ein paar Jahren.«

»Jetzt. Ich bin groß genug. Ich kann Streitigkeiten schlichten, Mörder verbannen und alles.«

»Auf Eiland gibt es keine Mörder, Pholen. Menschen, die mit dem Hain leben ... wir töten nicht. Mord ist schlecht.«

»Aber Delernos hat getötet.«

»Pholen ...«

»Delernos hat einen ›Günstling des Königs‹ getötet und bekam als Belohnung den Hain.«

Wieder erschallte der Aulos und verkündete den Beginn der Ratssitzung. Arachne schnitt eine Grimasse angesichts der verdrehten Schlußfolgerungen ihres Sohnes,

aber sie hatte keine Zeit, sie zu entwirren. Sie kam ohnehin nicht mehr rechtzeitig. Sie schickte Pholen zu seinem Kindermädchen weiter, eilte in ihr eigenes Zimmer, zog einen anderen Chiton an und schritt zum Versammlungshaus. Sie kam zu spät, und wenn Jaen sich nicht entschlossen hätte teilzunehmen, würden ihre Leute immer noch warten.

Aber bald würde sie mit Pholen sprechen müssen. »Delernos tötete und bekam zur Belohnung den Hain...« Suvas irrer Unsinn!

*

Das Versammlungshaus befand sich direkt hinter der Kolonnade, die den Hain umschloß, und war aus weißem Stein erbaut. Drei Bankreihen: für Landpächter, freie Arbeiter und Sklaven – stiegen fast bis zur Decke, und trotzdem konnte nur ein Bruchteil der Bevölkerung hier Platz finden. Etwa die Hälfte der Plätze war unbesetzt. Vor den Bankreihen stand ein niederes Podium, flankiert von Steinaltären und im Hintergrund geschmückt mit einem prachtvollen seidenen Wandbehang, den Delernos' Tochter vor siebzig Jahren gewebt hatte. Die Altäre wirkten ziemlich unbenutzt; auf dem am weitesten von der Tür entfernten verfaulten unbeachtet ein paar fast verdorrte Blumen. Gegen sie wirkte der Seidenbehang frisch

und makellos. Das Ratsgebäude wies nur drei Wände auf; Mondschein aus Südosten und Fackellicht von der gegenüberliegenden Wand beleuchteten die klaren Farben der Spinnenseide.

Die Ratssitzungen fanden abends statt, damit jeder Eiländer einschließlich der Sklaven die Möglichkeit hatte, ihnen beizuwohnen. Vom Podium aus hörten sich Arachne und Jaen als gleichberechtigte Herrscher die Klagen, Kümmernisse, Forderungen, Beschuldigungen und Vorschläge an. Zu allem fällten sie ein verbindliches Urteil. Kyles, sowie Jaens Ehefrau, falls er eines Tages eine erwählen würde, und später einmal Amaura und Pholen hatten das Recht, mit Ratsschlägen und Meinungen beizutragen, aber ihr Rat war nicht bindend, wenn auch manchmal recht nützlich. Kyles, Erbe einer der Grundbesitzerfamilien von Eiland, vernahm oft mehr von Streitigkeiten außerhalb der Villae, als im Rat berichtet wurde und als Jaen wußte. Heute abend war Jaen nicht anwesend, und Arachne hatte sich verspätet. Die Inselbewohner, die zum Teil vom fernen östlichen Ufer kamen, murrten angesichts der Verzögerung. Als Arachne mit ihren Frauen ein wenig nervös erschien, erstarb das Gemurmel nicht.

Arachne war erschöpft. Suva war nicht in ihren Gemächern gewesen, um ihr beim Baden und Umkleiden zu helfen. Der leere Stuhl neben dem ihren rief das schmerz-

liche Gefühl unter ihrem Brustbein wieder wach. Sie erachtete die Petitionen ihrer Leute für bedeutsam, aber sie mußte sich dazu zwingen, sie für interessant zu halten. Sie beugte sich nach vorn, konzentrierte sich angespannt und fragte sich, warum der Antragsteller, ein magerer, kahlköpfiger Silberschmied, einen Schritt zurücktrat. Da sie selbst nur schwer einzuschüchtern war, wußte sie nicht, daß ihr konzentriertes Stirnrunzeln einschüchternd wirkte.

Jaens Teilnahme am Rat erfolgte stets problemlos. Sein kraftvoller Körper hing behaglich auf dem Podium, er scherzte mit Sklaven und Grundbesitzern gleichermaßen, und seine selbstverständliche Autorität sorgte dafür, daß sein Witz niemals zu vertraulich oder zu beißend wirkte. »Wie – beschwerte Maßgewichte benutzen?« sagte er einmal in bezug auf eine beleibte Witwe. »Du willst mich glauben machen, daß es *ihr* am ausreichenden Gewicht fehlt?« Er selbst pflegte dann nicht zu lächeln, aber seine schwarzen Augen blitzten, und selbst die Beschuldigte errötete und nahm Jaens Urteil ohne Murren hin.

Wenn Jaen hier wäre, würde er sagen ...

»Entschuldige, ich habe dich nicht recht verstanden«, wandte sich Arachne an den Silberschmied. »Bitte fang noch einmal an.«

In den hinteren Reihen kam noch einmal Gemurmel auf. Arachne beugte sich nach vorn, zwang sich zum Zuhören und zog im Bemühen, nicht zu gähnen, die Stirn kraus.

Delernos. Ihre Aufmerksamkeit wanderte immer wieder zu Delernos zurück, zweifellos weil sie mit Jaen und Pholen über ihn gesprochen hatte. Ein Gott, hatte Jaen gesagt, du machst einen Gott aus ihm ... Jaen war albern. Keinen Gott, aber einen Mann, der vom Traum von der Insel beherrscht war, von einer gesegneten und ungewissen Hoffnung und sich allen Widrigkeiten zum Trotz mit beiden Händen daran klammerte. »Delernos tötete und bekam zur Belohnung...« Diese verrückte Suva! Suva sollte nicht solche Furcht vor Jaen haben, schließlich waren sie beide albern. Delernos ...

Wie hätte ihr Vorfahre diese Ratsversammlung geleitet, wenn er die Halle präsiidierte, die er erbaut hatte?

Arachne überlegte. Er war es, der den monatlichen Rat ins Leben gerufen hatte, von ihm stammte das direkte, verbindliche Urteil durch die Herrscher von Eiland, er hatte Haus, Altäre und Podium geschaffen, wo sie nun saß. Aber Delernos und sein Hofstaat waren von Thera gekommen, wo Menschen töteten und Könige Armeen befehligen konnten. Wie hätte Delernos die Fälle vor seinem Rat nun entschieden?

Der Grundbesitzer Secoles hatte den Silberschmied vor ihr für zwei vor drei Monaten gelieferte Silberschalen nicht bezahlt.

Zwei Pachtbauern stritten sich um die Nutzung einer Quelle zwischen ihren angrenzenden Feldern.

Irgend jemandes Ziege – wessen, war nicht herauszubekommen – hatte den einzigen Spinnenseidenchiton eines Weinhändlers von einem Busch gefressen, wo dieser ihn zum Trocknen aufgehängt hatte, während er badete, und es war eine Schande für Eiland, daß der arme Weinhändler erst die Ziege identifizieren sollte, ehe er jemanden vor dem Rat belangen könnte.

Fischen, erklärte ein Fischer, sei gefährlicher als Ackerbau, und die Fischer sollten deshalb geringer besteuert werden.

Ein Sklave beschwerte sich, sein Herr hätte ihn geschlagen. Er war empört.

Der Ackerbau, so behauptete ein Bauer, sei anstrengender als das Fischen, und deshalb müßten die Bauern geringer besteuert werden.

Eine Schwester und ein Bruder stritten sich über die Aufteilung einer Erbschaft.

Die Töpfereien vom Hauptmarktplatz am dritten Stand vom Brunnenhaus her waren allzu zerbrechlich; eine Geldstrafe sollte erhoben werden.

Die alte, faltenreiche und fast erblindete Priesterin Stydia hielt eine leidenschaftliche Rede gegen das Zurückgehen der Opfer an die Göttin in dieser neuen und respektlosen Zeit, die ihr Angst und Bange machte.

Der Fischer Ethipien hatte eine äußerst begabte, bescheidene und gehorsame Tochter, die so geschickt war,

daß Frau Arachne es kaum glauben würde, und ob sie sie nicht zu ihren Frauen aufnehmen und ihr das Weben beibringen wollte?

Arachnes Augenlider wurden schwer, als sie diese harmlosen Bagatellen anhörte. Sie dachte nicht länger an Delernos; es kostete sie alle Mühe, Urteile zu fällen, Entscheidungen zu treffen und Kuriere auszusenden, um die Abwesenden über ihre Beschlüsse zu informieren. Der Ratssekretär, ein ehemaliger Sklave, dessen vollkommenes Gedächtnis bereits Arachnes Mutter und ihrem Großvater zustatten gekommen war, hörte wortlos zu als lebende Aufzeichnung. Gelegentlich räusperte er sich mit dem leichten, trockenen Husten alternder, aber gesunder Lungen.

Der Hofschatzmeister war abwesend; Arachne vermutete, daß er mit Jaen zusammen war und die Schiffsfinanzierung besprach. Fragen von Steuern, die in Wein, Fisch, Ziegen oder Oliven an die Herrschaftslager zu entrichten waren, wurden auf die nächste Ratssitzung vertagt.

Bei den Bauern und Fischern kam unzufriedenes Gebrummel auf.

Kyles, der hinter Arachne saß und an dessen Knie gelehnt Amaura eingeschlafen war, gab keinerlei Ratschläge. Er saß so reglos, ohne das Gewicht zu verlagern oder mit den Kleidern zu rascheln, daß Arachne sich einmal

umdrehte, als sie an ihn dachte, um nachzusehen, ob er noch da war. Er war da. Sie drehte sich wieder nach vorn – eine erschöpfte, unter der Last der Verantwortung leidende, ungeduldige Frau.

Wartende Bittsteller rutschten ungeduldig auf dem harten Stein herum oder legten ihre dunkelhaarigen Häupter auf die Knie. Die Fackeln brannten nieder, flackerten, wurden ersetzt. Antragsteller, die ihre Sache vortragen hatten, verließen die Halle im stillen Kreis von Freunden oder Verwandten. Der Mond strich an der offenen Hausseite vorüber, und im düsteren Fackelschein wirkten nur die oberen Reihen ferne und kalt. Arachne verschränkte die Arme und konzentrierte sich. Weitere Stimmen erklangen.

Dann endlich waren die weltlichen Geschäfte des Rates beendet, und sie konnte endlich zum Hain gehen.

3

Arachnes Frauen waren müde. Sie schickte sie nach Hause und ging mit Kyles alleine zum Hain. Vorahnung erfaßte sie. Manchmal war der Hain so, wie er immer gewesen war, aber manchmal war er ... anders. »Anders« war das Wort, das ihr Denken neutral und vorsichtig formulierte, und sie hielt fast zynisch daran fest, wußte sie doch, daß sie es wie einen Schild gegen all die anderen Worte vorstreckte, die beschreiben mochten, wie der Hain heutzutage manchmal war. Die Vorahnung faßte stärker nach ihr. Sie war es nicht gewöhnt, sich so feige zu fühlen.

Nur die runde Kolonnade lag zwischen dem Versammlungshaus und dem Hain. Unter ihr Dach und zwischen ihre Säulen drang kein Mondschein. Im Finstern stolperte Arachne über etwas und schimpfte leise. Sie hatte sich den Zeh an einem der hölzernen Rahmen der Webstühle gestoßen, die vor Stunden für die Nacht aus dem Hain in die Kolonnade geschafft worden waren. Wortlos faßte Kyles ihren Ellbogen. Sie überquerten den Steinboden der Kolonnade und traten in den Hain.

Mondlicht funkelte im Gras, sickerte zwischen Bäumen hindurch, fiel über graues Gestein und wurde perlig.

Arachne trat in den Mondschein, atmete tief ein und hätte vor Erleichterung fast hinausgeschrien.

Hinter einer Säule sprang eine Gestalt hervor. Sie schnappte Arachne, riß sie hoch und wirbelte sie herum. Jaen lachte; kräftig blaue Seide, schwarzer Bart und der Duft nach scharlachrotem Wein. Arachne mußte unwillkürlich auch lachen.

»Jaen! Der Hain ist wieder wie früher!«

Er setzte sie ab. Seine Wangen waren gerötet, in seinen Barthaaren schimmerte Wein oder Tau.

»Wir haben die Pläne fürs Schiff!«

Es vermochte sie nicht zu beeindrucken – nicht hier, nicht im Hain, so wie er gewesen war. Sie lachte über seinen Eifer. »Jetzt siehst du wieder wie ein kleiner Junge aus!«

»Ich fühle mich auch wie ein kleiner Junge. Die Göttin hat mich wiederbelebt mit neuem Blut und neuen Augen. Bald bekomme ich ein neues Gesicht, und niemand wird mich jemals wiedererkennen.

Hallo, Kyles. Wie war die Ratssitzung?«

»Wie gewöhnlich«, antwortete Kyles.

»Ich hätte mitkommen sollen, Arachne; ich weiß, daß du nicht gerne alleine Urteile fällst. Aber wir hatten eine Versammlung, um die Reise zu besprechen. Kyles, du weißt noch nichts davon, ich habe beschlossen ...«

»Nach Thera zu segeln«, ergänzte Kyles ruhig. »Ich weiß.«

Jaen lachte. »Verlaß dich auf Eiland! So etwas wie Geheimnisse gibt es hier nicht! Heute abend haben wir mit dem Schatzmeister Pläne aufgestellt. Tut mir leid, daß ich dir den Schatzmeister entführt habe, Arachne, aber wir haben ihn gebraucht. Ich werde dir morgen die Entwürfe zeigen. Du wirst einverstanden sein, ich *weiß* es!«

»Der Wein weiß es«, sagte Arachne ohne Strenge. Ihre anfängliche Freude und Erleichterung waren verflogen und wurden zur tieferen, sichereren Klarheit, die der Hain über Sinne und Denken brachte. Im Augenblick wollte sie nicht sprechen.

Der Hain bedeckte ungefähr zwei Morgen im Ring der Steinkolonnade. Auf dem Rest der Insel wuchsen niedere, staubige Olivenbäume im klaren Licht, doch die Bäume des Hains waren hochgewachsen und üppig. Sie brachten weder Blüten noch Früchte hervor, aber ihre Blätter waren grün und groß wie eine Manneshand. Zwischen ihnen gediehen Sträucher, Blumen und Gräser, brachten Samen hervor, verwelkten und wuchsen erneut. Die Bäume jedoch waren seit Delernos' Zeiten unverändert geblieben. Nicht einer war gestorben; nicht einer war neu gewachsen.

Im fahlen Mondschein wirkten Bäume und Gras hellgrün. Aber Tag für Tag nahm das Grün der Bäume einen schwachen, goldenen Schimmer an, wenn Arachne mit

ihren Frauen die Webstühle aufstellte. Überall sonst auf der Insel war die Luft klar genug, daß man über weite Entfernungen sehen konnte, und das Licht fiel direkt und ungebrochen. Kanten wirkten hart, Schatten scharf, Farben intensiv. Selbst in den bergigen Schluchten der östlichen Insel, von denen einige so tief waren, daß kaum Sonne hineindrang, erhellte das Licht, das auf eine Felswand fiel, grell die Steine und Sträucher. Von allen Gegenden der Insel lag allein über dem Hain dieses andere Licht mit seinem goldenen Schimmer und einer Strahlung, die Schatten verwischte und wie erfrischendes Wasser auf der Haut kribbelte.

Und das auch nur in dem Hain von einst, ehe er zu verblassen begonnen hatte.

Arachne hob ihr Gesicht, um das Darüberstreichen der kribbelnden Luft zu genießen, und schloß die Augen. In der Dunkelheit summten Tausende von Spinnen, und auch das war Genuß, jene ruhigen Schwingungen der süßen Luft.

Das nächste Stadium trat unvermittelt ein. Es schien Arachne, als fühlte sie, wie ihre Psyche sich entkrampfte, dehnte, aus ihrem Körper heraus erstreckte. Als Kind war sie bei den Mädchen-Wettläufen stets erfolgreich gewesen – dieses Dehnen des Geistes erinnerte sie stets an das Strecken der Beinmuskeln vor einem Wettkampfbeginn. Gleich war dieses Gefühl von Kraft, und gleich war das Vergnügen am aktiven Einsatz. Aber für einen Wettlauf

hatte ihr nur die eigene Kraft zur Verfügung gestanden, und was ihr als nächstes in dem Hain geschähe, käme von außerhalb ihrer selbst, vom Hain.

Doch zuerst trat die verschärfte Wahrnehmung ein, die das besondere Geschenk des Hains darstellte. War die Luft des Hains dunstiger als anderswo, so bewirkte sie auf den Geist das Gegenteil. Langsam spürte Arachne eine gesteigerte Deutlichkeit der Wahrnehmung. Sie bemerkte den Umriß eines jeden mondbeschienenen Buschs, fühlte, wie der Tau im Gras ihre Füße streifte, und hörte das wirre Rascheln der Blätter über ihrem Kopf. Die Düfte der Nachtluft – Thymian, Myrte, und gesundes Grün – waren getrennt erfahrbar und doch köstlich vermischt. Arachne fühlte das Blut in ihren Adern und den Atem in ihren Lungen. Jeder Nerv kribbelte. Sie fühlte sich intensiv lebendig.

Dann vertiefte sich diese Lebendigkeit unvermittelt, und sie fühlte sich durchströmt von der ganzen Schönheit und Klarheit der Schöpfung.

»Der Hain ist wieder wie früher!« stellte Arachne fest. Tränen standen ihr in den Augen.

Weder Kyles nach Jaen antworteten ihr.

Der Schwall von Lebendigkeit verebbte, und eine andere Art von Bewußtheit breitete sich in ihrem Innern aus: Tiefe, Ruhe. Ihre Tränen trockneten. Ihre Psyche dehnte sich bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten und streifte etwas außerhalb ihrer selbst.

Es war keine Vision; es verschärfte eher ihre Sicht, als daß es sie überwältigte. Es war keine Stimmung; es trat im Hain ungeachtet jeder vorangegangenen Stimmung ein. Es war kein Akt des Willens; auch Fremde, die vom Hain nichts wußten, erfuhren es an diesem Ort, wenn auch in geringerem Maß.

Für Arachne, die da reglos im Gras stand, wirkte es, als fühlte sie in Muskeln, Atem und Denken einen namenlosen Plan hinter den benennbaren Dingen der Welt. Dieser Plan war ein Gespinst von flüchtig wahrgenommenen Assoziationen und Gefühlen, und er veränderte nicht etwa das Wesen der Dinge in der Welt, sondern die Art und Weise, wie sie sich ineinanderfügten. Es war wie der Unterschied zwischen dem Hören einer Note auf der Leier oder der Musik aller sieben, oder zwischen der Betrachtung der einzelnen Fäden am Webstuhl und dem Anblick der vollendeten Tapisserie in ihrer kunstvollen Gesamtheit. Im Hain fühlte sie, Arachne, das gesamte Muster, und sie war gleichzeitig ein Teil desselben. Nicht vereinzelt und nicht willkürlich war sie aufgenommen und verwoben im Tuch von Leben und Zeit, Kettfaden und Schuß. Sie war ein notwendiger Teil des Musters; ohne sie wäre es nicht das gleiche; sie vollendete das wortlose Muster und wurde von ihm vollendet.

Das Muster dehnte sich rings um sie her in den Bäumen, im Gras und am Himmel. Es war ordentlich und ausgewogen.

Es engte sie nicht ein, es glich sie aus. Wenn sie auch nur den Fuß hob, um ihn wieder ins Gras zu setzen, bebte die Erde bis an ihren entlegensten Rand. Sie sog den Duft von Myrte und Thymian ein, und irgendwo hauchte das Leben ihn aus. Sie war lebendig und ganzheitlich.

Ohne die Zerbrechlichkeit eines Traumes und die Launenhaftigkeit von Erinnerungen vermittelte der Hain Arachne ein deutliches Gefühl von entblößender Lebendigkeit der Welt. Er verwirrte weder ihre Sinne, noch berauschte er nach der ersten Gefühlsflut ihre Empfindungen. Es war eine Empfindung, keine Erregung. Es war eine Tatsache, so unerschütterlich wie der Boden unter ihren Füßen, eine Tatsache, durch welche andere Fakten zur Freude wurden.

Eine Tür tat sich auf, und sie schmiegte ihr Inneres an das pochende Herz des Himmels.

Ich kenne dich.

Ich fühle dich.

Du bist ich.

Zugehörigkeit, Ausgeglichenheit. Lebendigkeit. Freude.

Jaen sprach als erster. Der Mondschein konturierte scharf seine Wange. »Erinnerst du dich, Spinnchen, als wir zwölf waren und einen ganzen Tag und eine ganze Nacht im Hain saßen in der unumstößlichen Absicht, endgültig Worte zu finden, die ihn für alle Zeiten beschreiben sollten? Wir haben es nicht geschafft.«

Arachne lächelte. »Es war deine Idee. Ich glaube nicht, daß wir Worte suchten.«

»Du suchst sie nie. Trotzdem hätte ich gerne, daß du es jetzt versuchst. Was fühlst du?«

Solche Fragen sahen Jaen nicht ähnlich. Arachne schaute ihn an. In der gesteigerten Wahrnehmung des Hains bemerkte sie – nicht seine Gedanken, es waren nicht Gedanken, die in der Nachtluft schimmerten – sondern sein plötzliches Verlangen, mit Worten festzuhalten, was der Hain ihnen bedeutete, jetzt, ehe es wieder nachließ und sie es nicht mehr berühren, nicht mehr eins mit ihm sein konnten. Arachne spürte Jaens Begierde in ihren Muskeln wie eine Anspannung im Zwerchfell und Unterarm. Sie verstand auf die gleiche Weise, daß er wußte, wie sie es gefühlt hatte, und daß das Wissen des wortlosen Austauschs im klareren Denken eines jeden von ihnen beiden lag. Jaen griff nach ihrer Hand.

»Ich habe ein Gefühl«, erklärte Arachne, »als stände ich auf der offenen Handfläche der Göttin«, und war über sich selbst erstaunt. Das hatte sie überhaupt nicht sagen wollen. Die Göttin – was hatte die denn damit zu schaffen? Sie hatte doch statt dessen den Hain gehabt.

Mit Jaen hatte die Göttin sogar noch weniger zu tun. Er lachte, daß die Zähne in seinem Bart blitzten. Er ließ ihre Hand schwungvoll los und pfiff leise zwischen den Zähnen hindurch eine leichte, fröhliche Melodie, die sie nicht kannte.

»Laß es mich noch einmal versuchen«, bat Arachne. Aber sie fand keine Worte. Worte schienen zu schwer für diese schwingende Leichtigkeit des Körpers, zu glatt für die ruhige Ausgelastetheit des Geistes. Schwer, schlüpfrig – wie Algen auf Fels. Sie vermochte Worte für die Widerstände zu finden, nicht jedoch für das Ziel. Trotzdem würde sie es Jaen zuliebe probieren. Sie ergriff wieder seine Hand und verschränkte ihre Finger fest mit den seinen. Diese Umklammerung würde er nicht wegschleudern können.

Schließlich formulierte sie es so: »Der Hain verwebt die Dinge miteinander. Mich mit der Welt. Mich mit mir selbst. Zeit mit Licht.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß *du* Webereien brauchst«, hielt ihr Jaen entgegen. »Ich kann mich nicht erinnern, dich jemals losgelöst gesehen zu haben.«

»Das sagt überhaupt nichts. Worte sind nicht... entschuldige, Spinnchen.«

»Entschuldige dich nicht«, meinte Jaen leichthin und zog sie an der Hand. Sie gingen weiter auf die Mitte des Hains zu. Das Summen der Spinnen wurde lauter. In den Flecken von Mondschein zwischen den Bäumen konnte Arachne sehen, daß Jaen lächelte, aber dem Griff seiner Hand und der klaren Luft zwischen ihnen entnahm sie einen unbekannten Groll und war besorgt.

»Kyles«, fragte Jaen unvermittelt. »Wie fühlt sich der Hain für dich an?«

Arachne drehte sich um, um ihren Ehemann anzuschauen.

»Seht euch dieses Netz an!« meinte Kyles und deutete auf die betreffende Stelle.

Das Netz spannte sich zwischen einem Baumstumpf und einer Steinsäule, die genau zu dem Zweck dort aufgestellt worden war, Netze anzuziehen. Im Mondschein sah die starke, feine Netzseide aus, als hätte sie die Farbe von dunklem Wein, im Sonnenschein wäre es ein Scharlachrot wie Jaens Chiton. Die Spinne hatte bereits den Brückenfaden, die Radien und die Grundlinien gesponnen. Nun spann sie die provisorische Spirale, wobei ihre Spinndrüse klebrige Seide in einem langen, endlosen Faden immer und immer wieder über die Radialfäden führte. Wenn die provisorische Spirale fertig wäre, würde die Spinne kehrtmachen und sie zerstören, sie aufrollen und gleichzeitig die zahlreicheren und dichter nebeneinander liegenden Fäden der endgültigen, klebrig-zähen Spirale spinnen. Diese von Arachnes Frauen geduldig wieder abgewickelten Spiralen lieferten die Seide für ihre Webstühle. Die Spinne sumnte bei der Arbeit. Es war eine alte Spinne, und die zerklüfteten, smaragdgrünen Linien des Rückenpanzers waren fast zu Moosgrün verblaßt.

Jaen lachte leise. »Soll diese Antwort ein Bild oder eine Ausflucht sein, Kyles?«

Erschreckt wandte Arachne sich von dem Netz ab, um ihren Ehemann anzusehen.

Kyles antwortete nicht. Er betrachtete die Spinne, und sein Gesicht wirkte kühl und verschlossen. Arachne fühlte den schwachen, aber deutlichen Schimmer in der Luft zwischen sich und Kyles und hörte sich sagen: »Kyles war als Kind nicht so oft im Hain, Jaen. Vergiß nicht, daß er von der Ostküste stammt.«

»Natürlich vergesse ich das nicht«, meinte Jaen leicht hin. Er bückte sich und berührte das Netz mit einem Finger. Die Spinne hörte sogleich zu weben und zu summen auf. Sie verharnte reglos auf einem Speichenfaden und wartete, ob die fremde Vibration wiederkehrte. Ein wenig von dem Silberschimmer der Luft erstarb. »Eiland hat weder so viele Grundbesitzer, noch Arachne so viele Ehemänner, als daß ich vergessen könnte, wohin Kyles gehört. Kommt, laßt uns zum Spinnenstein gehen.«

Die drei näherten sich dem Zentrum des Hains und gingen langsam, um kein Netz zu beschädigen. In der monddurchleuchteten Dunkelheit glänzten die Netze schwach in verwaschenen Farben. Jeden Morgen wurden Pharmaka in den Tau gesprüht, von dem die Spinnen tranken. Diese Pharmaka veränderten Farbe und Struktur der Seide, und je nachdem waren die Netze, die sich über den Hain spannten, scharlachrot, bernsteinfarben, jade-grün, kobaltblau, elfenbeinindigo- oder alizarinfarben.

Sie hingen von Bäumen, Felsen, Sträuchern und schlanken Steinsäulen. Gelegentlich neigte sich ein hoher Grashalm oder ein Blumenstengel unter der Last schwerer Seide. Um Arachne her bauschten sich Netze im warmen Abendlüftchen, Blätter raschelten und Spinnen summten.

Arachne war immer noch beunruhigt. »Wo jeder hingehört«, hatte Jaen gesagt, nicht »wo jeder herkommt«. Nur durch die verschärfte Wahrnehmung im Hain hatte sie überhaupt den Unterschied bemerkt, und nur im Hain selbst würde sie diese kurz aufkommende Spannung empfinden – wie die leichte Bewegung in der Luft –, als Jaen sprach. Aber war nun Kyles oder Jaen Auslöser dieser Spannung? Jaen mochte nicht, daß seine Frage unbeantwortet blieb. Und das Netz – dieses Netz hatte irgendein störender Schimmer umgeben, den sie gefühlt hatte, bevor Jaen es mit dem Finger berührte.

»Paß auf«, mahnte Jaen. »Noch ein Netz.«

Arachne hatte sich so stark konzentriert, daß sie fast hineingelaufen wäre. Hastig trat sie zurück. Das Netz, das sich zwischen zwei Bäumen spannte, war ein weites Labyrinth so feiner Seide, daß es fast nicht zu sehen war. Die Spinne mußte mehrere Tage lang keine Pharmaka getrunken haben, denn das Netz hatte seine Naturfarbe, ein aschiges Grau. Es sah aus wie gefrorener Rauch oder der neblige Morgendunst, der im klaren Licht von Eiland so selten auftrat.

»Das Netz ist riesig«, meinte Arachne und breitete die Arme aus, um die Spannweite zu messen. Ihre Arme wurden steif und ihre Züge erstarrten. Eine solche Gefühlsintensität wogte durch ihr Blut und ihr Denken, die mit nichts vergleichbar war, was sie jemals zuvor im Hain empfunden hatte, daß ihr schauderte und sie fast aufgeschrien hätte. Alles fiel auseinander: Netz, Hain, sie selbst – nein, fiel nicht auseinander, sondern verschmolz. Sie war Netz und Hain, und alles, was sie zuvor über Ausgelastetheit, Licht und Zeit gesagt hatte, war fürchterlicher Unsinn. Es gab keine Klarheit der Wahrnehmung und keine Ausgewogenheit des Lichts – es gab nur Arachne, und Arachne *war* Wahrnehmung, *war* Licht, war die mitreißende Intensität von Himmelsblut, das die einzig wirklich wichtige Wahrnehmung darstellte: die Intensität von Blut hier in der Dunkelheit in diesem Augenblick. Sie stand nicht auf der Hand der Göttin: Sie *war* die Göttin, und alles ringsumher war Tod.

Jaen sagte etwas. Sie hörte ihn nicht. Er sprach erneut, und inzwischen war der Augenblick – wie rasch! – vorüber. Erschüttert ließ Arachne die Arme sinken und starrte das aschfahle Netz an.

»Ich sagte, ich weiß nicht, wie du und deine Frauen so feine Fäden verweben können.«

»Sie können es nicht«, erklärte Arachne benommen.
»Ich schon.«

Jaen sagte wieder etwas.

»Was? Entschuldige – was?« Der Augenblick war vorüber, aber sie fühlte immer noch das Prickeln in der Luft um sie her, und sie schaute Jaen fassungslos an. Er zog die Stirn kraus.

»Die Seide, Arachne, die Seide. Was wirst du daraus weben?«

»Ich weiß nicht. Ich bin mir nicht sicher. Sie ist so fein.«

»Das ist sie.« Er streckte einen Finger aus, aber Arachne schrie auf: »Nein, tu's nicht!«

Der Finger hielt inne. Wortlos machte Jaen einen Bogen um das Netz, ging übers Gras, und Arachne folgte ihm. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen. Bis sie am Spinnenstein angelangten, fühlte Arachne, wie ihre Stimmung wieder sank, und sie fragte sich, was in dem verzehrenden Augenblick an dem Spinnennetz eigentlich geschehen war. Nun schien die strahlende, ruhige Klarheit des Hains plötzlich gedämpft.

Einen Augenblick lang war sie die Erste Weberin der Welt gewesen.

Arachne schüttelte den Kopf. Wogen der Trauer um den vergangenen Augenblick fluteten immer wieder über sie hinweg, Trauer um das unhaltbare Erkennen von ... ja, wovon eigentlich? Sie wußte keine Antwort. Um sich zu trösten, streckte sie die Hand aus und faßte nach dem harten, vertrauten Spinnenstein.

Er erhob sich vom Boden bis in Brusthöhe in einem vollkommenen Rund. Er war schwach golden, von einem blaß durchschimmernden Bernstein, der Einblick in große Tiefen zu geben versprach, in Wirklichkeit jedoch so massiv wie Marmor und weit härter war. Selbst in mondlosen Nächten schimmerte er leicht. Die Oberfläche fühlte sich glatt und schlüpfrig an und war wabenartig mit Hunderten kleiner, runder Löcher durchsetzt, die in winzigen gewundenen Tunneln in den Stein führten. Dort hinein krochen die schwangeren Spinnenweibchen, machten sich dabei kleiner, als es nur möglich schien, und tauchten nach wenigen Tagen wieder erschöpft, runzlig und hungrig auf, um auf Nahrungssuche davonzukrabbeln. Sie würden wieder zurück sein und am gleichen Loch warten, wenn die frisch geschlüpften Spinnchen herauswankten, um auf den Rücken ihrer Mutter zu kriechen.

Jaen wirkte in sich zurückgezogen, seine Kinnhaltung so abweisend wie die einer Skulptur. Arachne begriff, daß ihm ihr impulsives »Tu's nicht!« nicht gefallen hatte, und sie sagte aus einem Bedürfnis heraus, die winzige Kluft zu überbrücken und sich dort zu verankern, wo sie stets bei Jaen gestanden hatte: »Erinnerst du dich, wie wir immer Stöckchen und Kiesel in die Löcher warfen, um herauszufinden, wohin sie fielen?«

»Und völlig ergebnislos.«

»Aber mit großem Vergnügen – weißt du noch? Heute macht Pholen das gleiche.«

Jaen lächelte. »Buddelt er auch neben dem Spinnenstein?«

»Und kommt auch nicht tiefer als die Armlänge, die wir damals gruben. Die gleiche Priesterin, die alte Stydia, hat ihn das Loch wieder auffüllen lassen.«

»Was, die lebt immer noch?«

»Jawohl, und überwacht immer noch die Tempelrituale. Pholen versucht genauso wie wir, die Löcher im Stein zu zählen.«

»Du hattest dich immer wieder verzählt«, erinnerte sich Jaen.

»Und du hast welche übersprungen, um schneller fertig zu werden.«

»Zumindest hast du mir das immer vorgeworfen. Macht Amaura Pholen den gleichen Vorwurf?«

»Das tat sie bis vor wenigen Jahren, bis sie plötzlich zu vornehm wurde, Spinnenlöcher zu zählen. Was sie allerdings nie versucht haben: die Pharmaka zu trinken!«

Jaen warf den Kopf zurück und lachte, und das Lachen klang schrill in der Dunkelheit. »Daran hatte ich gar nicht mehr gedacht! Kyles, du wirst es nicht glauben – ich habe tatsächlich von den Pharmaka getrunken. Ich wollte ein Netz spinnen. Arachne war entsetzt.«

»Du hattest drei Tage lang Durchfall«, erinnerte sich Arachne. »Ich befürchtete ernstlich, du hättest dich vergiftet, und man würde es mir zum Vorwurf machen.«

»Und kein Netz. Das alles, und ich bekam kein Netz. Es brach mir fast das Herz.«

»Du hast tagelang geweint. Ich konnte dich überhaupt nicht beruhigen.«

»Aber unserer Kinderschwester hast du nichts erzählt. Ich hatte Angst, du würdest mich verpfeifen. Ich hätte es besser wissen müssen: Das hast du nie gemacht.«

»Natürlich nicht.«

»Du warst immer da«, sagte Jaen, und sein Ton hatte sich ein bißchen verändert, »und standest zwischen mir und den Konsequenzen meiner Torheiten.«

Kyles schaute zu Jaen hoch. Jaen streckte die Hand aus und streichelte den Spinnenstein, erst abwesend mit den Fingerspitzen, dann mit seinen stumpfen, rechteckigen Nägeln. Beides blieb gleichermaßen lautlos. Jaen drehte seine Hand um und fuhr mit seinem Ring über die Steinoberfläche. Seine Armmuskeln traten deutlich hervor. Der Ring, ein Bronzereif mit Edelsteinen von einem Handelsschiff, kratzte laut. Schweiß stand Jaen auf der Stirn. Er kratzte mit aller Kraft an dem Stein, und das scharrende Geräusch wurde lauter. Als er aufhörte und hochschaute, lächelte er kalt.

»Seht ihr – keine Spur.«

Arachne und Kyles starrten ihn an.

»Der Ring ist es, der Kratzer davongetragen hat«, konstatierte Jaen mit dem gleichen merkwürdigen Lächeln. »So war es immer.«

»Jaen«, hob Arachne an und verstummte, weil sie nichts zu sagen hatte. Sie war entsetzt von Jaens kleiner Gewalttätigkeit, aber sie hätte nicht erklären können, warum. Noch immer wirkte der erhabene Augenblick vor dem rauchgrauen Netz auf sie nach und schwebte direkt jenseits ihrer drei Gestalten. Das machte Jaens Lächeln noch schlimmer, aber warum dem so war, wußte sie auch nicht.

»Niemand kann dem Spinnenstein etwas anhaben«, bemerkte Jaen. »Zumindest noch nicht. Bislang noch niemand. Kyles versteht das. Nicht wahr, Kyles?«

»Laßt uns umkehren«, schlug Kyles vor und ging um das Netz und zur Kolonnade zurück. Arachne wollte im Hain bleiben – dem Hain jetzt, so wie er immer gewesen war – aber Jaen zuckte mit den Schultern, trat neben Kyles, und sie folgte den beiden Männern. Das Gras unter ihren Sandalen raschelte leise. Die summende Dunkelheit war schwer und warm wie Wasser, und sie war sich bewußt, sie mit ihrem Körper auch wie Wasser zu teilen und daß sie sich wieder lautlos hinter ihr schloß. Die duftgeschwängerte Luft strömte ihr in Nase und Mund, in die Ohren und zwischen den Fingern hindurch. Sie konn-

te nicht sagen, wo die summende Luft endete und sie selbst begann, und sie fühlte, daß der Unterschied auch nicht so groß war. Sie gab sich dem Gefühl und dem Hain von einst hin und ließ sich davon zuflüstern, bis ihr Inneres ruhig und klar war. Zwischen den Bäumen hindurch sprenkelte der Mondschein das Gras, und in durchschimmernden Netzen blitzte es golden auf, wo die summenden Spinnen zu sehen waren.

An der Kolonnade hatte die alte Spinne das scharlachrote Netz vollendet. Arachne schaute es an und erstarrte.

Die provisorische Spirale war aufgewickelt und die Spinne legte nun die Nabe für die dicke Spirale. Sie arbeitete emsig, ging unentwegt im Kreis, Seide floß aus ihren Drüsen und erhärtete, wenn sie mit der Luft in Berührung kam. Aber die Seide war durch und durch verdorben. Sie war mal dick, mal dünn, und über die gesamte Länge hingen Fetzen herab. Manche Stücke hatten die spröde Steife von kranken Knochen, während andere Stellen bereits gerissen waren, so daß winzige Bruchstückchen zwischen den Speichen herabbaumelten. Die Speichenfäden waren scharlachrot, doch die Spirale hatte die stumpfe Farbe von verschorftem Blut.

Jaen gaffte das Netz an. Es war erschreckend, grotesk ... so faszinierend und aufwühlend wie ein mißgestaltetes Kind.

»Die Spinne ist krank«, meinte er. »Oder sie hat etwas Schlechtes gegessen oder getrunken – daran liegt es,

Arachne, sie hat vergiftetes Wasser getrunken, Wasser, in dem ein totes Tier lag oder... Arachne...«

Sie hörte nicht zu. Sie war von ihm fortgestürzt und lief von Netz zu Netz, musterte jedes für einen Augenblick und rannte dann zum nächsten, tiefer im Hain, ohne dazwischen über etwas zu stolpern. Wilde, wortlose kleine Schreie entfuhrten bei jedem Netz ihrer Kehle, aber ihr Gesicht schien gar nicht zu den Schreien zu passen: Es war starr vor Furcht. Jaen stand wie vom Donner gerührt. Kyles fing sie und hielt sie fest, aber sie trat nach ihm, riß sich los, würgte weiter ihre wortlosen Schreie hervor und stolperte zum nächsten Netz.

»Arachne!« rief Jaen. Sie hörte ihn nicht.

Er packte sie und drückte ihr die Arme nach hinten; sie riß eine Hand los, wehrte sich, trat und kratzte. Ihre Nägel gruben sich in seine Wange, daß er blutete. Jaen fluchte und packte mit seiner freien Hand ihr Gelenk. Sie schlug ihn auf den Mund. Sein Kopf kippte nach hinten, und fast hätte sie ihr anderes Gelenk freibekommen. Aber er brachte sie aus dem Gleichgewicht und kämpfte, setzte dabei seine größere Kraft und Körpergröße, nicht aber seine Fäuste ein, bis er ihre beiden Hände auf dem Rücken und eines ihrer Beine zwischen die seinen geklemmt hielt. Sie versuchte, ihn mit dem Kinn zu stoßen, aber er hielt ihre Hände mit der einen und ihren Kopf mit der anderen Hand fest und schleppte sie durch den restli-

chen Hain zu dem rauchgrauen Netz in der Nähe des Spinnensteins.

»Schau es dir an, Arachne. Schau dir das Netz an.«

Sie wollte sich wieder wehren. Er zwang ihren Kopf in Richtung des Netzes, und sein Griff hinderte sie daran, den Blick abzuwenden.

»Schau dir das Netz an!«

Das Spinnennetz schaukelte im leichten Wind. Jeder Seidenfaden kräuselte sich, flexibel und kräftig wie er war und doch so zart, daß die Umrisse des Spinnensteins durch das Spinnengewebe hindurch fest und deutlich zu erkennen waren.

»Ich habe noch niemals so prachtvolle Seide gesehen«, erklärte Jaen. »Das Netz ist vollkommen. Sie sind alle makellos, alle anderen. *Makellos*, Arachne.«

Allmählich beruhigte Arachne sich. Als sie sich bewegte, um den Kopf zu drehen, löste Jaen seine Umklammerung erst von ihrem Kopf, dann von ihren Handgelenken. Sie beugte sich nach vorn und untersuchte das rauchgraue Netz Faden für Faden, widmete ihre Aufmerksamkeit jeder Speiche, jedem Spiralsegment zwischen den Speichen. Als sie fertig war, ging sie langsam im Kreis, ließ den Blick über den Rest des Hains schweifen, auch wenn die übrigen Netze nur als verschwommene Farbflecke in der Dunkelheit zu erkennen waren. Über ihr rauschten die Bäume und brachten damit die exoti-

schen Düfte hervor. Spinnen summten. Der Mond glitt am Himmel allmählich abwärts.

»Ein ganz gewöhnlicher Abend«, kommentierte Jaen trocken. Er betrachtete sie aufmerksam, sie fühlte seine Besorgnis um sie, den Selbstschutz seiner Ironie und seine Verwunderung, daß sie - Arachne – sich so hysterisch aufführen sollte. Seine Neugier war deutlich voller Erstaunen und enthielt, so fühlte Arachne, mehr als nur ein wenig Freude. Warum? Was konnte Jaen gefallen? Daß sie sich in solchem Maße Teil des Hains fühlte, um angesichts seiner Veränderung wild zu werden? Das wußte er doch schon. Das wußte er auf jeden Fall.

Arachne war selbst erstaunt über ihre Reaktion auf die mißgebildete Seide.

»Es kam vom Abmessen dieses Netzes«, sagte sie. »Just in diesem Augenblick. Es lag nicht nur an der scharlachroten Seide.«

Jaen schaute verwirrt drein. Arachne wußte, daß sie es nicht erklären konnte und wollte es erst gar nicht versuchen. Blut perlte auf Jaens Wange, wo sie ihn gekratzt hatte. Eine Seite seiner Oberlippe begann anzuschwellen. Auf ihren eigenen Oberarmen waren Blutergüsse, die jetzt noch rot waren, morgen aber blau wären, wo er sie festgehalten hatte. Anstatt einer Erklärung lehnte sie sich an Jaens Brust und wandte den Blick wieder zu dem rauchgrauen Netz. Die kunstvolle, edelsteinbesetzte Bro-

sche auf Jaens Schulter kratzte sie an der Wange, aber sie rührte sich nicht. Er roch nach Wein, Seide und seinem eigenen Körpergeruch, der ihr so vertraut war wie der Duft des Hains selbst.

Makellos. Die rauchgraue Seide war makellos.

Eine Mücke flog in das Netz. Sie blieb an dem zähen, klebrigen Spiralfaden hängen und begann mit den Flügeln zu schlagen. Das Netz schaukelte, aber die Seide, aus der sich Seile flechten ließen, die Steinblöcke trugen, hielt ohne zu reißen, und Bruder und Schwester sahen zu, wie die Spinne heranhuschte, die Mücke zu betäuben, etwas von ihr zu saugen und den Rest einzuwickeln und sicher am Brückenfaden zu verankern. Dann kehrte die Spinne an den Rand ihres Netzes zurück und kauerte sich reglos zusammen.

Weder Arachne noch Jaen sprachen ein Wort. Das satte Schweigen des Hains umhüllte sie. Zeit balancierte am Rand des Spinnensummens, und Arachne ließ sich allmählich in beides fallen, beobachtete das aschfarbene Netz, fühlte um sich her die endlosen regenbogenfarbenen Muster von endlos regenbogenfarbener Schönheit. An Jaen gelehnt berührte sie erst ein stummes Muster, dann ein anderes und noch eines.

Der Hain um sie her atmete voll genüßlicher Freude.

Erst als schließlich der Mond unterging, rührte sich Arachne und schüttelte den Kopf. Stunden – sie mußten

Stunden vor dem aschgrauen Netz gestanden haben, und Jaen hielt die Arme um sie geschlungen. Nun verlagerte er in der Dunkelheit sein Gewicht und vertrat sich die Füße. Erst dann dachte Arachne wieder an Kyles und daran, daß sie gar nicht bemerkt hatte, wann er gegangen war.

4

Am Tag, als Jaen nach Thera segelte, standen Amaura und Pholen auf den Klippen an der Westseite von Eiland und blickten hinaus aufs Meer. Hinter ihnen erhoben sich die Mauern der Villae. Unter ihnen dehnte sich die Wasserfläche funkelnd im Sonnenlicht, schimmerte türkis um den Fuß der Felswand und weiter draußen tiefblau. Am Horizont schaukelte der scharlachrote Fleck, der Jaens Seidensegel war.

Das Felssims, auf dem sie standen, war schmal und steinig, und die Klippe fiel senkrecht zu den Felsen unten hinab. Amaura und Pholen waren auf das Sims gelangt, indem sie aus dem Fenster geklettert waren, was ihnen verboten war. Nun standen sie mit den Rücken fest an die massive Steinmauer der Villae gelehnt. Amaura hielt Pholen bei der Hand. Mit der anderen schützte er seine Augen gleichermaßen vor dem blendenden Sonnenlicht wie dem Anblick des drohenden Klippenrandes wenige Schritte vor ihm; um beides zu erreichen, mußte er zwischen zwei Fingern hindurchspähen, die nicht lang genug waren, um beide Augen zu bedecken. Heiße Böen preßten die Chitons der Kinder gegen ihre Schenkel und hoben sie dann in die Höhe.

»Onkel Jaen ist fort«, sagte Pholen probeweise. Amaura sah ihn spöttisch an und schwieg.

»Er segelt weit fort«, fügte Pholen hinzu.

Ein Meeresvogel flog kreisend und kreischend an ihnen vorüber und tauchte hinter der Klippe außer Sicht.

»Wir sind hier«, bestimmte Pholen. »Wir bleiben. Mutter und Vater bleiben hier. Wir segeln nicht davon.«

»Doch, tun wir wohl«, entgegnete Amaura. »Wir segeln jetzt.«

»Wohin?«

»Du bist ja so ein Baby«, sagte Amaura, jedoch nicht grob. Sie empfand eine angenehme Verwirrung hier oben am Rand der Klippe im Sonnenschein. Von diesem ungeahnten Standpunkt aus wirkte die Welt fast leer, bestand vorrangig aus Meer und Himmel, zwischen denen sie losgelöst schwebte. Eiland stand in hochsommerlicher Entfaltung. Ihr war schwindelig von der ungeminderten Kraft von Sonne auf Stein, von den hüpfenden Lichtpunkten auf dem Wasser und der Hitze, die in ihrer Trockenheit schwerelos schien. Das alles versetzte sie in die träumerische Stimmung, daß Eiland und nicht Jaens Segel sich bewegte und einem tieferen, unberührten Sommer entgegenfuhr. Sie wollte sich dieses Gefühl nicht von Pholens Geplapper verderben lassen.

»Ich bin kein Baby«, widersprach Pholen. »Wenn wir jetzt segeln, wohin fahren wir denn dann?«

Ein zweiter Vogel zog kreischend am Kliff vorbei.

»*Wohin* fahren wir?«

»Halt den Mund!«

»Wohin es auch geht, *ich* fahre nicht mit. Ich gehe jetzt wieder hinein. Amaura? Laß mich los. Ich will nach drinnen.«

»Du hast alles kaputtgemacht!«

»Was? Ich habe überhaupt nichts gemacht. Hör auf, mich zu kneifen!«

»Am liebsten würde ich dich von der Klippe werfen!«

Das Kind begann zu weinen. Sein Arm war gerötet, wo sie ihn gekniffen hatte.

»Hör auf«, verlangte Amaura. »Hör auf zu heulen!« Und ihr Blick ruhte auf dem Mal auf seinem Arm. Sie hatte eine eigentümliche Augenfarbe: ein flaches, helles Grau, das selbst kein Licht aufsog, sondern es alles an den Betrachter zurückwarf. Gegen ihre unauffällig braune Haut und ihr schwarzes Haar wirkten diese flexionslosen, hellen Augen überraschend und für die dunkeläugigen und gefühlsstarken Eiländer verwirrend.

Pholen weinte heftiger. Es klang ein wenig gezwungen.

»*Hör auf zu heulen*. Sonst werden wir hier noch erwischt. Pholen, hör sofort auf.« Pholen weinte und rieb sich die Augen. Amaura schaute zum Fenster hinauf. »Hör zu. Hör zu ... wenn du zu weinen aufhörst, führe ich dich überallhin auf Eiland, wo du möchtest.«

Der kleine Junge nahm die Fäuste von den Augen und überlegte. »Überallhin?«

»Ja.«

»Dann möchte ich zum Hain.«

»Zum Hain? Dort kannst du doch immer hin. Dorthin willst du doch gar nicht.«

»Doch. Will ich wohl. Ich möchte Mama beim Weben zusehen. Und ich möchte sehen, wie die kleinen Baby-spinnnchen aus dem Stein kriechen. Heute müssen ein paar kommen.«

»Du bist selbst ein Baby.«

»Nein, bin ich nicht.«

»Wenn du keines bist, kannst du alleine zum Hain. Außerdem kommen heute keine Spinnchen heraus. Es werden«, fuhr Amaura grausam fort, »überhaupt keine Spinnchen mehr herauskommen. Niemals mehr.«

Pholen schaute sie erschreckt an und begann dann wieder zu weinen. Diesmal war nichts Gekünsteltes an seinen Tränen. Amaura kniete neben ihn und schlang die Arme um ihn, daß ihre Handrücken den warmen Mauerstein streiften.

»Nein, nein, weine nicht. Es werden neue Spinnchen kommen, Pholen, natürlich kommen neue. Ich habe es nicht ernst gemeint.«

»Warum hast du es dann gesagt?« fragte Pholen. Seine Nase lief. Er wischte sich mit dem Handrücken darüber.

Amaura setzte sich auf ihre Hacken zurück und blickte finster drein. Die wahre Antwort erschreckte sie. Sie hatte gesagt, es gäbe keine Spinnchen mehr, damit Pholen weinte und sie genau das tun konnte, was sie getan hatte, nämlich die Arme um ihn schlingen und ihn dazu zu bringen aufzuhören. Aber sie hätte ihn auch so jederzeit in den Arm nehmen können. Ihre Lüge hatte noch einen anderen Grund, den sie nicht verstand und plötzlich auch gar nicht verstehen wollte. Ihr Entsetzen beschämte sie so, daß sie Pholen finster anschaute.

»Ich werde mit dir Suva suchen gehen. Wir lassen uns von ihr Geschichten erzählen.«

»Ich will nicht Suva suchen. Ich möchte zum Hain.«

»Dann geh alleine.«

»Du hast mir versprochen, du würdest mich überallhin auf Eiland bringen, wenn ich zu weinen aufhörte.«

»Hast du aber nicht. Du fängst ja gerade wieder an. Wenn du heulst, brauche ich dich nirgendwohin zu bringen.«

Pholen schob seine Unterlippe vor. Er war alt genug zu begreifen, daß er gefoppt wurde, doch er durchschaute noch nicht, wie.

Amaura hob ihn hoch, schob ihn durch das Fenster zurück und kletterte selbst hinein, indem sie erst ein Bein, dann das andere über den Rand schwenkte. Es dauerte einen Augenblick, ehe ihre Augen sich an das düstere

Licht in dem Steinraum gewöhnt hatten. Als das geschehen war, sah sie Suva mit verschränkten Beinen vor einem flachen Wäschekessel am Boden sitzen, von wo sie sie mit ihrem schiefen, weitgehend zahnlosen Maul angrinste.

»Junge Herrin. Du hältst zu früh Ausschau.«

»Wonach?« fragte Amaura und strich nach dem Einstieg durchs Fenster ihren Chiton glatt.

»Das Schiff wird nicht so schnell untergehen.«

»Es wird überhaupt nicht untergehen«, widersprach Amaura und betrachtete Suva mit teilweise gespielter Abscheu. Amaura war gleichermaßen argwöhnisch und befremdet. Ihr Leben lang hatte man ihr erzählt, die alte Sklavin wäre verrückt, und ihr Leben lang war ihre Verwöhntheit beleidigt worden durch Suvas widerspenstiges Haar, Suvas abgebrochene Zähne, Suvas furchige, knochige Hände gleich gelben Klauen. Die alte Frau wusch sich, sah aber nicht so aus, und Amaura konnte Schmutz nicht ertragen. In jüngster Zeit jedoch ertappte Amaura sich dabei, daß sie die alte Frau suchte, und fühlte sich von irgendeiner Zugänglichkeit angezogen, die das Mädchen selbst nicht verstand. Suva sprach Dinge aus, die Amaura niemals sagen dürfte – abscheuliche, böse Dinge – und niemand störte sich daran, ob Amaura Suva widersprach, ihr zustimmte oder sie ignorierte. Suvas Wahnsinn führte dazu, daß die Erwachsenen ihren schockie-

renden Äußerungen keine Beachtung schenkten, und darin erkannte Amaura gleichermaßen eine Verpflichtung und eine beneidenswerte, anstößige Freiheit.

»Es war einmal eine Flotte von Schiffen, große Kriegsschiffe«, erzählte Suva freudig und rührte mit einem Stock den Stoff in ihrem Waschzuber. »Kriegsschiffe mit der Geschwindigkeit und Gefährlichkeit von Blitzen. Oh, sie waren prachtvoll! Jedes wurde von Reihen von Sklaven angetrieben, von denen ein jeder genug Muskelkraft besaß, einen jungen Bullen zu heben. Jedes Schiff hatte sich bei der Zerstörung einer Stadt bewährt. Jeder Kommandant war reich an erbeutetem Gold und erbeuteten Frauen. Jeder ...«

»Was ist das?« wollte Pholen wissen, der über den Kessel gebeugt stand.

»Ein Stück Seife, Kind. Die Begierde jedes Kriegers hatte bei mehr Völkern mehr Söhne gezeugt, als der Kommandant zählen konnte. Wenn die Flotte kämpfte, färbten die Meere sich so rot von Blut, daß die Fische erstickten, an die Oberfläche trieben und starben. Und die Fische waren so klebrig von Blut, daß sie zusammenhafteten und scharlachrot gefärbte, schwimmende Inseln bildeten, und die Krieger sprangen von Insel zu Insel an Land, um die gefallen Städte zu plündern. Wenn sie Tore einschlugen und drinnen über die Frauen und Kinder herfielen, dann brachten diese Krieger den Gestank

blutigen Fisches mit sich, und alle neun Monate später geborenen Kinder hatten glasige, starre Augen und klebrige, rote Flossen.«

Suva lächelte Pholen zu, zog ein Messer heraus, und begann, an dem Klumpen Schmierseife zu schnitzen. Pholen beugte sich tiefer, um zuzuschauen. Er hatte überhaupt nicht zugehört. Amaura, die ihrerseits aufgepaßt hatte, starrte Suva in regloser Faszination an. Sie begriff nicht alles, was sich in der Geschichte ereignet hatte, aber ihr Herz hatte begonnen, in unregelmäßigen, schmerzlichen Stößen zu schlagen. Suva gluckste, schüttelte den Kopf und stieß probenhalber mit dem Messer in die Seife.

»Eines Tages brach die Flotte zu einer Schlacht auf. Hörner schmetteten, Fahnen knatterten, Frauen weinten. Es war ein fesselnder Anblick. Die Flotte wollte den Feind niederringen, wie sie stets zuvor die Feinde niedergerungen hatte. Der Befehlshaber konsultierte die Priester, um den besten Tag für den Angriff zu ermitteln. Die Priester opferten einen Bullen, dann einen Sklaven und schließlich einen Hund. Den Hund schnitten sie auf...« Amaura wurde blaß, »und legten einen Tag fest. Der Befehlshaber hatte gehofft, früher angreifen zu können, aber er fügte sich den Priestern und wartete. Am Tag der Schlacht erhob sich ein gewaltiger Sturm. Winde heulten, Wellen überspülten die Schiffe, das Meer brodelte. Das Meer brodelte und brodelte...«

Suva hielt immer noch das Messer und begann, mit den Armen zu rudern. Gurgelnde, erstickende Geräusche drangen aus ihrer Kehle, sie verdrehte die Augen, die ihr schier aus dem Kopf traten. Das Messer blitzte in Lichtstreifen auf. Ihre Hände krallten nach der Luft. Pholen richtete sich mit offenem Mund auf, als Amaura Suvas Gelenk von der Hand packte, in der sie das Messer hielt, und ihr junges Gesicht Nase an Nase zu Suvas schob.

»Suva! Suva! Du ertrinkst jetzt nicht! Jetzt nicht!«

Der Blick der alten Frau konzentrierte sich wieder. Ihr Würgen verstummte. Sie starrte Amaura einen langen Augenblick an, nickte dann knapp und machte sich wieder daran, an der Seife herumzuschnippeln. Diese Aufgabe schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu erfordern. Die Kinder schauten einander an. »Was... was ist aus den Schiffen geworden?« fragte Amaura schließlich.

»Den Schiffen?«

»Von der *Flotte*!«

»Sie wurden natürlich alle zerstört. Alle ertranken. Befehlshaber, Priester, Soldaten, Sklaven. Die Sklaven an ihren Rudern als erste.«

Amaura dachte nach. »Die Soldaten haben das Ertrinken verdient. Nach dem vielen Morden.«

»Das war gleichgültig.«

»Gleichgültig! Die ganzen Kinder...« Sie hielt inne

und sah zu Pholen, aber der kleine Junge hörte nicht zu. Er beobachtete Suva bei ihrer Schnitzerei.

»Die ganzen Kinder«, gluckste Suva. »Die ganzen Soldaten, die ganzen Sklaven. Ja. Alle wegen eines einzigen Hundes mit verdrehten Eingeweiden, die sie auf den Grund des Meeres brachten!« Ihr Glucksen explodierte zu richtigen Heiterkeitsausbrüchen. Sie lachte und lachte, schaukelte auf ihren knöchernen Hinterbacken vor und zurück, und das Messer blitzte im Licht, das vom Fenster, hinter dem das Meer sich erstreckte, hereindrang.

Suva lachte, bis ihr Tränen die Wangen hinabließen und in den Waschkessel fielen. Amaura wandte den Blick ab. Sie war gleichermaßen entsetzt über die Grausamkeit der Geschichte und des Gelächters und dachte, daß sie irgendwie auch Verlegenheit empfinden mußte. Aber irgend etwas in beidem, in Geschichte und Lachen – eine gesteigerte, erregende Freiheit, die untrennbar mit ihrer Grausamkeit verbunden war – beunruhigte sie. Solche Dinge ereigneten sich nicht auf Eiland. Sie konnten gar nicht geschehen. Es waren nur alte Geschichten, wahrscheinlich unwahre Geschichten, mit denen man Kinder erschrecken wollte. Glasige, starre Augen und klebrige, rote Rückenflossen ..., und auf Eiland geschah niemals etwas. Und es würde auch niemals etwas geschehen. Hörner schmetterten, Fahnen knatterten –

Amaura glaubte Sonne auf Stahl in schwindel- und furchterregender Weise blitzen und Frauen weinen zu sehen. Sie erschauerte, gähnte und schlug nach Suva.

»Du bist verrückt! Jeder weiß, daß du verrückt bist.«

»Die verdrehten Eingeweide eines einzigen Hundes!« kreischte Suva und brach in noch größeres Gelächter aus. Amaura packte Pholen bei der Hand und wollte ihn aus dem Zimmer zerren, aber er hatte im Waschzuber geplansch und war zu glitschig, als daß sie ihn hätte halten können.

»Mach mit deiner Wäsche weiter. Du hast zu arbeiten«, befahl Amaura. Suva beachtete sie gar nicht, schwankte und gluckste in einem fort. Bei ihrem Anfall hatte sie die Seife fallen lassen; Pholen bückte sich und hob sie auf.

»Es ist ein *Kopf*«, stellte er erfreut fest. »Du hast einen Kopf gemacht! Aber du hast ihn nicht fertiggeschnitzt, Suva. Wer wird das denn?«

Die alte Frau hörte zu lachen auf und schaute ihn an. Die Ränder ihrer Nasenflügel bebten.

»Bin ich das, Suva? Machst du mich?«

»Nein, Kind. Dich nicht.«

»Wen denn dann?« wollte Pholen wissen. Niemand antwortete ihm. Suva nahm ihm die Seife ab und begann wieder zu schnitzen. Sie arbeitete so schnell und sauber, als hätte es ihren Lachanfall niemals gegeben. Ihr Ge-

sicht war ruhig, ihre schwarzen Augen auf die Seife gerichtet und in all ihren Bewegungen lag die geschäftige Emsigkeit einer gehorsamen Sklavin. Amaura blinzelte.

»Mama macht auch etwas«, erzählte Pholen. »Sie webt etwas im Hain, und es wird ganz anders als alle Seide zuvor. Es wird etwas Besonderes.«

»Ganz bestimmt, Kind.«

»Du solltest mitkommen, es dir ansehen, Suva! Ich führe dich hin.«

»Sie hat doch Angst vor Spinnen«, warf Amaura schonungslos dazwischen. »Und auch vor dem Meer. Sie hat vor allem Angst – *nicht wahr*, Suva?«

»Vor *Spinnen*?« fragte Pholen erstaunt, obwohl man es ihm schon einmal gesagt hatte.

»Vor allem. Sie will nicht vom Meer fort, weil es überall sonst Spinnen gibt, und sie will nicht ans Fenster treten aus Angst, ins Meer zu fallen. Noch einmal.«

»Ich komme aus dem Meer«, erklärte Suva. Ihre Stimme klang heiter und liebevoll; sie hätte von einem geliebten Dorf erzählen können, nach dem sie Heimweh hatte. »Ich kam erwachsen aus dem Meer, und vor diesem Augenblick besitze ich keine Vergangenheit. Kein Mann hat mich jemals berührt. Ich entsprang der See, Vögel flogen mir singend voraus, und seit mein Fuß Eiland berührte, ist das Land vor Hungersnot, Pestilenz und Krieg verschont geblieben.«

»Eiland hat niemals Kriege gekannt! Und auch keine Hungersnöte!«

»Ich entstieg dem Meer singend«, fuhr Suva unerschütterlich fort, »und die Schwärme von Seevögeln stellten für diesen Augenblick und niemals zuvor und niemals danach ihr Kreischen ein und gurrten für mich süß wie Tauben. Eine weiße Eule flog auf meine Schulter, die eine weiße Blüte im Schnabel trug, und obgleich sie die Blüte hielt, sang auch sie unablässig.«

»Du warst eine Schiffsbrüchige; meine Mutter fand dich angespült am Strand, und du warst blutverschmiert und halb tot!« hielt ihr Amaura entgegen. »So hat es mir meine Mutter erzählt.«

»Sang unablässig«, meinte Suva träumerisch. Das Messer flog über die Seife. »Mit Singen begann in diesem Augenblick mein Leben. Direkt aus dem Meer.«

»Woher kennst du dann die Geschichte von der Kriegsflotte? Sag mir *das* mal – wenn du kein anderes Leben führtest, woher kennst du dann die ganzen Geschichten?«

»Unablässig singend. Direkt aus dem Meer.«

»Ich liebe das Meer«, erklärte Pholen. »Ich mag die Steine am Hafen. Aber den Hain mag ich noch lieber.«

»Die junge Herrin mag ihn nicht lieber«, behauptete Suva. Sie blickte listig von ihrer Seife hoch. Ihre schwarzen Augen funkelten erheitert. »Nein, nein, die junge Herrin gewiß nicht.«

»Doch«, widersprach Pholen. »Sie mag den Hain am liebsten. Jeder mag ihn am liebsten. Dort sind die Spinnen, und die mag ich schrecklich gern. Mama sagt, ich soll sie nur nicht streicheln, wenn sie ihre Seide spinnen, denn wenn man sie dann streichelt, hören sie auf. Sie summen, Suva!«

»Tatsächlich, Kind?«

»Aber in der Nähe des Meeres summen sie nicht. Sie mögen das Meer nicht.«

»Sang unablässig«, murmelte Suva.

Amaura warf sich herum und drehte ihnen beiden den Rücken zu. Pholen war ein Baby und Suva verrückt. Verrückt, verrückt, verrückt. Verrückt und böse. Die ganzen Kinder.

»Einmal«, erzählte Suva, »aß die Muttergöttin eine Feige. Im Innern fand sie zwei winzige kleine Jungen, kleiner als dein Daumen, Pholen. Sie waren häßlich wie Kröten. Sie hielt sie in ihrer Handfläche und lachte, weil sie so klein und häßlich waren. Aber sie war Muttergöttin, und ihre Hilflosigkeit rührte sie, also gab sie ihnen eine sterbliche Mutter und hieß die, die häßlichen Dinger aufzuziehen. Die Frau erklärte sich einverstanden. Doch als die Göttin fort war, dachte die Frau, daß zwei Babys kleiner als ein Daumen eine große Belastung darstellten. Trotzdem hatte sie immer noch Angst vor der Göttin.«

Amaura blieb mit dem Rücken zu ihnen stehen. Pholen beobachtete das zuckende Messer. Suva schnitzte weiter.

»Die Frau beschloß, nur ein Baby aufzuziehen und zu sagen, daß das andere gestorben wäre. Sie sah sich die Babys genau an. Sie waren genau gleich. Sie machte die Augen zu, hieb mit der Faust zu und schlug dann wieder die Augen auf, um zu sehen, welches sie zerquetscht hatte. Das Linke war tot. Das Rechte wuchs zu einem großen Helden heran, der ebenso tapfer wie gerecht war. Er machte aus seiner Mutter eine ehrwürdige Priesterin.«

Amaura stieß einen angewiderten Laut aus. Sie trat ans Fenster und ließ den Blick über das Meer schweifen. Es lag ruhig und blau im klaren Licht. Jaens Segel war am Horizont verschwunden. In der Nähe der Klippe, wo das Wasser eine hellere Tönung hatte, sprenkelten weiße Fleckchen die See: Meeresvögel. Sie konnte sie leise über dem monotonen Klatschen der kleinen Wellen am Fels hören, wie sie kreischten und tauchten. Es wehte kein Lüftchen, aber sie konnte die träge, warme Salzlucht riechen.

»Oh«, ließ sich Pholen hinter ihr vernehmen. Amaura drehte sich schnell um. Suva grinste und streckte ihre Hand aus, in der der geschnitzte Seifenkopf lag. Es war Jaens Kopf mit an den Schädel geklebten Locken. Ranken von Algen und Wassertropfen überzogen sein Gesicht, und sein Mund war zu einem gewaltigen, erstickten Schrei aufgerissen.

5

Keine der Frauen im Hain wollte einen direkten Blick auf Arachnes Webstuhl werfen.

Närrinnen, dachte sie lakonisch, aber sie wußte, daß die Frauen nicht töricht waren. Während Arachne vor ihrem Webstuhl stand und ihr Schiffchen zwischen den vertikalen Schußfäden hin und her flog, begriff sie, daß sie selbst nicht gerne das Muster ansah, das da in ihrer Seide Gestalt annahm. Es bereitere ihr keine Freude. Und wenn es ihr schon nicht gefiel, wie sollte es dann erst anderen gefallen? Dafür gab es keinerlei Grund – außer daß das Gefallen diesmal nicht der entscheidende Punkt war.

Die Sklaven hatten ihren Webstuhl zum Spinnenstein geschoben. Ihre Frauen hatten die ihren alle ein wenig abseits in verschiedenen Richtungen aufgestellt. Nur Cleis, die Fischerstochter mit den geschickten und gehorsamen Fingern, die als letzte zu den Weberinnen gestoßen war, arbeitete neben Arachne. Arachne lernte die neuen Frauen immer selbst an. Cleis' Gesicht legte sich über ihrer Arbeit in Falten. Bevor sie in die Villae gekommen war, hatte sie nur Wolle gewebt, und sie war

noch nicht an die größere Spannkraft und das geringere Gewicht der Seide gewöhnt. Arachne hatte ihr schwere, rauhe Seide gegeben, die Wollgeweben so ähnlich war, wie sie nur finden konnte, aber selbst damit zog Cleis ihr Schiffchen ein wenig zu hart und bediente den Schlagbaum ein wenig zu langsam. Als Arachne ihr hübsches Gesicht betrachtete, das aufmerksam über die Blumen- und Muschelmuster gebeugt war, dachte sie, daß Cleis zu angemessener Zeit eine fähige, allerdings niemals eine gute Weberin werden würde, und daß diese Differenzierung das Mädchen nicht kränken würde, denn sie würde niemals wissen, daß sie überhaupt existierte. Etwas bekümmerte Cleis – Arachne konnte den Schmerz sehen wie eine Quetschung an einem Taubenflügel –, aber es lag nicht an ihrer Weberei. Cleis würde es ihr irgendwann sagen. Es gab nichts in Cleis, das sie auf Dauer verschweigen würde.

Im Gegensatz zur restlichen Villae an diesem heißen, staubigen Mittsommertag war der Hain kühl und roch frisch. Geräusche plätscherten leise um die webenden Frauen. Obwohl sich auf Bodenhöhe kein Lüftchen bewegte, schwankten und raschelten die grünen Kronen der hohen Bäume. Das Flüster-Klopf, Flüster-Klopf von Schiffchen und Weberkämmen mischte sich in die leise Unterhaltung der Frauen. Am Rande des Hains in der Nähe der Kolonnade arbeiteten Handwerker, und eine

Gruppe Kinder veranstaltete irgendein Ringelspiel, bei dem viel gelacht wurde. Von ihren schattigen Plätzen summten leise die Spinnen, ein Summen, das kaum hörbar war, eher ein Gefühl als ein Geräusch.

Arachne schaute sich um und kämpfte gegen ihre aufkommende Verzweiflung.

»Das Muster kommt ungleichmäßig heraus«, meinte Cleis. »Schau, dieses Blütenblatt ist ganz verbogen.«

»Du ziehst das Schiffchen zu fest«, erklärte ihr Arachne.

»Mit Wolle ging es leichter.«

»Nur weil du Wolle gewöhnt warst.«

»Manchmal scheint es mir, als würde ich mich nie mit der Spinnenseide vertraut machen können.«

»Das wirst du aber.«

»Es kommt mir eben nicht so vor.«

»Nicht, wenn du herumjammerst, anstatt zu arbeiten«, tadelte Arachne. Nach einem Augenblick fügte sie hinzu. »Entschuldige bitte, Cleis.«

»Ich bin nicht gekränkt«, entgegnete das Mädchen beflissen.

»Das solltest du aber sein.«

»Ach nein, ich weiß, daß es schwer sein muß, sich mit einer Anfängerin herumzuplagen, wenn man so gut webt wie du, Herrin.«

»Nein. Du machst deine Sache sehr gut.«

»Es muß eine schreckliche Belastung sein.«

»Nein.«

»Als du meinem Vater die Nachricht zukommen ließest, daß ich Weberin werden könnte, hätte ich niemals daran gedacht, daß du selbst mich unterrichten würdest.«

»Ich unterweise stets die neuen Weberinnen.«

»Damit habe ich niemals gerechnet. Nicht du persönlich. Es muß eine schreckliche Belastung sein«, wiederholte sie.

»Nein.«

»Es ist sehr freundlich von dir.«

Arachne knirschte mit den Zähnen. Nach einer Pause meinte Cleis schüchtern: »Ich habe deine Webarbeiten schon lange bewundert. Natürlich lobt jedermann auf Eiland sie, aber ich habe einige Seiden gezeigt bekommen ... die nicht jeder kennt.«

»Ja?«

»Von ... von Meister Jaen.«

»Aha«, sagte Arachne. Nun erkannte sie den Kummer deutlich; Cleis' Herzschlag flatterte an ihrem Hals wie ein gefangener Vogel. Eine Erinnerung erstand vor Arachnes geistigem Auge: Beim letzten Fest der Göttin zur Saatzeit hatte Jaen lachend mit einem hübschen Mädchen mit glattem, ehrfurchtsvollem Gesicht getanzt. Sie sah sich Cleis näher an. Das Mädchen war möglicherweise Cleis gewesen, oder auch nicht - Jaen tanzte mit jedem

Mädchen, und sie schauten ihn alle so an, und er lachte ihnen allen zu.

Hatte ihnen allen zugelacht. Für einen Augenblick lang verschwamm die Seide auf dem Webstuhl vor ihren Augen. Wie weit draußen befanden sich inzwischen die roten Segel?

»Er zeigte mir die grüne Seide, die du gewebt hast, die mit den Blättern, Bäumen und Spinnen«, fuhr Cleis schnell fort. »Ich hätte glauben können, daß sie lebendig waren, Herrin. Ich hätte die Hand ausstrecken und eine Spinne abpflücken können!«

»Danke.«

»Ich sagte Jaen ... dem Meister ..., daß keine von uns dir jemals im Weben das Wasser reichen könnte und es auch gar nicht erst versuchen sollte.«

»Du hättest ihm sagen sollen, daß du es schon viel besser kannst als *er*!«

»Oh, aber... aber Männer weben nicht. Das verstehe ich nicht.«

»Herausforderungen erwecken sein Interesse«, erklärte Arachne mit einem Lächeln. Cleis schaute verblüfft und ein wenig erschreckt drein. Hübsch und dumm, dachte Arachne. Cleis würde niemals eine gute Weberin werden.

»Hoffentlich hast du nichts dagegen, daß er mir deine Seidenteppe gezeitigt hat«, meinte Cleis. »Ich sagte

ihm..., ich meine, ich gab ihm zu bedenken, daß er sie mir nicht zeigen dürfte, wenn du Einwände hättest.«

»Natürlich nicht! Was denkst du denn, wofür ich sie webe?«

Cleis lachte nervös. Sie hatte die Spitze der Seidenblume geglättet, die recht steif in Blauschattierungen blühte. Eine Hyazinthe, erkannte Arachne. Hyazinthen für Kummer. »Ich liebe deine Seidenarbeiten so sehr, Herrin«, sagte Cleis.

»Diese hier magst du aber nicht«, vermutete Arachne. Cleis senkte den Kopf, errötete und schwieg. Arachne hatte eine Lüge erwartet, irgend etwas Plumpes, Offensichtliches – Hyazinthen für Kummer –, aber das Mädchen schwieg. Arachne bekam dadurch eine bessere Meinung von ihr.

»Er kommt sicher zurück«, meinte sie freundlich.

»Natürlich wird er das!« platzte Cleis heraus. Schrecken stand in ihren Augen; offensichtlich hatte sie gar nichts anderes in Erwägung gezogen. Arachne verzog das Gesicht. Phantasielos, hübsch, sentimental – nein, sie würde keine gute Weberin abgeben.

Eine Zeitlang arbeiteten die Frauen schweigend. Die Sonne rutschte weiter den Spitzen der Westkolonnade zu. Wie weit draußen inzwischen, dachte Arachne – jenseits des Horizonts? Auf halbem Weg zu den unbewohnten Inseln, die nicht größer sind als der Hain, zu denen sie und Jaen als Kinder hingesegelt waren? Wie weit draußen war er nun?

Die Schatten im Gras wurden länger. Das Summen der Spinnen schwoll ein wenig an und mischte sich in das Flüster-Klopf, Flüster-Klopf der Schiffchen. Eine frische Brise rührte das Gras auf.

Cleis seufzte. »Es ist so herrlich hier.«

»Hier?«

»Hier ... im Hain.«

»Findest du?« fragte Arachne. Sie hatte sich auf ihrem Schemel zur Seite gedreht, um Cleis anzusehen. Sie war so heftig herumgeschwenkt, daß sie ihr Schiffchen fallen ließ. Angesichts ihres finsternen Blicks schreckte das Mädchen zurück. »Jetzt? Findest du, daß es jetzt, in diesem Augenblick, herrlich ist?«

»In diesem ... natürlich!«

Arachnes finsterner Blick hellte sich auf. Sie musterte Cleis' Gesicht so angespannt, daß Cleis allmählich furchtsam dreinschaute.

»Warum ist es herrlich?«

»Was?«

»Warum ist der Harn herrlich für dich? Was empfindest du? Hier, jetzt?«

Cleis schaute sich um. Ihr hübsches Gesicht zuckte. »Das Gras ist so grün und kühl, und die Bäume und ... ich liebe den Geruch, er ist so frisch. Und das Summen der Spinnen ist natürlich auch hübsch.«

»Hübsch?«

»Für dich nicht?«

Arachne packte das Mädchen bei den Schultern. Cleis zuckte zusammen, und Arachne lockerte den Griff. »Cleis, hör mich an, und vergiß nicht, was ich dir sage. Das ist nicht der Hain, wie er sein kann oder wie er war. Eiländer, selbst die jungen, müssen in der Lage sein, den Unterschied festzustellen. Der Hain ist heute nichts anderes als ein hübscher Baumbestand, der kühler und grüner ist als die meisten in einem heißen Sommer. Die Luft ist einfach nur süße Luft. Das Summen ist nur ein besänftigendes Geräusch. Aber so wie er einmal war ... versuch dich zu erinnern, wie er einmal war ...«

Sie hielt inne. Cleis hatte ihren Körper von der Stelle, wo Arachne ihre Schulter hielt, weggedreht. Ihr Schiffchen baumelte von ihrer Hand herab. In ihrem Gesicht standen Angst, Verlegenheit und Unverständnis. Sie war zu jung, begriff Arachne, um sich an den Hain zu erinnern, wie er einst gewesen war. Arachne ließ ihre Schulter los.

Eine Weile webten die Frauen stillschweigend weiter. Cleis beugte sich tief über ihre Arbeit und zerrte an dem Schiffchen. Auf diese Weise würde sie es verderben, dachte Arachne, und korrigierte das Mädchen wortlos. Dann fuhren sie mit dem Weben fort.

Schließlich sagte Arachne langsam und mühevoll: »In dem Hain herrschte ein goldenes Flimmern, Cleis. Wir

Weberinnen atmeten es durch Nase und Mund ein und gaben es durch unsere Finger wieder. Wir standen alle miteinander in Verbindung: Seide, Weberinnen, Spinnen und Hain. Wir webten, und keine von uns wußte, wieviel Zeit währenddessen verstrich. Wenn keiner kam, die Weberinnen zu einer Mahlzeit zu holen, webten wir bis zum Einbruch der Dunkelheit, ohne jemals zu begreifen, daß wir hungrig waren. Aber wir waren auch niemals sehr hungrig. Für Stunden danach empfanden wir eine Art Glühen auf Rücken und Nacken, ein warmes Kribbeln. Manchmal spreizte ich meine Finger, nur um sie anzuschauen.«

Nun schaute Cleis sie an.

»Wir haben nicht viel geredet«, fuhr Arachne fort. »Es schien keine Notwendigkeit zu bestehen. Die Seide war besser als Worte. Sie war vollkommener.«

Unverständnis stand auf Cleis' Gesicht. Ihre Augen waren rund vor Staunen. Arachne hätte noch mehr zu sagen gehabt, aber sie konnte es nicht angesichts dieser runden Augen. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem Webstuhl zu, und kurz darauf tat Cleis, wenn auch immer noch verwirrt, es ihr nach. Arachnes Schiffchen flog durch den Rahmen: Flüster-Klopf, Flüster-Klopf. Cleis drehte sich zu ihrem Webstuhl, suchte aus dem Korb zu ihren Füßen eine andere Farbe aus und fädelte das Schiffchen neu ein. Als sie den Kopf tief über die Seide

gebeugt hielt, sagte Arachne ruhig: »Vor zwei Tagen ist ein Sklave an der Südküste zum Krüppel geschlagen worden. Er ließ einen Weinkrug fallen, so daß er zerbrach. Sein Herr schlug ihn. Er hat beide Beine gebrochen. Er kann nicht gehen.«

Cleis riß den Kopf hoch, ließ das Schiffchen fallen und stieß den Korb mit der Spinnenseide um.

»Der Herr war seit einem Jahr nicht mehr zum Hain gekommen«, fuhr Arachne fort. »Er sah keinen Grund zu kommen. Der Hain wäre für Frauen, meinte er, damit sie dort saßen und webten. Er aber sei keine Frau. Der Sklave wäre sein Eigentum.«

»Wie ekelhaft!«

»Ekelhaft?«

»Ich hoffe, du wirst ihn bei der Ratssitzung lebenslänglich verbannen!«

»Das werde ich. Aber Cleis ...«

»Ich bin froh, daß ich keine solchen Leute kenne. Ich bin sicher, daß in der Villae keine solchen Menschen leben. Die Menschen in der Villae verletzen einander nicht, nicht einmal Sklaven.«

»Warum nicht?«

»Warum sie einander nicht wehtun?«

»Ja. Warum nicht?«

Cleis zog die Stirn kraus. »Ich nehme an, die Menschen in der Villae tun einander nicht weh, weil... sie

nett sind. Die Menschen sind nett. Es ist nicht so wie in den alten Geschichten.«

»Cleis. *Cleis* ...«

»Dann weiß ich es nicht!« Das Mädchen schrie. »Wenn das nicht die richtige Antwort ist, dann weiß ich es eben nicht.«

Arachne begriff, daß das Mädchen sich bedrängt fühlte. Sie selbst merkte, wie ihre Geduld, mit der es noch nie weit her war, schnell nachließ. Als Arachne Cleis anschaute, wußte sie plötzlich, daß sie versuchte, Verständnis von diesem schlichtmütigen Geschöpf aus Gründen zu erzwingen, die mit Cleis selbst wenig zu tun hatten. Weil Amaura zu jung war. Weil Kyles zu verschlossen war. Weil ihre Frauen die Seide auf ihrem Webstuhl nicht betrachten wollten. Weil Jaen fort war. Vor allem anderen, weil Jaen fort war. Aber vielleicht hatte er Cleis ein wenig gern gehabt, als er noch hiergewesen war, und das war auch eine Art Band.

Ich werde schon zum Bettler, dachte Arachne. Ausgerechnet ich, die niemals in ihrem Leben um etwas gebettelt hat.

»Wenn du hungrig wärst«, fragte Arachne langsam und mit großer Behutsamkeit, »würdest du dir dann Essen aus einem anderen Haus nehmen?«

»Ich weiß es nicht«, meinte Cleis. »Vielleicht.«

»Auch verdorbenes Essen?«

»Natürlich nicht!«

»Schau dir meinen Wandteppich an«, befahl Arachne.
»Nein, nicht nur einen Blick – Schau ihn dir richtig an.
Sieh hin, Cleis.«

Widerwillig sah Cleis auf die Seide.

Diese zeigte nichts von den üblichen Eilandmotiven: Bäume und Spinnen, Blumen und Vögel, Früchte- oder Muschelbordüren oder stilisierte Meerestiere oder Schlangen, wie sie früher einmal, heute aber immer weniger, mit der Göttin in Verbindung gebracht wurden. Und Arachne hatte ihre Seide auch nicht in kunstvollen Wellen, Köper und Doppelgaze gewebt, für die ihre Arbeit berühmt war. Dieser Seidenstoff war von der einfachsten Taftweberei in gedämpften Farben: Rostbraun und Schwarzbraun und Moosgrün und Kastanienbraun und einem stumpfen Gold, das zu schwer wirkte, als daß der Webstuhl es tragen könnte. Die Farben vermischten sich in kreisenden Mustern, die fast, aber nicht ganz, an eine Art Umriß, irgendeine verwirrende, vage erinnerte Form oder Formen gemahnten. Es war schwierig, sicher zu sein, denn über den stumpfen Strudeln lag ein fast unsichtbarer Schleier feinsten Seidenfäden in Aschgrau. Über den schweren, stumpf glänzenden Farben schwebten die Aschfäden wie kalte Schlacke; sie waren wie Rauch von vor hundert Jahren erloschenen Feuern. Cleis drehte den Kopf, um durch die kalte Asche die Umrisse

darunter zu erkennen; es war unmöglich. Ihre Hand fuhr zu der Tapiserie und hielt auf halbem Weg inne. Um nichts in der Welt hätte sie die Aschenebelfäden anfassen wollen. Sie hatten keine Farbe und fast kein Gewebe und sahen so zerbrechlich und beharrlich wie der Tod aus.

»Ich entdeckte das Netz für diesen Wandbehang«, erklärte Arachne, »am letzten Abend im Hain, da ihr vielleicht gefühlt habt, warum Eiländer von sich aus nicht hungrig waren und einander nicht weh taten. Cleis?«

Cleis wandte den Blick vom Webstuhl. »Es ist ein ... ein überwältigendes Stück, Herrin.«

Arachne dachte, ich will nicht um Verständnis betteln. *Ich will nicht.*

Und dann versuchte sie es trotzdem noch einmal. »Cleis. Weißt du, hat man dir jemals beigebracht, was mein Vorfahr sagte, nachdem er auf Eiland an Land gegangen war und die erste Nacht alleine im Hain verbracht hatte?«

»Ja, natürlich, Herrin.«

»Was war es?«

Cleis faltete die Hände um das Schiffchen und rezitierte: »»Das also ist, was ich gesucht habe und niemals zu suchen glaubte. Dafür hätte ich mein Leben hingegeben und besaß doch zuvor gar kein Leben.« Ist das richtig?«

»Das ist richtig.«

»Es ist eine Art Rätsel, nicht wahr? Was hat Meister Delernos denn damit gemeint?«

Arachne schaute sie an. Cleis wußte es nicht; sie wußte es wirklich nicht. Ruhig sagte Arachne: »Danke Cleis, das ist alles. Schick die Frauen nach Hause und laß Sklaven holen, die alle Webstühle bis auf meinen forträumen. Ich will noch ein bißchen länger weben.«

»Ja, Herrin.«

Der Hain wurde allmählich menschenleer. Die Frauen gingen schnell, streckten Arme und beugten die Finger an und unterhielten sich leise miteinander. Sklaven trugen die Webstühle einen nach dem anderen in den Schutz des Säulenganges. Der Himmel begann sich zu tönen. Rings um Arachne, die nun alleine im Hain war, tauchten allmählich die Spinnen als goldene Fleckchen in Bäumen, Gras und Sträuchern auf. Ihr Summen wurde lauter, als sie sich daranmachten, Brücken- und Radialfäden zu spinnen. Ein Lüftchen kam auf. Arachne arbeitete weiter, daß das Schiffchen über die schlackekalten Fäden flog, und webte in der hübschen Stelle freier Bäume fort und fort.

*

In jener Nacht lag Arachne auf ihrem Bett in einer Pfütze Mondlicht und dachte ungerührt an die Träume, die sie vermutlich würde ertragen müssen, wenn der Schlaf endlich käme. Schüsseln mit kalten Speisen standen auf dem

Tisch an der Wand, wo Suva sie angerichtet hatte. Arachne war nicht in der Lage gewesen zu essen. Der Geruch des gebackenen Thunfischs hatte ihr den Magen umgedreht, und Pholen hatte den größten Teil davon verzehrt. Er war frisch gebadet und bettfertig gekommen, um Arachne seine Additionen auf dem Rechenschieber zu zeigen, und bei seinem fröhlichen Geplapper hatte Arachnes Kummer um den Hain ein wenig nachgelassen. Sie hatte den kleinen Jungen auf ihren Schoß gehoben und ihr Gesicht in die schwarzen Locken vergraben, die noch feucht vom Bad waren. Sein Halsansatz verströmte noch immer den süßen Geruch von Babyhaut; sie fragte sich, wie lange er noch so riechen würde. Er erzählte ihr etwas von einem Seifenstück, aber in ihrem urwüchsigen Vergnügen, den kleinen, warmen Körper in ihren Armen zu halten, konnte sie nicht hören, was er sagte. Er zog die hölzernen Nadeln aus ihrem Haar und tat, als kämmte er sie. Dann kam sein Kindermädchen und brachte ihn trotz seiner Proteste zu Bett. Arachne hatte gebadet, ihr Haar gebürstet und ein Glas Wein getrunken. Dann lag sie auf ihrem Bett, lauschte der Brandung am Fuß des Riffs unterhalb des Fensters. Stunden vergingen. Die See war ruhig; die Wellen klangen sanft und weit entfernt. Ihr Plätschern wurde zum Flüster-Klopf, Flüster-Klopf des Schiffchens, dann zum Schaukeln von Jaens Schiff irgendwo draußen auf dem Meer. Die zwei Geräusche ver-

schmolzen zu einem. Jaens Schiff wurde in die See gewoben und von einem Schuß hyazinthblauer Wellen reglos gehalten, die scharf wie Messer waren. Sie wollte aufschreien und ihn warnen, dem Weberschiffchen auszuweichen, fortzusegeln von dem Flüster-Klopf, Flüster-Klopf, aber der Schrei wollte nicht ihrer Kehle entweichen. Das Weberschiffchen wurde größer und größer, flog dann über die dolchspitzen Wellen und prallte in das Schiff. Arachne fuhr heftig hoch. Kyles stand neben der zugeschlagenen Tür und stützte sich mit einer Hand an den Türrahmen.

Arachne schüttelte den Kopf, um sich von ihrem Traum zu befreien. Ihr offenes, dickes, schwarzes Haar umströmte sie. Kyles durchquerte den Raum und blieb am Fuß ihrer Couch stehen, und sie begriff angesichts seines schlurfenden Ganges und des starken Weinge-ruchs, daß er unglaublicherweise betrunken war. Da er dem Fenster den Rücken zugekehrt hatte, stand er als gesichtsloser Umriß, eine kräftige, dunkle Silhouette mit einer von sich gestreckten Hand, um sich an dem kleinen Tisch zu halten.

Arachne war erschreckt. Kyles trank nie so viel, daß man ihm etwas angemerkt hätte. In seinen Weingärten zog er Reben und preßte Wein, lebte und arbeitete an der Seite seiner Sklaven zur Zeit von Saat und Ernte und verbrachte die übrige Zeit mit ihr zusammen. Er verkauf-

te den Wein, handelte klug und fair, doch ohne allzu großen Eifer, und sein dunkles Gesicht war stets verschlossen und ruhig. Arachne hatte erlebt, wie er mit schweißgetränktem Chiton in den Feldern stehengeblieben war, um sein unbewegtes Gesicht nach hinten der heißen Sonne entgegenzudrehen, und sie hatte den Eindruck, daß er bewußt die Hitze auf die gleiche Weise wie die Reben in sich aufzog, ohne nachzudenken, aber mit einer primitiven, gleichgültigen Besessenheit. Doch niemals seit sie einander als Junge und Rädchen versprochen und anverlobt worden waren, hatte sie erlebt, daß er sich mit seinem eigenen Wein betrunken hatte.

Jaen – ja. Jaen wurde ausgelassen und ein wenig hektisch, wenn er trank, Worte sprudelten in wilden, verwunderlichen, hochgetönten Fluten aus ihm heraus, daß seine Zuhörer staunten, lachten und kicherten, doch Kyles hatte seinen Schwager dann stets nur über den Rand seines einmal gefüllten Bechers hinweg mit halb geschlossenen, ungerührten Augen beobachtet.

»Kyles«, rief ihn Arachne zärtlich und streckte die Hand aus. Plötzlich freute sie sich, daß er zu ihr gekommen war. Er kam immer seltener, und sie hatte es gar nicht richtig registriert. Doch jetzt war sie froh, ob er nun betrunken war oder nicht. Sie wollte heute nacht nicht länger alleine sein. Noch immer bedrückte sie ihr Traum, und als sie Kyles die Arme entgegenstreckte, ließ die

Erinnerung an den Traum sie erschauern, und sie versuchte, sie zu verdrängen.

Er rührte sich nicht. Jeder Knöchel seiner Hand, die die Tischkante umklammerte, zeichnete sich angespannt und hart gegen das Licht ab. Auf dem dreibeinigen Ziertisch standen eine Öllampe und eine Schüssel Feigen, und es schoß Arachne durch den Kopf, daß deren steinerne Konturen nicht härter waren als die feste Linie der Hand ihres Mannes.

»Kyles?«

»Ich hatte damit gerechnet, dich am Fenster vorzufinden.«

»Am Fenster?«

»Um nach seinen Segeln Ausschau zu halten.«

»Die haben schon vor Stunden den Horizont überschritten, Kyles«, entgegnete Arachne. Ein plötzliches Windchen von der See ließ sie erschauern, daß sie die Arme um die Schultern schlang und gähnte.

Er schwieg. In den Weindunst hatte sich ein Geruch nach feuchter Wolle gemischt; er mußte vor Stunden schon Wein auf seinen Chiton verschüttet haben, daß der nun so sauer roch. Arachne versuchte, ihn im schummrigen Licht deutlicher zu sehen, aber sie konnte sein Gesicht überhaupt nicht erkennen. Sie rieb ihre bloßen Schultern, um sich aufzuwärmen und reckte ihm wieder beide Arme entgegen. Sein Schatten lag auf der Wölbung

ihrer Brüste und streifte sie cremefarben und grau. Sie konnte ihren Traum einfach nicht abschütteln; sie fühlte sich benommen und verletztlich und wollte seinen Körper an dem ihren spüren.

»Komm näher!«

Er rührte sich nicht.

»Du warst nicht am Hafen, um ihn auslaufen zu sehen.«

Arachne ließ die Arme sinken. »Nein.«

»Wo warst du?« Seine Stimme klang ruhig und ohne Vorwurf.

»Im Hain, Kyles. Beim Weben.«

»Im Hain.«

»Ja.«

Ohne Vorwarnung kippte er den Tisch um. Lampe und Schüssel zerbrachen am Boden, und der Geruch des Lampenöls stieg in Wellen auf. Ein Tischbein brach ab. Feigen rollten in die Dunkelheit, irdene Scherben polterten auf den Steinboden und blieben dann liegen. Arachne erhob sich von ihrer Liege.

Sie hatte keine Angst. Verwunderung ließ keinen Raum für ein anderes Gefühl. Der Rest ihrer Traumverwirrung verflog, und in ihrer Verwunderung sah sie klar und vernünftig: *Wie habe ich das übersehen können?* Sie hatte es nicht gewußt. Ihr Mann stand in ihrem Zimmer zwischen den Trümmern eines Tisches und sagte »Im

Hain« als wäre es ein Fluch, und sie hatte ihn niemals des Zorns für fähig gehalten, geschweige denn der Gewalttätigkeit, deren Zeuge sie nun war. Sie war mit ihm zusammen im Hain von einst gestanden – *im Hain* – und hatte es nicht erkannt, und sie begriff nicht, wie das geschehen konnte. Arachne schob sich mit dem Knie an der Liege entlang näher auf ihn zu und versuchte, sein Gesicht auszumachen. In der Dunkelheit wirkte es so verschlossen und gefaßt wie immer.

»Ja, beim Weben«, wiederholte sie. »Ich habe mit meinen Frauen gewebt.«

Er schwieg. Arachne wartete, aber die Stille dauerte fort. Sie legte eine Hand auf seinen Arm; die Sehnen waren zu Strängen angespannt und mit Schrecken begriff Arachne, daß es ihn ungeheure Anstrengung kostete, sich aufrecht zu halten und sich mit der Kraft jedes einzelnen Körpermuskels vom Handeln zurückzuhalten. Ihr Erstauen wuchs. Darunter durchfuhr sie ein Schauer, ein Anschwellen des Blutes wie in Gefahrensituationen, und sie preßte die Lider zusammen.

»Was ist los, Kyles? Was ist nicht in Ordnung?«

Zu ihrer Überraschung lachte er, und es war das häßlichste Geräusch, das sie jemals gehört hatte. Er trat an den Tisch an der Wand und goß sich einen Becher Wein ein. Arachne sah, wie Pholen vor Stunden an der gleichen Stelle gestanden und gebackenen Fisch gegessen

hatte, und sein Mund rötlich benetzt war von einem kleinen Schluck des gleichen Weins.

Sehr deutlich sagte sie: »Ich bin nicht zum Hafen hinunter gegangen, weil ich nicht sehen wollte, wie Jaen wegfuhr, sonst hätte ich weinen müssen, und ich möchte nicht weinen. Ich ging mit meinen Frauen in den Hain und verwob Spinnenseide. Ich unterwies Cleis, Ethipiens Tochter, meine neue Frau. Sie versucht gerade, den Umgang mit Seide statt mit Wolle zu lernen.«

»Cleis«, bemerkte Kyles. »Jaens letzte Bettgeschichte.«

»Wahrscheinlich. Aber das spielt keine Rolle, außer daß sie ihn vermißt. Keiner der beiden ist verlobt.«

»Spielt es für dich eine Rolle?«

»Natürlich nicht.« Arachne griff auf die Couch nach einem Seidenumhang und hüllte sich hinein. Das war es also. Sie begriff nun und begriff es schlagartig, daß das seit Jahren die Mauer zwischen ihr und Kyles gewesen war. Sie hatte mit Jaen den Hain geteilt – den Hain von einst – als Kinder der gleichen Abstammung und Erwachsene der gleichen Denkart. Sie hatte mit Jaen Dinge erfahren, die sie mit Kyles niemals erleben würde, jene vibrierende, lebhafte Vollständigkeit, dieses Eins-Sein – aber ihr war niemals aufgefallen, daß das für Kyles von Bedeutung gewesen war. Er hatte den freieren Zugang zum Hain, den er mit seinem angeheirateten Stand er-

worben hatte, niemals begrüßt oder abgelehnt. Er hatte auch ihre Verbindung niemals begrüßt oder abgelehnt, und sie hatten zusammengelebt und miteinander geschlafen mit der distanzierten Höflichkeit, die alle Handlungen von Kyles kennzeichneten. Arachne glaubte, er hätte alles von ihr bekommen: Rang, Erben, Beischlaf – was er wollte. Sie wußte nicht, daß er eifersüchtig auf das haingeknüpfte Band zwischen ihr und Jaen war.

Aber abgesehen davon hatte sie es irgendwo geahnt.

Der Gedanke war ihr nicht unsympathisch. Sie dachte wieder an diesen Nachmittag mit dem sinnlosen Unterfangen eines Gesprächs mit Cleis. Kyles war niemals ein Dummkopf gewesen. Arachne litt unter Einsamkeit, und es wäre eine Wohltat, mit jemandem zusammenzusitzen und über den Hain, über ihren Traum und über das, was Eiland widerfuhr, zu sprechen. Vielleicht wäre es auch für Kyles erleichternd. Sie hatte ihn niemals vernachlässigen wollen.

Arachne schritt durch den Raum auf ihren Ehemann zu. Er bremste sie auf halbem Weg, indem er ihr ruhig vorwarf: »Du bist die blindeste Frau, die ich jemals gesehen habe.«

Sie blieb wie vom Donner gerührt stehen. Kyles trank seinen Wein aus und goß sich einen zweiten Becher ein. Er drehte sich halb zum Fenster, und sie sah einen mondbeschienenen, scharfen grauen Wangenknochen.

»Warum bin ich so blind?«

Zur Antwort schleuderte Kyles seinen Weinbecher gegen die Wand. Die irdene Schale zerbrach; Scherben flogen über Tisch und Fußboden. Der Silberhenkel fiel scheppernd auf den Steinboden und rollte in die Dunkelheit davon. Er war, so erinnerte sich Arachne dumpf, in der Form eines Bullenhorns geschmiedet. Der Becher war alt gewesen – er war mit Delernos auf Eiland gekommen. Plötzlich befahl sie Zorn.

»Hast du vor, noch etwas zu zerschlagen? Die Liege? Noch einen Tisch?«

Er antwortete nicht, sondern blieb als mächtige, dunkle Gestalt, die das Licht aussperrte, am Fenster stehen.

»Oder Jaen? Ist es mein Bruder, den du zusammenschlagen möchtest. Steckt das dahinter, Kyles?«

»Jaen?« fragte Kyles. Einen Augenblick lang glaubte sie, er würde wieder lachen. Er warf den Kopf zurück, öffnete den Mund, doch kein Laut drang heraus. In der eigentümlichen Bewegung sah Arachne etwas, das völlig jenseits ihrer Erfahrung lag. Kyles wurde nicht von Zorn, Trunkenheit oder Eifersucht getrieben, sondern von etwas ganz anderem, etwas Namenlosem und Gefährlichem, etwas, das sie nicht im geringsten verstand.

»Jaen«, wiederholte Kyles. »Glaubst du, es gibt Jaen? Für mich? Für dich?«

»Jaen gibt ...« sprach Arachne nach. Aber dann begriff sie, daß Kyles nicht sagen wollte, Jaen wäre tot. Sie

konnte sich aber auch nicht vorstellen, was er sagen wollte.

»Jaen«, meinte Kyles. Er griff nach dem Becher und schien erstaunt, daß er nicht mehr da war. Sein Arm schwankte einen Augenblick im Leeren und griff dann nach dem Weinkrug. Im Schwung seines Arms sah Arachne wieder diese schreckliche Anspannung und unwillkürlich sammelte sie ihre Kräfte ... Aber er schleuderte den Krug nicht von sich, und er trank auch nicht davon. Er schaute auf ihn hinab, den Kopf in die Dunkelheit gebeugt und sagte: »In den Weinstuben erzählen sich die Händler, die Herrin von Eiland ginge mit ihrem Bruder zu Bett.«

Ihr stockte der Atem. Um sie herum begann der Raum sich zu drehen und kam wieder zum Stehen.

»Nur ich weiß, daß das nicht stimmt«, fuhr Kyles fort. Er trank aus dem Weinkrug, wischte sich mit der Hand über die Lippen und stellte den Krug ab. »Ich weiß, daß die Herrin von Eiland nicht mit ihrem Bruder zu Bett geht. Und auch nicht mit ihrem Mann. Arachne treibt es nur mit dem Hain.«

Ihr war, als hätte sie sich auf ihn gestürzt und ihn schon gekratzt. Aber nein, das hatte sie nicht ... sie stand reglos, und der Boden um sie her stieg mit einem Flüster-Klopf, Flüster-Klopf an, das ihr Wogen von blauen Dolchen, kalt und mit Weingeruch vor den Augen anschwel-

len ließ. Durch die blaue Flut konnte sie Kyles nicht sehen, und sie dachte dummerweise, aber ohne schmerzliches Empfinden: *Das also erlebt Suva bei ihren Ertrinkungsanfällen.* Dann war das Blau erloschen, und Arachne fühlte seine Hand auf ihrer Schulter. Sie riß ihr Knie kräftig hoch, verfehlte ihn aber vollständig.

Er stand hinter ihr. Er riß seinen Arm hoch, und sie fielen – Kyles zuunterst – auf den Boden. Er rollte sich eine Vierteldrehung, und sie lagen eng aneinandergedrückt auf der Seite; Arachne war gegen die Wand geklemmt und würgte an einem Mundvoll von ihrem eigenen Haar. Sogleich konnte sie wieder klar denken. Sie spie ihr Haar aus und dachte: Er wird mich vergewaltigen, bemerkte jedoch, daß sie sich das nicht vorstellen konnte.

Es geschah auch nicht. Sein Arm hob sich von ihrem Körper. Einen Herzschlag lang, zwei, drei blieben seine Hände von ihr fort – bewußt lange genug, daß sie von ihm hätte fortrollen, aufstehen oder ihn mit dem Knie stoßen können. Arachne konnte sein Gesicht nicht sehen. Aber die ganze Länge seines vertrauten, an sie gepreßten Körpers – Beine, Lenden und Brust – strahlte eine tödliche Spannung aus, eine bewußte Zurückhaltung, die heftiger war, als Gewalt es hätte sein können. Es war keine sexuelle Spannung, kein beherrschter Zorn, sondern eine Gewalt, die wilder und urwüchsiger war als beides, eine quälende Leidenschaft, welche Arachne nicht verstand.

Zum ersten Mal bekam sie es mit der Angst.

Kyles legte ihr eine Hand auf die Brust und berührte sie mit einer Sanftheit, die sie erschreckte, weil sie so plötzlich und so erzwungen war. Die Berührung war keine Frage, aber sie begriff plötzlich, daß alles, was sie nun täte, eine Art Antwort darstellte. Kyles zwang sich, ihre Reaktion abzuwarten, und das Warten kostete ihn Anstrengungen, die sie nicht ansatzweise begriff, aber die ihr zurecht Angst einflößten.

Du treibst es nur mit dem Hain.

Wut half ihr die Furcht überwinden. Sie fuhr hoch, um seine Hand fortzuschlagen – stellte jedoch fest, daß ihr Arm sich nicht bewegt hatte. Kyles' Hand spannte sich fester um ihre Brust. Seine andere Hand fuhr zu ihrem Bein, und sie fühlte das Streifen der geballten Faust in dem Augenblick, ehe die sich öffnete und mit dieser ruckartigen, schrecklichen Sanftheit über ihren Schenkel strich. Arachne verstand nun, daß er ihr nicht wehtun würde, daß sie aber ihm deutlich und unwiderruflich wehtun würde, wenn sie nicht auf sein erschreckendes Verlangen reagierte.

Kyles begehrte sie mit genau der gleichen Heftigkeit, mit der es sie nach dem Hain verlangte.

Sie erkannte diese plötzliche Wahrheit, und es war ein Gefühl, als sähe sie ihren Ehemann zum ersten Mal. Kyles: verschlossen, wortlos, und die ganze Zeit über hatte

unter der Wortlosigkeit dieses heftige Verlangen nach Verbindung bestanden, dessen Gegenstand sie war. Sie, ihr Körper und nicht der Hain. Menschen waren also dazu imstande: mit der gleichen Heftigkeit sich nach einem anderen Sterblichen zu sehnen wie sie, Arachne, nach der Glorie des Hains, und sie konnten gleichermaßen davon verzehrt werden. Warum? Sie wußte nicht, warum, konnte nicht verstehen, warum und war gleichermaßen erschreckt und entsetzt angesichts dieser Offenbarung der Raserei, die Kyles antrieb. Sein Gesicht über ihr war angespannt vor Leidenschaft. Nicht nur Leidenschaft für ihren Körper; das hätte sie noch begreifen können, auch wenn sie es vermutlich nicht teilte. Sie sah jedoch auf Kyles' Gesicht etwas anderes, etwas darüber Hinausgehendes, eine Art unüberwindliches Bedürfnis, sie ausreichend zu lieben, um die Getrenntheit zu überwinden und einen Zustand von Ganzheit herbeizuführen, den er nicht alleine erreichen konnte.

Und mit ihrem Entsetzen kam ein winziger Bruchteil Verachtung. Dieses Verlangen nach einem sterblichen Körper? Dieses Verlangen, wo er doch den Hain hätte haben können?

»Ich liebe dich«, stieß Kyles heiser hervor, und unwillkürlich fühlte sie ihre Verachtung anwachsen. Sie liebte Kyles nicht. Nicht so, nicht mit dieser Besessenheit, dieser nackten Begierde.

Ich kann so nicht lieben.

Ich möchte so nicht lieben.

Kyles' Hände strichen über ihre Schenkel, Bauch, Brüste. Der Steinboden unter ihr zerkratzte ihren nackten Rücken und ihre bloßen Schultern. Kyles' Hände verließen ihren Körper und schmiegt sich um ihr Gesicht, aber Arachne rollte herum auf die Seite an seinen Leib und drückte ihre Lippen an seine Schulter. Das zumindest konnte sie für ihn tun, ihr Gesicht verbergen und sich zurückziehen.

Kyles schob die Hände unter sie, hob sie hoch und trug sie zum Bett. Arachne bemerkte ganz unbeteiligt, daß der Wein seine Kraft nicht gemindert hatte; er hob sie mühelos und trug sie, ohne zu straucheln. Er ließ sich auf sie herab, küßte ihre Brüste und ihren Hals, und sie verdrängte ihre Zurückhaltung und erwiderte seinen Kuß.

Auch das konnte sie für ihn tun: sich Mühe geben.

Zu viele zu schnelle Gefühle verliehen ihren Bewegungen eine Art trügerische Dringlichkeit. Aber als Kyles schließlich über ihr kniete und ihre Schenkel teilte, sah sie deutlich seine Augen. Die Flächen seines Gesichts waren verkrampft von einem Verlangen, das dem Schmerz näher war als dem Vergnügen, und Arachne erkannte das Bedürfnis in seinen Augen und schloß die ihren. Sogleich machte sie sie wieder auf, aber es war zu spät. Kyles hatte begriffen. Er verstand. Sie wollte ihn nicht.

Ich möchte so nicht lieben.

Er drang mit explosiver Heftigkeit in sie ein, die beängstigender war als irgend etwas, das er gesagt oder getan hatte. Arachne schrie vor Schmerz auf. Trotz der langen Zärtlichkeiten war sie nicht für ihn bereit gewesen.

Danach blieb er lange Zeit schweigend über sie geworfen liegen. An ihrem Mund fühlte sie die Haut seiner Brust und unter ihren Händen die kräftige Masse seines Rückens. Beide wurden kühler. Sie konnte seinen Schweiß salzig und leicht süß auf ihren Lippen schmecken. Er roch nach Wein und nach ihnen beiden. Hinter dem Fenster ging der Mond unter und ließ das Zimmer in völliger Finsternis zurück. Das Gewicht von Kyles' Körper in der Dunkelheit fühlte sich zugleich vertraut und völlig fremd an. Arachne wagte nicht, sich zu rühren.

Ich möchte so nicht lieben.

Arachne dachte, wenn sie nur ein Wort des Mitleids oder Bedauerns äußerte, würde er ihr niemals vergeben. Er hatte ihr eine Tiefe an Sehnsucht und Verlangen, eine wilde und furchteinflößende Landschaft seines Innern offenbart. Nur wenn sie bereit gewesen wäre, diese gemeinsam mit ihm zu bewohnen, hätte sie als Band dienen können, und das war nicht der Fall. Sie hatte es abgelehnt. Die Landschaft stieß sie ab, und sie hatte Angst gehabt – nicht vor der körperlichen Überwältigung, son-

dern vor der gefühlsmäßigen. Furcht hätte Kyles ihr vielleicht vergeben können, Verachtung dagegen niemals. Und er würde auch sich selbst niemals verzeihen haben, sich dem ausgesetzt zu haben.

Aber ich kann nichts dagegen machen, dachte sie vernunftgemäß, und wußte, daß es gleichgültig war. Vernunft hatte damit nichts zu schaffen – genauso wenig wie es, so dachte sie plötzlich, mit der aschfeinen Seide zu tun hatte. Er schwebte vor ihren Augen, der schlackekalte Rauch über wabernden Gestalten in alten Farben und der Bedrohlichkeit des Todes.

Kyles zog sich von ihr hoch. In dem Augenblick, da der Hautkontakt aufgehoben war, hätte sie schon nicht mehr sagen können, wo in der Dunkelheit er sich befand. Der Himmel konnte sich nicht bewölkt haben um diese Jahreszeit, aber nicht einmal das schwächste Sternenlicht zeigte ihr, wo das Fenster war. Arachne hörte, wie die Tür geöffnet wurde, und begriff, daß Kyles nichts gesagt hatte, nicht ein Wort. Ein Schauer der Gefahr durchfuhr sie – wie sehr nahm er ihr übel, daß sie nicht war, was sie nicht sein konnte?

»Kyles ...«

Die Tür fiel ins Schloß.

Arachne lag im Dunkeln. Selbst ohne die sinnlosen Worte des Bedauerns würde er ihr nicht verzeihen. Sie dachte an die leidenschaftliche Verzweiflung, mit der er

in sie eingedrungen war, und schauderte. Welche Reaktion hatte er sich gewünscht, die zu geben sie nicht in der Lage war?

Du treibst es nur mit dem Hain.

Ich will so nicht lieben.

Zitternd zog Arachne die wollene Bettdecke vom Boden, wo sie hinabgerutscht war, und zerrte sie um ihren Körper. Als sie sich zurechtrückte, lagen ihre Schultern an der Stelle der Liege, wo Kyles' Kopf geruht hatte. Die Liege war feucht. Arachne leckte vorsichtig daran; es schmeckte salzig, aber sie konnte nicht sagen, ob es nun Schweiß oder Tränen waren.

Sie schlief erst gegen Morgen ein. Als sie am nächsten Tag Kyles aufsuchen wollte, hatte er die Villae verlassen. Fort, erklärte ein Sklave vorsichtig, zu seinem Weingarten im Osten.

6

»Jetzt kommen sie raus!« kreischte Pholen. »Schau – da kommt eine!«

»Faß sie nicht an«, befahl sein Kindermädchen. »Warte, bis sie von selbst herauskommt. Versuch nicht, sie zu ziehen, junger Herr!«

»Das weiß ich doch«, antwortete Pholen spöttisch. Er lag flach auf dem Bauch über dem Spinnenstein, so daß sein Körper wie ein plumper, seidenbezogener Ball mit dünnen, bloßen Beinen darunter aussah. Das Spinnenweibchen, das an einem der winzigen Löcher des Steins hockte, beachtete ihn gar nicht. Es stand reglos; nicht einmal die goldenen Haare an ihren Beinen bewegten sich in der Brise. Neben dem Stein saß das Kindermädchen im Gras und flickte an einem wollenen Umhang. Sie hatte ihren eigenen Umhang eng um sich gezogen und hockte auf einem Polster; die Herbstregenfälle hatten noch nicht richtig eingesetzt, aber die Luft war schon kühler. Der milde, herrliche Herbst war fast vorüber.

»Hier kommt eine!« schrie das Kind. »Jetzt kommt sie! Sie ist so klein – schau mal, wie sie aussieht!«

»Schau du für mich«, sagte die Kinderschwester und verharrte über ihre Arbeit gebeugt. Sie konnte schlecht sehen und hatte Kopfschmerzen.

»Sie ist raus!« kreischte Pholen. »Nun klettert sie an der Spinnenmama hoch!«

Auf halbem Weg an dem reglosen, behaarten Bein fiel das Spinnenkind wieder herunter. Einen Augenblick lang blieb es still liegen, ein winziges, stumpf goldenes Fleckchen mit porösem Rückenpanzer, der noch nicht zu erhärten begonnen hatte. Dann richtete es sich auf, erklimmte das Bein und kletterte über den Leib der Spinne und auf den Vorderteil des Rückenschildes. Mit zwei Vorderbeinen strich es die Spinnenmama von ihren Augen.

»Schau dir das an!« rief Pholen.

»Ich sehe es doch, Spinnchen.«

»Jetzt summt die Spinnenmama.«

»Tatsächlich?«

Das Kind blickte überrascht hoch. »Hörst du es denn nicht?«

»Wenn du meinst, Spinnchen.«

Arachnes Sohn gab sich damit nicht zufrieden. »Aber kannst du es wirklich nicht hören, Kinderschwester? Mit deinen eigenen Ohren?«

Das Kindermädchen unterbrach seine Flickarbeit. »Früher konnte ich. Selbst jetzt noch mindert es meine Kopfschmerzen ein bißchen.«

Pholen faßte nach seinem Kopf und an seine Ohren. Versuchsweise steckte er sich die Finger hinein und versuchte nach oben zu seiner Stirn zu schauen. Dadurch schielte er. Er gab es auf und drehte sich wieder dem Spinnenstein zu.

Eine weitere winzige, zerknitterte Spinne krabbelte aus dem Stein. Sie stakste über den Rand des Loches und auf das Spinnenweibchen zu, das wieder summte.

»Ich gehe Mama holen«, erklärte Pholen. »Mama wird bestimmt zuschauen wollen.«

»Deine Mutter ist nicht im Hain, junger Herr.«

»Aber ich weiß, wo sie ist – in der Apotheke.« Er rutschte von dem Stein herunter und trottete über das Gras aus dem Hain; seinen Umhang ließ er liegen. Ein paar jüngere Weberinnen, die ihre Webstühle noch nicht für den Winter nach drinnen geschafft hatten, waren bei der Arbeit. Pholen lächelte ihnen zu, ohne seine Schritte zu verlangsamen. Die Seidenarbeiten waren hübsch und die Webstühle höchst interessant, aber er wollte Arachne finden und sie zu dem Stein holen, ehe alle Spinnenbabys herausgekrochen und fort wären. Es gab nichts Hübscheres und Interessanteres als Spinnen.

Der Himmel hing tief und grau über dem Hain, aber Pholen, der durchs Gras trottete, konnte ihn nur durch Spalten zwischen den Ästen der hohen Bäume sehen. Ihre Blätter waren so dicht wie im Sommer und noch

grüner. Das Blattwerk war in ständiger Bewegung. Auf ganz Eiland rührten sich Blätter, Schößlinge und Sträucher im kühler werdenden Wind. Das klare Licht zwischen den Bäumen des Hains war intensiver geworden. Es schien in geraden, strahlenden Bündeln zu fallen, die den Dachrand des Säulenganges am Himmel abzeichneten. Nun würde es nur noch Tage dauern, ehe der Regen richtig einsetzte. Der Regen würde launenhaft und mit Pausen dazwischen fallen – ein paar Tage würde es überhaupt nicht regnen –, um schließlich zu einem schrecklichen Unwetter zu führen, ehe der Frühling in Eilands Hügeln, Schluchten und Villae Einzug halten würde.

Pholen war nicht bereit, Licht oder Himmel Beachtung zu schenken; keines von beiden stand in seiner Vorstellungswelt mit Spinnen in Verbindung. Er dachte, daß es ein merkwürdiges Gefühl war, Mama nicht in Gesellschaft ihrer Frauen weben zu sehen. Man hatte ihren Webstuhl in den Lagerraum getragen und sie verbrachte ihre ganze Zeit in der Apotheke. Es war eigenartig. Und doch war er froh, sie dort zu wissen. Für Pholen war die Apotheke ein faszinierender Ort, der um so anziehender wirkte, weil ihm der Zutritt verboten war.

Die Apotheke war ein kleiner, östlich des Hains dicht an den Säulengang geschmiegt, innen und außen dick getünchter Steinbau. Er wies keine Fenster und eine verschließbare Tür auf, so daß kein Kind und kein schwach-

sinniger Erwachsener eindringen und die Töpfe und Fässer umwerfen konnte. Hier wurden die Pharmaka hergestellt, welche jeden Abend über den Hain gesprengt wurden, um bei den Spinnweben unterschiedliche Farben und Gewebebeschaffenheit zu erzielen. Unter Delernos' verbanntem Hofstaat hatten sich ein bemerkenswerter Kräuterkundiger und eine mittelmäßige Priesterin befunden. Delernos hatte den Hain der Pflege des Kräuterkundigen anvertraut. Jaen behauptete, das wäre Delernos' Rache an der Göttin gewesen, weil sie zugelassen hatte, daß er verbannt worden war, denn im Vergleich zum Hain verlor der Tempel der Göttin mit jeder Generation an Bedeutung – eine feinsinnige und demütigende Rache. Arachne bezweifelte das. Delernos war ein kühner, geradliniger Mann gewesen; die Spitzfindigkeit solcher Vergeltung klang für sie mehr nach Jaen als nach ihrem Vorfahren.

In der fensterlosen Apotheke spendeten Öllampen Licht und Feuerkessel Wärme. Der Rauch, dem es seit Generationen verwehrt war, abziehen, hatte die Wände in Streifen geschwärzt. Doch für Pholen roch die Apotheke nicht rauchig oder schal. Hier konnte er Kräuter und Öle, Mineralien und Gußformen riechen, wie sie zum Aufkochen der Pharmaka benutzt wurden, und das ganze war überlagert vom Thymian- und Limonenduft der Spinnen. Das allein schon hätte das Haus zu einem aufregenden Ort gemacht, wäre er

alt genug gewesen, um zwischen den Mörsern, Stößeln und Kräutern zugelassen zu werden, von denen einige giftig waren, bevor sie nach den Verfahrensweisen von Delernos' Kräuterkünstlern aufbereitet waren. Der Name des Kräuterkundigen war mit den Geschichten von Delernos' Verbannung nicht überliefert worden: Er war ein Sklave gewesen, den man irgendwo im exotischen Osten jenseits der See gefangengenommen hatte.

Die Tür der Apotheke stand zur feuchten Luft hin offen. Im lampenerhellten Dämmerlicht konnte Pholen drei Gestalten über Tisch, Kessel und diese lustige Reihe von Töpfen gebeugt sehen, die auf neuen Holzregalen zur Seite gekippt standen, wo Mama einige Spinnen hielt, um neue Pharmaka auszuprobieren. Als Pholen näher kam, sah er, daß es sich bei den drei Personen um Mama, Amaura und Mamas Weberin Cleis handelte. Ihre Stimmen klangen ein wenig zu laut.

»Nein, Amaura«, sagte Arachne. »Du mußt es viel feiner mahlen, sonst löst es sich nicht im Öl auf.«

»Ich kann es nicht noch feiner mahlen«, behauptete Amaura.

»Natürlich kannst du. Warum denn nicht?«

»Ich kann es halt nicht.«

»Du meinst, du willst nicht«, korrigierte Arachne. Amaura zuckte mit den Schultern und sah ihre Mutter aus ausdruckslosen, hellen Augen an.

»Ich werde es mahlen, Herrin«, erbot sich Cleis. Sie trat an den Mörser, aber Arachne hielt sie mit emporgestrecktem Arm auf.

»Nein, Cleis. Amaura ist diejenige, die lernen muß, Pharmaka herzustellen. Sie wird eines Tages die Verantwortung für den Hain tragen, sie und Pholen. Amaura, mahle die Mischung feiner!«

Amaura nahm den Stößel zur Hand und begann zu mahlen. Ein paar ihrer schwarzen Haare hatten sich aus dem Band gelöst und fielen nach vorn, so daß ihr Gesicht nicht zu sehen war. Pholen platzte durch den Türrahmen und rief: »Mama! Komm mit und schau: Gerade schlüpfen ein paar Spinnenbabys aus dem Stein!«

Arachne drehte sich um und sah Pholen an. Es bemerkte, daß sich kleine Fältchen auf ihrer Stirn und um ihre Mundwinkel ausbreiteten.

»Ich kann jetzt nicht kommen, Pholen, ich arbeite. Wo steckt die Kinderschwester?«

»Beim Stein. Sie hat mich geschickt, dich zu holen«, log er. Angesichts des grandiosen Erlebnisses des Schlüpfens der Spinnchen schien eine Lüge unbedeutend.

»Dich geschickt – warum? Was ist los?« fragte Arachne scharf.

Pholen blinzelte. »Es ist nichts los, Mama. Hast du nicht gehört? Spinnenbabys kommen heraus.«

Die Fältchen seiner Mutter wollten sich nicht glätten. Aber sie kniete neben ihm, daß ihr seidener Chiton sich auf den Steinboden ergoß, und sagte zärtlich: »Ja, ich weiß, das ist sehr aufregend, Spinnchen. Aber ich habe nun zu tun, ich muß ein paar Pharmaka herstellen.«

»Die neuen, von denen du mir neulich abends erzählt hast?« fragte Pholen hoffnungsvoll. Die wollte er gerne sehen. Sie zu sehen, mochte eine verspätete Rückkehr zum Stein rechtfertigen. Falls die Verspätung nicht allzu bedeutend war. »Sind die Pharmaka Heilmittel für die kranken Netze?«

»Ja, ja. Nun lauf zurück zum Kindermädchen, mein Spinnchen, und beobachte den Stein. Amaura! Nun hast du es verschüttet!«

Amaura hielt den Mörser stark geneigt, so daß ein schmales Rinnsal der blaugrauen Masse über den Rand gequollen und auf den Steintisch getropfelt war. Die glänzende Seite des Mörsers, wo die Masse ihn berührt hatte, war von winzigen Löchern zerfurcht. Die zähe Masse auf dem Tisch verteilte sich langsam zu dessen Kanten und färbte den Stein blau.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sich Amaura. Pholen zog die Stirn kraus; er fand nicht, daß Amaura klang, als bedauerte sie etwas. Es schien so, als wäre es ihr ziemlich egal. Mama betrachtete sie auf eine Weise, die in Pholen eigenartige Gefühle weckte. Er wandte sich um

und schob sich auf die Reihen neuer Töpfe an der Wand zu.

»Das war Absicht«, behauptete Arachne langsam. »Du hast die Mischung absichtlich verschüttet.«

Amaura antwortete nicht. Hastig trat Cleis zu Pholen und nahm ihn bei der Hand. »Siehst du, Pholen, jede Spinne hat einen eigenen Topf mit einer dünnen Seidenbespannung über der Öffnung, und darin spinnt sie ihr Netz. Wir haben hier das Pharmakon eingeführt, und die Spinne trinkt dann davon.« Sie blickte über die Schulter zu ihrer Herrin und dann wieder fort.

»Den ganzen Morgen«, tadelte Arachne, »hast du dich gedrückt, getrödeln und bei Aufgaben versagt, die Pholen mühelos bewältigen könnte. Nein – schau mich an, Amaura.«

»Ich schaue ja«, entgegnete Amaura. Ihre Stimme klang sorglos und sicher, aber Pholen glaubte, einen gereizten Unterton herauszuhören.

Cleis sagte schnell und deutete mit dem Finger: »Schau mal diese Spinne, Pholen – hier, ich werde die Seide abnehmen, damit du sie sehen kannst. Jetzt trinkt sie von dem Pharmakon. Deine Mutter läßt aus manchen Pharmaka Bestandteile heraus und fügt bei anderen welche dazu, so daß jede Spinne ein anderes Gemisch trinkt.«

»Warum?« fragte Pholen. Er spähte zu der Spinne hinein, die in ihrem unterteilten Topf trank.

»Auf diese Weise findet deine Mutter heraus, wie jedes Pharmakon auf ein ... krankes Netz wirkt, ohne es dem ganzen Hain verabreichen zu müssen.«

»Aha«, meinte Pholen. »Jetzt möchte ich aber die neuen Spinnchen sehen. Mama?«

»Amaura«, sagte Arachne sehr deutlich. »Möchtest du die Zusammensetzung eines Pharmakons erlernen?«

»Ich wollte mit Vater zum Weingarten«, erklärte Amaura. Pholen entwand sich Cleis, um seine Schwester anzusehen. Nun klang ihre Stimme ganz fremd. Sie klang wie die Musik, die Suva Weidenflöten entlockte: hoch und eng, mit unterschwelligem, scharfen Pointierungen. Pholen gefiel das nicht.

»Ich sagte es dir, Mutter«, erklärte Amaura. »Ich habe es dir gesagt. Ich wollte mit Vater zur Weinlese.«

»Du wirst eines Tages Herrin von Eiland sein«, ermahnte sie Arachne. »Dir wird die Pflege des Hains obliegen. Dir und Pholen.«

»Bis dort wird es keinen Hain mehr geben. Bis dort wird er endgültig tot sein.«

Keiner sprach ein Wort. Pholen fühlte Cleis' Hand auf seinem Arm; sie drückte ihn zu fest. Amaura blieb mit hochgerecktem Kinn stehen, und ihre hellen Augen funkelten, aber Pholen begriff, daß sie Angst hatte. Sie machte das gleiche Gesicht wie damals, als sie ihrer Kinderschwester entwischt waren, um sich Suvas Geschich-

ten anzuhören. Nein, doch nicht ganz das gleiche Gesicht. Irgend etwas war an diesem Gesicht anders.

»Es *stimmt*«, bekräftigte Amaura. »Der Hain stirbt. Zumindest der Weingarten wird immer die gleichen Trauben hervorbringen. Und Vater ging dieses Jahr viel zu früh fort für die Lese. Er ging am Tag nach Onkel Jaens Abreise, und das war noch mitten im Sommer. Und er sagte mir nicht einmal auf Wiedersehen. Er hatte mir diesen Sommer versprochen, daß ich ihn zur Ernte begleiten dürfte, und statt dessen brach er so schnell auf, daß er noch nicht einmal Lebewohl sagte.«

Arachne drehte sich von ihrer Tochter fort. Pholen sah, wie die Haut am Hals seiner Mutter pulsierte und bekam es plötzlich mit der Angst. Er riß sich aus Cleis' Umklammerung los und lief zu Arachne.

»Komm, Mama, schau dir an, wie die Spinnchen schlüpfen!«

Arachne blickte hinab und legte die Hand auf seinen Kopf, aber Pholen hatte das lähmende Gefühl, daß es nicht er war, den sie ansah. »Mama!«

Amaura fragte: »Warum ging Vater so früh? *Du* weißt es, nicht wahr, Mutter? Warum ging er, ehe die Lese auch nur begonnen hatte?«

Auf ihren Ton hin fuhr Arachne sofort herum. »Geh in dein Zimmer, Amaura. Sag Suva, sie soll dir dein Abendessen dorthin bringen, bis das Kindermädchen kommt.«

Amaura rührte sich nicht vom Fleck. »Hast du ihn weggeschickt?«

»Ich habe deinen Vater nirgendwohin geschickt. Er tut, was er für richtig hält.«

Unsicher fingerte Amaura an der Spange ihres Chitons. Pholen sah, daß sie nach einer Ranke Trauben gestaltet war, wie es sie im Weingarten seines Vaters gab. Amaura öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ehe sie konnte, wiederholte Arachne: »Geh in dein Zimmer«, und angesichts ihres Tons schreckte Pholen zusammen, und Amaura ging.

»Sie ... sie hat es nicht so gemeint, Herrin«, wollte Cleis helfen.

Arachne wirbelte zu ihr herum. »Was nicht so gemeint?«

»Das ... das mit dem Hain!« antwortete Cleis. Sie klang verletzt und gekränkt, aber Pholen verstand nicht, was einer gesagt haben sollte, um Cleis zu kränken, schließlich war doch Amaura in Ungnade von der Apotheke fortgeschickt worden. Er begriff nicht, was Amaura gemacht haben sollte, außer daß sie das Gemisch verschüttet hatte, oder warum die Haut am Hals seiner Mutter so heftig pulsiert hatte und auch nicht, warum es so wichtig sein sollte, daß sein Vater vor der Erntezeit aufgebrochen war. Pholen hatte kaum bemerkt, daß er fort war.

»Das spielt keine Rolle«, erklärte Arachne ruhig. Sie starrte wie versteinert die Reihen schräggestellter Töpfe in ihren neuen Regalen an. »Das führt alles zu nichts.«

»Sollten wir ... sollten wir mit den Versuchen aufhören, Herrin?«

»Natürlich nicht!« fuhr Arachne sie an. »Soll ich vielleicht zusehen und nichts unternehmen?«

In einem der Töpfe begann eine Spinne zu summen, daß das Geräusch in der rauchigen Luft leise vibrierte. Pholen zwinkerte und versuchte zu erkennen, in welchem der Töpfe sich die summende Spinne befand.

»Im Tempel der Göttin«, berichtete Cleis, »habe ich ein Opfer für den Hain gebracht. Vielleicht hilft das etwas.«

»Opfer werden uns keine Aufklärung bringen, woran es liegt«, meinte Arachne. Sie begann, auf- und abzugehen; ihr Chiton streifte Pholens Wange, als sie vorüberschritt. »Wie sollten wir etwas verändern können, wenn wir die Ursachen nicht kennen?«

»Vielleicht wird die Göttin uns die Gründe verraten, wenn unsere Opfer ihr Gefallen finden. Es hielten sich mehr Eiländer im Tempel auf, Herrin, als ich jemals zuvor dort gesehen habe.«

»Ja«, entgegnete Arachne ruhig. »Ich weiß. Aber Götinnen sind keine Pharmaka.«

»Herrin!«

Arachne schien es nicht gehört zu haben. Sie gab es auf, herumzugehen, und strich über das verschüttete Gemisch neben Amauras Stößel. Sie sprach langsam, und Pholen bemerkte, wie ihre Stimme dabei mitten im Satz brach. »Jaen war es, der neue, wilde Pharmaka entdeckte. Er schuf das tiefe Scharlachrot, das er immer trägt – immer trug. Es war die erste neue Tönung seit Delernos' Kräuterkundigem, wußtest du das, Cleis? Er erzielte es auf die gleiche Weise, auf die ich es nun versuche, nämlich mit verschiedenen Mischungen an verschiedenen Spinnen. Das hier ist sein System, seine Idee. Jaen war es, der auf neue Ideen kam, nur Jaen. Er ersann sie, und ich führte sie aus.«

»Jaen hat also das Scharlachrot geschaffen«, stellte Cleis erfreut fest. »Hat er auch andere Farben entdeckt?«

»Nein. Er verlor sein Interesse daran. Und überließ es mir, mich mit den Pharmaka zu beschäftigen.«

»Mama«, bettelte Pholen, »*die Spinnchen*. Sie werden alle fort sein.«

Arachne schaute hinab. Pholen sah, daß ihr Gesicht wieder zerfurcht war und dachte mutlos: ›*Sie will nicht kommen.*‹ Aber dann sagte sie: »Dann laß uns gehen«, und er ergriff freudig ihre Hand.

»Komm schnell.«

»Ich werde die Mischung fertigmahlen, Herrin«, erklärte Cleis.

»Danke.«

»Ich mache es gern. Es ist eigenartig ...« Sie beugte den Kopf über den Tisch und strich nervös mit den Fingern darüber. »Ich hatte immer geglaubt, ich würde ganz gut Seide weben, aber das stimmt nicht. Aber das hier kann ich.«

»Ja, Cleis«, antwortete Arachne freundlich. »Das kannst du.«

»Herrin, sei ... sei nicht traurig über das, was die junge Herrin vom Hain sagte. Er wird nicht sterben.«

»Doch«, stellte Arachne ruhig richtig. »Das *wird* er. Komm Pholen, gehen wir uns deine Spinnchen ansehen.«

Das Kindermädchen kam ihnen auf der Suche nach ihrem Schutzbefohlenen entgegen. Arachne schickte sie zu Amauras Zimmer und kniete mit Pholen neben den Stein. Die letzte der kleinen Spinnen war aus ihrem Loch gekrochen und an den Beinen des Weibchens hinaufgeklettert. Das Weibchen hatte sich nicht gerührt. Ihre Jungen flitzten als wabernde, goldgetönte Masse über ihren Rücken. Einige der Spinnchen hatten Schwierigkeiten, sich auf ihrer Mutter zu halten; vier oder fünf fielen herunter, kämpften sich hoch und stürzten erneut ab.

Arachne starrte die fallenden Spinnen an. Eine hatte sechs Beine, eine sieben. Eine, die sich überhaupt nicht aufrecht halten konnte, besaß nur fünf, drei auf der einen Seite, zwei auf der anderen; anstelle der fehlenden Beine

hatten sie kurze, haarfeine Stümpfchen, deren Ende zu Knubbeln angeschwollen waren. Eine Spinne wies anstelle ihres Unterleibs nur eine geschrumpfte Hautfalte auf, eine andere einen klumpigen, mißgebildeten Vorderleib. Auf dem Spinnenstein lag eine winzige tote Spinne, die gerade an der glatten, bernsteinfarbenen Seite herabzurutschen begann.

»Diese Spinnchen sehen komisch aus«, meinte Pholen unsicher.

»Ja, Kleines«, bestätigte Arachne. Ihre Stimme war fest, aber etwas darin ließ das Kind zurückweichen. Arachne zog ihn wieder an sich und nahm ihn auf den Schoß.

»Du hältst mich zu fest, Mama.« Arachne reagierte nicht. »Mama?«

»Die Spinnenbabys sind krank, Pholen.«

»So wie die Netze?«

»Ja.«

Die Augen des Kindes suchten nach der winzigen toten Spinne im Gras am Fuße des Steins. »Kannst du auch Medikamente für die Spinnchen machen? Nicht nur für die Gewebe? Ich könnte dir helfen. Wenn Amaura den Hain auch nicht mag, ich könnte helfen.«

Arachne drehte ihn auf ihrem Schoß herum, bis sie einander ins Gesicht sahen. Pholen war einigermaßen überrascht festzustellen, daß die Falten in ihrem Gesicht

endgültig verschwunden waren. Es wirkte so glatt wie Stein. Sie legte ihre Hände auf seine schmalen Schultern.

»Pholen – wenn du im Hain sitzt und die Spinnen beobachtest, was geschieht dann? Fühlst du dich jemals wohl?«

»Natürlich fühle ich mich wohl!«

»Was für ein Gefühl ist das? Was siehst du?«

»Ich sehe Spinnen«, antwortete er vernünftig. »Und Gras. Und Bäume. Und den Spinnenstein.«

»Wenn du in der Nähe des Spinnensteines sitzt, ist das ein anderes Gefühl, als wenn du im Bett liegst?«

»Im Bett fühle ich mich müde.«

»Aber im Hain – sieht da alles strahlend aus? Und hell? Fühlst du dich je als ob ... als ob du in anderen Menschen schweben würdest? In Amauras Kopf oder in dem des Kindermädchens?«

Pholen zog die Stirn kraus. Aus den Augenwinkeln sah er, wie das Spinnenweibchen sich an den Abstieg vom Stein machte. Kleine Spinnchen fielen von ihrem Rücken.

»Hast du jemals dieses Gefühl im Hain, Pholen? Als ob du in Amauras Kopf schwebtest?«

»Ich könnte nicht in Amauras Kopf schweben, Mama. Ich würde nicht hineinpassen.«

Arachne machte die Augen zu.

»Und außerdem«, ergänzte Pholen, »würde Amaura niemanden in ihrem Kopf haben wollen. Sie duldet mich

ja nicht einmal in ihrem Zimmer. Mach die Augen auf, Mama – ... ich kann dich nicht erkennen, wenn du die Augen zu hast.«

»Ich bin hier, mein Spinnchen.«

»Es ist *ihr* Kopf«, erklärte der kleine Junge.

Er rutschte von ihrem Schoß auf alle viere hinab und spähte ins Gras, um die Spinne aufzuspüren. Das Windchen wurde kühler, Arachne hob Pholens Umhang auf und schlang ihn um ihn. Ihre Gedanken fielen von ihr ab, rappelten sich hoch und stürzten wieder.

Er stirbt, hatte Amaura gesagt. Amaura war aus irgendeinem Grund wütend auf sie. Sterben, sterben. Bäume sterben und Blumen und Leute. Lebewesen, aus denen das Leben weicht, sterben. Der Hain war ein Lebewesen. Sie hatte seinen Lebenshauch durch sie hindurchwehen gespürt, und das niemals stärker als in der Nacht, da sie mit Jaen vor dem Gespinst aus rauchgrauer Seide gestanden hatte. Alle Lebewesen sterben, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Jaen ...

Warum, hatte sie Cleis gefragt. Sie konnten dem Hain nicht helfen, solange sie die Ursachen nicht kannten. Wenn nun aber der Grund ein so einfacher war: Alle Lebewesen sterben einmal? Das war so einfach, so unergründlich und unwiederbringlich außerhalb jeder Hilfsmöglichkeit. Von jenseits des Augenblicks des Todes

ließ sich nichts zurückholen. Nicht mit aller Mühe und aller Willenskraft, nicht mit Jaens Suche und nicht durch die Sehnsucht aller Nachfahren von Delernos auf Eiland. Lebewesen sterben.

Nein. Nur die Schwachen handeln nicht. Selbst angesichts des Todes wollte sie nicht glauben, daß der Hain nicht mehr zu retten, ihm nicht mehr zu helfen war. Sie wollte sich diesen Gedanken einfach nicht zugestehen.

Lebewesen sterben. Aber sie bringen auch Nachwuchs hervor. Falls Jaens Spekulationen sich als zutreffend erwiesen, müßte es mehr als einen Hain geben ...

Jaen.

Aber er war davongesegelt. Er war in der letzten Nacht, da der Hain vollkommen gewesen war, neben ihr gestanden und war trotz seiner Rührung angesichts dieser Ganzheit fortgegangen. Die aschfeine Seide lag in ihrem Zimmer in einer Truhe unter anderen Seidenwebarbeiten und Wollwebereien verborgen. Sie mochte den Anblick nicht gerne. Der Nachtwind, jener Schwall der ganzen süßen Kraft, die die Welt aufzubringen imstande ist, und hinter ihr Jaen und Kyles ...

Du treibst es nur mit dem Hain.

Bald wäre die Weinlese abgeschlossen. Die riesigen Amphoren, die Esel oder Sklaven nach Villae schleppen würden, würden vom Schatzmeister entgegengenommen und gezählt, notiert und mit den übrigen Abgaben in düsteren

Kellerlagerräumen verwahrt. Die Winzer würden ihre Wein-feste abhalten, falls dies nicht schon geschehen war, und zögen dann zur Spätherbst-Ratssitzung, der letzten vor dem Einsetzen der Regenfälle. Jene Winzer, die ihr etwas mitzu-teilen hätten, kämen. Kyles ... würde Kyles kommen?

Die aschfeine Seide im Ton kalten Rauchs von vor hundert Jahren erloschenen Feuern und den sich darunter krümmenden Formen. Wie war sie dazu gekommen, et-was Derartiges zu weben? Das Spinnengewebe am letzten Abend des Streifzuges – sie konnte es so deutlich sehen, als hätte sie die Seide niemals abgespult, niemals den Webstuhl bespannt, niemals den seidenen Ascheschleier gewebt, den sie nun nicht betrachten wollte. Und seither ruhte ihr Seidenwebstuhl in der Dunkelheit, während sie in der Apotheke arbeitete und im Wettlauf gegen den Tod mahlte, aufkochte und rührte. Alle Lebewesen sterben. Ihr Webstuhl, die aschfeine Seide, Jaen und der Hain und Ky-les, die Pharmaka, die Göttin, Amaura und der *Hain* ...

Arachne schüttelte den Kopf. Sie haßte es, wenn ihre Gedanken so umherwanderten. Sie liebte deutliches, ge-radliniges Denken. Sie neigte ihren Kopf zurück, um zwischen den Bäumen hindurch zum klaren, direkten Licht des Himmels emporzublicken, und bemerkte, daß ein Sklave quer durch den Hain auf sie zugerannt kam. Niemand rannte im Hain; zu rennen gefährdete die Spin-nen. Sie stand auf.

»Schau, Mama«, sagte Pholen. Er hatte eine Spinne von einem Blatt auf seinen Handrücken gelockt, wo sie nun stand, mit den Fühlern wackelte und summte. Pholen streckte sie vorsichtig, aber mit triumphierendem, breitem Grinsen von sich. Seine schwarzen Augen funkelten. Die Spinne war makellos.

»Was für eine herrliche Spinne«, konnte Arachne gerade noch sagen, dann kam der Sklave schon keuchend bei ihnen an.

»Herrin! Schiffe! Zwei Schiffe!«

»Meister Jaen ...«

»Eines hat ... scharlachrote Segel. Die zwei sind gerade am Horizont aufgetaucht, und man hat mich... sofort geschickt, dir Bescheid zu sagen. Zwei Schiffe!«

Arachne machte sich auf den Weg aus dem Hain, drehte sich nach Pholen um und ergriff seine Hand. Er wollte die Spinne nicht zurücklassen. Sie wies ihn an, sie auf dem Blatt abzusetzen, von dem er sie genommen hatte, und folgte dem Sklaven zu Zimmerfenstern, von denen aus die Schiffe zu sehen waren. Pholen wand sich in ihren Armen und beschwerte sich über den Verlust seiner Spinne. Sein zuckender Körper fühlte sich warm und kräftig an. Lebendig, dachte Arachne. Pholen fühlte sich lebendig an.

Jaen war am Leben.

Am Leben.

Suva kauerte am Boden vor Arachnes Truhe und wühlte mit beiden knöchigen Armen bis an die Ellbogen in Seide und feiner Wolle. Etwas Scharfes bohrte sich in ihre Handfläche. Aus den Stapeln weicher Stoffe zog sie eine goldene Spange, die einen Chiton auf der Schulter zusammenhielt. Die Spange hatte die Form einer Seeschlange, und war mit roten Edelsteinen an Augen und Schwanz besetzt. Suva musterte die Spange, grinste höhnisch und legte sie auf den Boden. Sie begann, Webarbeiten herauszuzerren und sie neben die Truhe zu werfen: Spinnenseide mit Mustern lebensechter Blüten, Früchte, Muscheln, Spinnen und Blätter. Der Stapel wuchs höher, kippte um und breitete sich duftig über den Steinboden.

Die meisten, wenn auch nicht alle der Webereien waren von Arachne selbst angefertigt. Gelegentlich hielt Suva bei einem Stück inne, drückte es an die Wange, und die Falten ihres Gesichts glätteten sich ein wenig. Arachne hatte die gemacht. Arachne, die der erste Mensch gewesen war, den Suva gesehen hatte, als sie auf Eiland die Augen aufschlug, die sie als kleines Mädchen gehätschelt und umsorgt hatte, die sie als junges Mädchen gescholten

und bekämpft und als Frau genörgelt und gereizt hatte; immer war sie ihr gefolgt, wenn sie nur konnte, war sie doch der einzige Mensch auf Eiland, für den Suva Liebe empfand in einem Land, wo sie niemals hatte leben wollen. Arachne, die Suva jeden Tag alleine ließ, um zu diesem verfluchten Platz von Bäumen zu gehen, zu dem Suva ihr nicht folgen durfte.

Am Boden der Truhe fand sie, wonach sie gesucht hatte: ein in derbe Wolle geschlagenes und mit übertrieben starken Fäden geschnürtes Bündel. Suva biß die Fäden mit zwei freistehenden, scharfen Zähnen durch, öffnete das Paket und ließ die aschfeine Spinnenseide herausfließen.

»Aaaaaaahh!«

Sie breitete die Seidenweberei flach über den Steinboden aus, stand auf und ging um sie herum. Sie duckte sich auf alle viere, neigte sich mit dem Kopf hinab, bis sie noch eine Handbreit von dem Tuch entfernt war, und musterte es dann aufmerksam Stück für Stück. Sie kroch drum herum, beäugte die Ränder und kroch dann darüber, um das Mittelstück zu inspizieren. Sie hielt den Kopf immer noch gesenkt und den Leib hochgereckt wie eine weidende Ziege. Sowie sie eine Kniescheibe anhob, federte der Abdruck, den sie auf der obersten Schleierschicht hinterlassen hatte wieder heraus, als hätte es ihn nie gegeben.

»Aaaahh.«

Das Geräusch war ein halbes Stöhnen. Suva schaute von der Seide zum Fenster, das von ihrem Blickwinkel aus zu hoch lag, als daß sie das Meer hätte sehen können. Wieder starrte sie auf die Seide hinab, dann erneut zum Fenster. Ihr Atem ging schneller. Ihre Arme begannen zu rudern, sie verdrehte die Augen. Auch wenn sie die See nicht sehen konnte, flutete sie rundherum empor. Dann öffnete sich die Tür zum Zimmer, und zwei Beine kamen herein.

Die Beine traten näher und blieben am Rand des seidigen Meeres stehen. Die Beine waren behaart, stark muskulös und nicht sauber. Sie verharrten reglos, und diese Reglosigkeit fesselte jenen Teil von Suvas Interesse, der noch nicht im Meer untergegangen war. Sie starrte die Beine wütend an. Das Meer flutete zurück.

Der Ehemann der Herrin stand da und blickte auf die aschfeine Seide herab. Sein Gesicht war ernst und ausdruckslos, doch Suva konnte vom Boden aus unter die Lider seiner dunklen Augen sehen, in denen etwas, was ihr Interesse weckte, stand: Haß, Wut oder Schmerz. Ja – Schmerz, dachte Suva, es war Schmerz. Er stand mit einem Grinsen da und vermied sorgfältig den Blick aus dem Fenster und auf die aschfeine Seide.

»Von Arachne«, sagte Kyles.

»Ja, Herr. Die Herrin hat es gewebt. Findest du es nicht wunderschön?«

Er schwieg.

»Es ist ihre letzte Arbeit. Der Seidenwebstuhl ist eingelagert, es wird nicht mehr gewebt. Und die Spinnenseide wird immer schlechter.«

Sie wartete, daß er reagierte, doch er rührte sich nicht. Sie war enttäuscht. Kyles verkörperte die besten Eigenschaften, die man bei einem Herrn erhoffen konnte: Er ignorierte sie, beanspruchte wenig von der Zeit der Herrin und war die meiste Zeit des Jahres fort. Nicht wie der andere Mistkerl, Meister Jaen. Jetzt hätte sie es allerdings gern gesehen, daß Kyles Furcht oder Schmerz angesichts der aschfeinen Seide gezeigt hätte, einfach weil die Arbeit bei ihr Furcht und Schmerz auslöste. Es war falsch und ungerecht! Es war böse. Eine Webarbeit dürfte nicht die See darstellen! Sie dürfte nicht das mächtige und vernichtende Toben des Meeres zeigen, sollte nichts von alledem wissen. Nur jemand, der aus dem Meer kam – singend! – sollte das wissen. Sie würde die Seide in Stücke reißen. Sie würde sie in den Schmutz treten. Sie würde darauf speien und sie verbrennen und niemals den bösen, beißenden Rauch einatmen. Sie würde ...

Sie konnte den Anblick nicht ertragen.

»Gefällt es dir, Meister? Ist es nicht herrlich, prachtvoll, unglaublich prachtvoll? Findest du nicht?«

Kyles bückte sich hinab und hob die Seidenweberei auf. Er schlug sie in die derbe Wolle, schnürte sie zu und

ließ sie in die offene Truhe fallen. Nichts stand in seinem Gesicht, das Suva hätte erzürnen können. Sie schlug sich die Hände an die Wangen; sie fühlten sich klebrig und hohl und so klamm wie die Meeresgrotten an. Sie! Die man am Ufer entdeckt hatte, umgeben von verzauberten Vögeln und mit einer weißen Eule auf der Schulter!

»Die letzte Seide, die letzte Seide!« summt sie vor sich hin und hielt die Hände immer noch an die Wangen.

»Räum das fort!« befahl Kyles und deutete auf die am Boden verstreuten Woll- und Seidentücher.

»War die Weinlese gut, Herr? Ist sie vorüber? Schmeckt der Wein vollmundig und süß? Kommst du direkt vom süßen Wein?«

»Ja.«

»Und der Rat kommt morgen abend oder übermorgen zusammen? Und die Trauben sind süß, süß, süß. Hast du Wein für die Herrin mitgebracht, Herr? Wein für die Herrin, die das Weben aufgegeben hat?«

Kyles schenkte ihrem Gebrabbel keine Beachtung. Er starrte aus dem Fenster. Suva machte sich daran, die Webarbeiten in die Truhe zurückzuschleudern und beeilte sich sinnloserweise verzweifelt. Es bestand kein Grund zur Eile – doch, es gab schon einen. Die Webereien rochen nach Spinnen, nach Spinnen und Meer. Nein, das Meer hinter dem Fenster roch nach Meer. Spinnen auf der einen Seite, das Meer auf der anderen – bah! Kyles verströmte den Geruch

des Reisenden, den Geruch von Wolle, Staub und Wein. Suva knallte den Deckel auf die Truhe und schnupperte abschätzig an Kyles. Aber nein, er roch nicht nur nach der Reise; darunter haftete der typische Männergeruch. Sie hatte jedenfalls noch kein Mann berührt. Rein war sie dem Meer entstiegen, rein und singend. Sie stieß den widerlichen Männergeruch mit heftigem Schnauben aus, daß es prustete wie ein Niesen und Tröpfchen über Brust, Boden und Kyles' Beine flogen. Kyles ignorierte das Schnauben, ebenso wie ihr Gebrabbel. Er starrte weiter aus dem Fenster.

»Suva, wann sind die Schiffe angekommen?«

»Schiffe!«

Suva rappelte sich vom Boden hoch, reckte ihren Hals zum Fenster und versuchte, aufs Meer hinauszusehen, ohne es wirklich zu betrachten. Am Horizont schwebten zwei Segel. Das des einen Schiffes war scharlachrot. Suva starrte es ungläubig an, der Bug ragte hoch aus dem Meer, und Wasser überschwemmte ihre Kehle, stieg höher an, würgte und erstickte sie.

Kyles schüttelte sie sanft. Sein Blick fixierte sich nicht auf ihre Augen. Als sie aufgehört hatte, um sich zu schlagen und zu gurgeln, ließ er sie los. Sein Gesicht blieb ausdruckslos.

»Wie lange sind die Schiffe schon da zu sehen?«

»Das sind keine Schiffe, Meister, es können keine Schiffe sein! Meister Jaen ist tot, tot – Ich habe es erfah-

ren, ich habe es *gesehen*. Tot am Meeresgrund.«

»Weiß die Herrin von den Schiffen?«

»Ich habe es gesehen. Er ist tot.« Aber dann wurden Suvas Augen in ihren tiefen Höhlen verschlagen. Sie sah einen Ausweg aus ihrer falschen Vorhersage.

Sie hatte vorausgesagt, Jaen würde sterben; also mußte er tot sein. Und wenn er tot war, aber noch immer sein Schiff führte, bestand nur die Möglichkeit, daß er zum Gott geworden war. Das war schlimm, andererseits aber auch wiederum ganz gut; schlimm, weil männliche Götter immer zu mächtig waren, gut dann wieder, weil er als Gott mit entsprechenden göttlichen Angelegenheiten und nicht mit seiner Schwester beschäftigt wäre. Und damit würde Arachne ihr, Suva, nicht ständig davonlaufen: mit Jaen zum Strand, mit Jaen zum Abendessen und mit Jaen zu dem verfluchten Wäldchen! Der Gott Jaen würde Arachne nicht brauchen. Arachne bliebe ganz Suva überlassen.

Suva gluckste und betrachtete Kyles, Arachnes Ehemann, von der Seite. »Meister Jaen ist ein Gott geworden. Ein Gott! Wie willst du gegen einen Gott ankommen, Meister? Wie?«

Hinter ihr erklang ein Geräusch. Arachne stand in der Tür mit Pholen an der Hand.

»Vater!«

Der kleine Junge wand sich aus dem Griff seiner Mutter und rannte auf seinen Vater zu. Kyles hob ihn hoch.

Pholen begann, glücklich von Spinnenbabys, Pharmaka und dem Stein zu schwatzen, und sein kleines Gesicht strahlte dem seines Vaters entgegen. Kyles blickte über Pholens Kopf hinweg Arachne an, und sein Blick war so unpersönlich an der Oberfläche und so heftig im Grunde, daß Suva Jaens Schiffe ganz vergaß und zurückschreckte.

Wie die See – er betrachtete Arachne wie die See: abwartend, gierig und voll unendlicher Geduld. Und bedrohlich – es sei denn, man war ihr singend entstiegen.

Suva schaute entsetzlich finster drein. Der andere nicht tot, und der hier plötzlich voll bedrohlicher Männlichkeit unter all seiner Schweigsamkeit, seiner Nichtbeachtung und seiner Abwesenheit. Und nichts von alledem hatte sie bislang bemerkt! Irgend etwas stimmte nicht, die Welt hing schief, bald läge alles unter Wasser, und niemand könnte mehr etwas sehen. Suva schaute Arachne an. Auch hier geschah etwas, auch hier hatte sich etwas verändert.

»Kyles ...«

»Arachne.«

»Es ist ... Ich freue mich, daß du wieder hier bist.«

»Das Weingut hat seine vollen Abgaben entrichtet. Meine Männer sind gerade dabei, den Wein in deine Lagerräume zu schaffen. Deine Schreiberin hat alle Unterlagen. Dort kannst du alles überprüfen, wenn du möchtest.«

Arachne schaute ihn an, als hätte er sie geschlagen, wurde erst rot und dann bleich. Suva beobachtete beides aufmerksam und voller Interesse. Die Herrin war wütend auf ihren Mann! Es wurde von Stunde zu Stunde besser: Wut zwischen Arachne und Kyles und Göttlichkeit zwischen Arachne und Jaen. Je weniger sie ihnen gehörte, um so mehr konnte Suva sie beanspruchen.

Arachne sagte steif: »Keiner bezweifelt die volle Entrichtung deiner Steuern. Suva, bring Pholen zum Kindermädchen.«

»Wie lange sind die Schiffe schon am Horizont zu sehen?« fragte Kyles gelassen. Suva dachte bei sich, daß sein Gesicht so verschlossen wirkte wie eine befestigte, und so bedrängt wie eine belagerte Stadt.

»Sie sind gerade erst aufgetaucht. Ich habe es nicht selbst gesehen.« Sie trat ans Fenster und schaute hinaus. Am westlichen Horizont zeichneten sich zwei Segel, ein scharlachrotes und ein blaugestreiftes vom Himmel ab. Zorn und Hoffnung ließen sie in ihrer Unvereinbarkeit grausam werden, und sie sprach zu Kyles, als wäre er gar nicht da. »Eine schlechte Zeit zum Segeln. Hätten sie ihren Kurs ungenau bestimmt und die Regenfälle hätten früh eingesetzt, würden sie es vielleicht gar nicht mehr bis nach Eiland geschafft haben. Es muß ein dringender Grund vorliegen, daß sie nun Segel gesetzt haben. Etwas, das keinen Aufschub duldet.«

Kyles antwortete nicht.

»Vielleicht haben sie Hilfe für den Hain gefunden. Vielleicht bringt das zweite Schiff Gelehrte, Kräuterkundige, irgend jemanden, der über Kenntnisse verfügt, die Delernos nicht mit nach Eiland brachte. Irgend etwas. Oder vielleicht existieren tatsächlich andere Haine, und man hat schon Erfahrung mit dieser ... Situation.«

»Kein Kaufmann hat jemals davon berichtet.«

»Es sind keine Kaufleute, die Jaen mitbringen wird«, erklärte Arachne spöttisch.

Suva führte Pholen aus dem Zimmer. Das enttäuschte Kind gehorchte ohne Widerspruch. Auf dem Flur faßte es nach Suvas knochiger Hand. »Mama und Vater reden aber komisch.«

»Ja, Kind.«

»Aber die Schiffe sind schön. Mir gefällt das mit dem roten Segel, das ist Onkel Jaens Schiff. Aber Suva, du hast doch gesagt, er wäre ertrunken. Und du hast die Seife geschnitzt.«

»Das stimmt ja auch.«

»Wie kann er dann mit seinem Schiff zurückkehren?«

»Vielleicht befindet er sich gar nicht an Bord«, meinte Suva, obgleich sie selbst nicht daran glaubte. »Oder er ist von den Toten auferstanden, Kind. Zurück aus dem Meer.«

»Onkel Jaen ist vom Ertrinken wieder zurückgekehrt?«

»Zurück, zurück aus der See!«

Pholen dachte mit krauser Stirn nach. »Das ist doch albern. Niemand erholt sich vom Ertrinken. Wenn er tot ist, muß er tot bleiben.«

»Er ist zum Gott geworden.« Suva warf den Kopf zurück, und ein fast lautloses Zischen entwich ihren entblößten Zähnen. Ihre Schultern zuckten heftig. Pholen, der ihre Anfälle gewöhnt war, trottete ruhig weiter und hielt immer noch ihre Hand. Er dachte nach.

»Aber Suva, du sagtest doch, Onkel Jaen kehrte aus dem Meer zurück, also müßte er ein Gott sein. Du bist doch auch aus dem Meer zurückgekehrt, weißt du noch? Du hast es mir und Amaura doch erzählt? Dann mußt du ja eine Göttin sein.«

Die alte Frau blieb mitten auf dem Korridor stehen. Ihre Schultern hörten auf zu zucken. Sie saugte ihre Wangen ein, daß sie mit einem plötzlichen Knall hohl wurden, und starrte Pholen an.

»Mußt du dann nicht eine Göttin sein, Suva? Du bist aus dem Meer zurückgekehrt.«

»Eine Göttin«, sprach Suva versuchsweise. »Eine Göttin.« Fernab und über den Männern stehend, durch ihre eigene größere, strahlende Macht der ihren überlegen. Muttergöttin, die niemals von Männern besudelt worden war (*niemals*, zischte die schreckliche, schwarze Erinnerung in ihrem Hinterkopf verzweifelt: *niemals*), und doch

die Mutter von Töchtern, die begabt, klug und fruchtbar wie Arachne waren. Eine Muttergöttin mit einer Tochter. Arachne würde ihre Tochter sein.

»Also«, meinte Pholen ungeduldig mit zu ihr emporgewandtem Kindergesicht. »Bist du eine Göttin oder nicht?«

»*Singend* der See entstieg«, erklärte Suva voller Inbrunst. »Vergiß das nicht, Kind. Vergiß das nicht. Unter unablässigem Gesang.«

*

Den ganzen Nachmittag rückten die beiden Schiffe Eiland kein Stück näher. Arachne dachte: *Wenn nun nicht Jaen den Befehl führt, wenn er aus irgendeinem Grund nicht an Bord ist, wenn Piraten ...* und verdrängte den Rest des Gedankens. Kein anderer hätte Grund, ein erbeutetes Schiff nach Eiland zurückzulenken. Jaen würde die Nacht abwarten und mit der Morgenflut einlaufen.

Sie beordnete Späher vom ersten Tageslicht an auf Posten am Hafen, der unterhalb der Klippen von Eilands Nordwestküste lag und von der Villae aus nur über einen steil hinabführenden Weg zu erreichen war. Die Köche erhielten Befehl, Speisen für viele Personen anzurichten. Sie waren verärgert, daß man ihnen nicht sagen konnte, wieviel »viele Personen« waren, aber Arachne wußte es

nicht. Die Schiffe waren so weit draußen zum Halten gekommen, daß man nicht einmal genau ihre relative Größe bestimmen konnte, obgleich es so aussah, als wäre das Segel des fremden Schiffes größer als das scharlachrote von Jaens Schiff – sie konnte sich keinen Grund denken, warum Jaen so weit draußen vor Eiland vor Anker gehen sollte; es verwirrte sie.

Sklaven richteten Schlafräume her, schüttelten prachtvolle, wenig benutzte Spinnenseidenwebereien aus, von denen einige schon vier Generationen alt waren. Weinamphoren wurden aus den Kellerlagern heraufgeschleppt. Und als Arachne dann alle Vorbereitungen getroffen hatte, die ihr nur in den Sinn kamen, zog sie sich, obgleich sie noch lange nicht müde war, auf ihr Zimmer zurück, um den Morgen abzuwarten und zu sehen, ob Kyles zu ihr käme.

Sobald auf dem Gang ein Geräusch erklang, zuckte sie angespannt zusammen. Er war ihr gegenüber kühl gewesen an diesem Nachmittag, aber schließlich waren gerade die Schiffe aufgetaucht, und er war vielleicht nicht auf den ganzen Wirbel gefaßt, den das ausgelöst hatte. Außerdem war er immer kühl oder zumindest verschlossen. *Nicht immer*, flüsterte es in ihrer Erinnerung, und eine Zeitlang dachte Arachne wieder über die Nacht vor seiner Abreise nach und drehte und wendete sie in ihrem Geist wie einen unerklärlich geformten Kiesel. Es ver-

wirrte sie immer noch. Die akuten Ereignisse, die scharfe Wahrnehmung seines übermächtigen Verlangens waren ebenso wie ihr instinktiver Abscheu ein wenig verblaßt. Die Verwirrung blieb. Sie konnte nicht begreifen, wie ein Beischlaf für ihn derartige Bedeutung haben konnte. Aber hatte sie Sexualität jemals für etwas Bedeutungsvolles gehalten?

In diesem Punkt, so war ihr bewußt, unterschied sie sich von vielen ihrer Frauen. Früher war ihr das gleichgültig gewesen.

Als es Mitternacht wurde, war Kyles immer noch nicht gekommen. Nun wußte Arachne, daß er auch nicht mehr kommen würde.

In einen wollenen Umhang gehüllt, stand sie am Fenster und lauschte auf die See hinaus. Die Wolken hatten sich ein wenig verzogen, aber die kleinen Fünkchen Sternenlicht waren zu schwach, als daß sie die Schiffe am Horizont hätte erkennen können. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie sich mehr Gedanken darum machen, daß Kyles nicht zu ihr kam, und über die Art und Weise, wie Amaura sich ihrem zurückgekehrten Vater in die Arme geworfen hatte – nicht hysterisch, aber so, als wollte sie hysterisch erscheinen –, und über das fremde Schiff, das Jaens Schiff begleitete, aber sie vermochte nicht, einem der Themen lange Aufmerksamkeit zu widmen. Sie entglitten ihr und waren dahin.

Morgen würde Jaen landen. Er würde Eiland Hilfe von Thera bringen, der Stadt, aus der man Delernos zu Unrecht vertrieben hatte.

War das der eigentliche Grund für ihren Widerstand gegen Jaens Reise gewesen? Thera hatte ihren Vorfahren verbannt, den glanzvollsten ihrer Linie; deshalb mußten seine Nachfahren Thera ablehnen. Der Stolz verlangte es. Aber war es nun Stolz oder Arroganz?

Sie war es so müde, alleine um den Hain zu kämpfen.

Sollte sie also die Hilfe begrüßen, die Jaen gebracht hatte? Er *mußte* Hilfe gebracht haben, versicherte sie sich inbrünstig, sonst wäre er nicht zu so gefährlicher Jahreszeit gesegelt. Und nichts von dem, was *sie* auf Eiland geleistet hatte, war imstande gewesen, das Absterben des Hains aufzuhalten. Pharmaka, Spinnen, Cleis' klägliches Opfer an die Göttin – alles sinnlos. Sie hatte versagt. Vielleicht konnte Jaen Besseres vollbringen.

Jaen. Die Sehnsucht, ihn wiederzusehen, flutete so heftig über sie hinweg, daß sie erschauerte und ihren Wollumhang fester um sich zog. Er hatte den Hain geliebt, ebenso wie sie. Es war falsch gewesen, daß sie sich seiner Reise widersetzt hatte. Das würde sie ihm morgen sagen.

Unwillkürlich kam ihr die Erinnerung an jenen letzten überwältigenden Moment aus dem Leben des Hains in den Sinn, jenen Augenblick, da sie neben Jaen vor dem

aschgrauen Netz gestanden hatte. Sie dachte oft daran, und war diese Erinnerung auch oft schmerzlich, so war das heute nicht der Fall. Jener Augenblick, da sie selbst der Hain, das Licht, die Göttin *gewesen* war, konnte wieder eintreten, falls Jaen Hilfe gebracht hatte. Jaen war in jenem Augenblick neben ihr gestanden. Sie würde ihn morgen willkommen heißen.

Morgen.

Die Brise vom Fenster her wurde kühler. Kyles kam nicht. Arachne ging erschöpft zu Bett und träumte von scharlachroter Seide, die so strahlend war wie das Sonnenlicht.

Am Morgen blies ein frischer Wind von der See landeinwärts. Am Strand um den Hafen hatten sich Eiländer aufgestellt und standen den langen Weg bis zu den Klippen hinauf. Die meisten trugen ihre besten Seidengewänder; bunt schillernde Chitons flatterten im Wind.

Als die Schiffe gegen Mittag ihre Position am Horizont nicht verlassen hatten, begann die Menge sich zu zerstreuen, indem kleine Gruppen sich nacheinander aus ihr lösten. Am späten Nachmittag standen nur noch die Wachen, die Arachne aufgestellt hatte, aufmerksam und ein wenig trotzig an ihren Posten.

»Mit der nächsten Gezeit sollen Fischerboote hinausfahren«, wies Arachne Telnis, den Leiter ihrer Garde, an. Es handelte sich dabei um ein Ehrenamt, eine von Thera

überlieferte Tradition. Telnis war ein wohlhabender Steinhauer, und den ganzen Tag über waren Steinblöcke ohne seine Anwesenheit abgebaut worden. Er zog die Stirn kraus.

»Entschuldige Herrin, aber das ist vielleicht nicht der beste Plan. Falls Meister Jaen sich nicht an Bord seines Schiffes befinden sollte ...«

»Du meinst Piraten.«

»Die Kaufleute erzählen viel, Herrin. Oder aber wenn er als Gefangener an Bord ist ...« Er wandte den Blick von ihr ab. »Nicht überall gab es einen Hain.«

»Gibt es, Telnis.«

Der Steinhauer antwortete nicht. Sein aufrichtiges, starrsinniges Gesicht blieb abgewandt. Arachne entließ ihn, ohne die Fischerboote hinauszuschicken.

Bei Sonnenuntergang lagen die Schiffe immer noch fest. Das graue Licht sickerte vom Himmel ins Meer und die Schiffe mit ihm.

»Worauf wartet er?« fragte Arachne. »Die See war den ganzen Tag recht ruhig – worauf wartet er nur?«

»Ich weiß es nicht, Herrin«, antwortete Cleis. Das Mädchen huschte leise im Zimmer umher, ihre Bewegungen waren knapp bemessen, doch ihr Gesicht war hektisch gerötet. Sie war am Nachmittag zum Wollespinnen gekommen, hatte sie mit kleinlauter Stimme erklärt, obgleich Arachne all ihren Frauen hatte Nachricht zukommen las-

sen, daß die übliche herbstliche Wollarbeit vorläufig ausfiel. Arachne hatte sie aus einer gereizten Rührung heraus bleiben lassen. Es hatte keine Arbeit gegeben außer der beschwerlichsten, nämlich zu warten, aber Cleis war überraschenderweise betraut worden, Befehle weiterzuleiten, für den zweiten Abend Schlafkammern, Wachen und Festmähler vorzubereiten. Die Köche, so hatte sie Arachne schüchtern berichtet, waren schlechter Laune.

»Sollen sie schlechter Laune sein. So viel kann nicht in der Küche geblieben sein. Die verrückte Suva hat alles hier heraufgeschleppt in der Hoffnung, etwas mitzubekommen. Laß das Fleisch und den Käse hier fortschaffen, Cleis. Laß nur das Obst hier. Den Geruch des Rests kann ich nicht ertragen.«

»Ja, Herrin. Da möchte dich noch jemand sprechen, Herrin.«

»Wer ist es diesmal?«

»Die Priesterin, Herrin. Sie wartet im Zimmer nebenan.«

»Die alte Priesterin? Stydia?«

»Nein, ihre Tochter. Agathelia.«

»Sag ihr, daß morgen abend Ratssitzung ist, dann will ich mir anhören, was sie vorzutragen hat.«

»Das habe ich schon getan, Herrin. Sie besteht darauf, dich heute abend zu sprechen. Sie behauptet, sie hätte eine dringliche Botschaft für dich.«

Ein Landungsboot, dachte Arachne, heute nacht kam ein Landungsboot im Schutz der Dunkelheit ans Ufer gerudert, nicht am Strand, sondern an einer schmalen Bucht irgendwo am Nordufer. Gefährlich, aber machbar – aber wozu? Und warum zu einer Priesterin anstatt direkt zu ihr? Selbst wenn Jaen aus irgendeinem Grund sein Schiff nicht selbst befehligte ...

»Führ die Priesterin her. Schnell!«

Cleis, deren Denken langsamer arbeitete, gaffte sie an.
»Glaubst du ... du denkst doch nicht ...«

»Hol sie *herein*, Cleis!«

Die Priesterin betrat langsam den Raum und trug eine Trankopfervase. Agathelia, eine große, schlichtmütige Frau, die das mittlere Alter schon überschritten hatte, zeigte in ihren Zügen persönliche Verdrossenheit, die sie nur unzulänglich als öffentlich zur Schau gestellte Frömmigkeit zu tarnen versuchte. Wenn Agathelia bei dem Frühjahrssaatfest die Verkörperung der Göttin darstellte, wie sie dem jungen Gott des Pflanzenwachstums das Leben schenkte, war Arachne stets unwillkürlich zusammengezuckt. Und warum brachte Agathelia jetzt eine Trankopfervase mit, um ihre Botschaft zu übermitteln? So wie sie war, brachte sie sie möglicherweise völlig grundlos, nur als Zeichen eines Amtes, das sie niemals ausüben würde.

»Sei mir begrüßt, Herrin.«

»Sei begrüßt. Du hast eine dringliche Nachricht für mich, Priesterin?«

»Jawohl.«

»Von wem?«

Agathelia strich ihren Chiton um sich glatt und legte sorgsam seine Falten zurecht. Sie war üppig mit dem Schmuck ihres Amtes bestückt: In ihrem Haar, auf Schultern, Hals und Armen trug sie Eulen, Schlangen und Olivenbäume in Gold und Fayencearbeiten. Zart faßte sie nach einer gewundenen Goldschlange in ihrem Haar und rückte sie zurecht.

»Eine Nachricht von *wem*?« wiederholte Arachne.

»Von der Göttin, Herrin Arachne. Eine Botschaft ihres Mißfallens.«

Cleis sackte in sich zusammen. Arachne drehte sich um. Enttäuschung färbte ihre Stimme heiser. »Morgen abend beim Rat, Priesterin. Meine Frau hat dir das schon gesagt. Botschaften und Petitionen an Eiland sind dort vorzubringen.«

»Hier handelt es sich nicht um eine Botschaft an Eiland«, erklärte Agathelia, »sondern an dich, Herrin. Du regierst Eiland. Was du für dich auswählst, wählst du für Eiland aus. Und du hast dich entschieden, die Göttin zu vernachlässigen, so lange, Herrin, daß du nicht begreifst, daß *ihr* Zorn es ist, der deinen Hain zerstört.«

Suva war neben Arachnes Ellbogen aufgetaucht, um den unerwünschten Käse und das Fleisch abzutragen. Es ist erstaunlich, dachte Arachne, wie unfehlbar Suva Ort und Zeit von Konflikten erkennt. Selbst von unbedeutenden Konflikten.

»Die Göttin ist geduldig«, fuhr Agathelia mit ihrer verdrießlichen, rechtschaffenen Stimme fort. »Viele Jahre lang habt ihr, du und Meister Jaen, eure Verehrung dem Hain anstatt der heiligen Höhle gewidmet. Das ist wohlbekannt. Eiländer sind eurem Beispiel gefolgt, wie sie zuvor dem Beispiel eurer Eltern folgten, so daß die heilige Höhle wenig aufgesucht wurde. Die Göttin hat Geduld, doch nun ist diese Geduld erschöpft. Sie möchte ihr Mißfallen kundtun. Wenn du nicht zu ihr zurückkehrst, wird der Hain niemals wieder erstarken.«

Arachne musterte die Priesterin. Ein langer Augenblick verstrich. Agathelia reckte ihr Kinn empor, schaute vorwurfsvoll drein und fingerte an ihrer Halskette.

»Priesterin«, sagte Arachne schließlich, »warum sollte die Göttin lieber in der Höhle anstatt im Hain angebetet werden?«

»Die Höhle ist ein Ort der Weihe.«

»Aber im Hain habe ich die Präsenz der Göttin empfunden ...« Sie schob die Erinnerung an den Augenblick vor dem aschernen Netz von sich, weil es ihr nicht nutzen würde, »...oder was die Präsenz der Göttin andeuten

könnte. In der Höhle habe ich nichts gespürt. Warum sollte ich die Höhle wider den Beweis meiner eigenen Gefühle für heilig halten?«

Agathelias Atem ging schwerer. Ihr Schmuck klimperte.

»Warum sollte irgendein Inselbewohner wider die Beweise seiner Empfindungen glauben?«

»Der Hain ist nicht der geeignete Ort für die Anbetung der Göttin! Der Hain dient der Verehrung von Spinnenseide und menschlicher Arbeit!«

»Priesterin ...« hob Arachne an. »Priesterin, du bist keine Weberin. Hast du den Hain öfter besucht, als er noch war wie einst? Was sagten dir deine Sinne?«

»Die heilige Höhle ist der Ort für die Verehrung der Göttin! Eiland muß sich wieder der heiligen Höhle zuwenden!« Sie war nun zornig; der Schein der Öllampe tanzte auf ihrem Schmuck, als sie zitterte.

»Sich wieder der Höhle zuwenden? Oder der Macht der Priesterschaft?«

»Die heilige Höhle ist der Ort für die Verehrung der Göttin!«

Arachne sah, daß Agathelia ehrlich war. Wenn sie mehr Macht als Priesterin anstrebte, so war das zumindest ein sekundäres Motiv. Agathelia glaubte an die Höhle wider den Beweis ihrer eigenen Wahrnehmung, weil sie eben an die Höhle glaubte. Es war eine Form von

Glaubensfähigkeit, wie Arachne sie nicht verstand, und eine Art, die sie plötzlich anödete. Sie war abweisend, ihre Stimme klang hart.

»Ich will dir drei Dinge sagen, Priesterin. Erstens, mein Bruder und ich und unser ganzer Hofstaat haben niemals versäumt, gemäß der Jahreszeit in der Höhle das angemessene Opfer zu bringen. Wir haben den richtigen Zins abgeliefert, die erforderlichen Trankopfer gebracht und der Göttin die richtigen Lobgesänge angestimmt. Wir taten alles, was wir tun sollten. Zweitens, ich habe noch nie gehört, daß die Göttin oder der Junge Gott Rache üben. ›Alles, was sie dem Menschen schenken, ist gut und fruchtbar‹ – heißt es nicht so im Lobgesang? Demnach ist der Hain ein gutes und fruchtbares Geschenk. Drittens, du kannst nun gehen, Priesterin. Alles, was du vielleicht noch zu sagen hast, magst du morgen abend in der Ratssitzung vortragen.«

Agathelia lächelte. Arachne, die mit größerem Zorn, kreischender Hysterie, fassungsloser Empörung – allem anderen, nur keinem Lächeln – gerechnet hatte, war schockiert. Dieses Lächeln war vielschichtig und unerfreulich, ein Gemisch aus Mitleid, Verachtung und rachsüchtiger Überlegenheit. Es war das Lächeln eines Menschen, der etwas weiß, das seinem Feind unbekannt ist, und plötzlich kam Arachne in den Sinn, daß diese Frau den Hain schon nicht gemocht hatte, ehe er zu sterben

begann, und sich wohl davor fürchtete. So eine Eiländerin hatte sie noch nie erlebt. Plötzlich fragte sie sich, wie viele es wohl stets gegeben hatte, wie viele Leute in der Villae niemals den Hain aufsuchten und schweigend dabei saßen, wenn ihre Angehörigen und Nachbarn austauschten, was sie empfunden hatten, wie viele aus freien Stücken oder entsprechend ihrem Charakter jenseits dessen lebten, was sie für einen alles umschließenden Kreis von Wahrheit und Licht gehalten hatte. Kyles' Worte fuhren ihr durch den Kopf: »Du bist die blindeste Frau, die ich jemals gesehen habe.«

Aber er hatte blind nicht so gemeint.

»Morgen abend bei der Ratssitzung«, wiederholte Agathelia. Wieder lächelte sie. Cleis schaute fort. »Ich wünsche dir eine gute Nacht, Herrin. Im Namen der Göttin.«

»Im Namen der Göttin«, erwiderte Arachne. Cleis geleitete Agathelia zur Tür, als Arachne ein merkwürdiges Geräusch hinter sich vernahm. Sie drehte sich um und sah, wie Suva in einer Ecke des Zimmers sich vor Lachen den hohlen Bauch hielt; ihr Kopf wackelte von ihrer spöttischen Erheiterung, ihre schwarzen Augen funkelten vor unterdrücktem, wortlosem Jubel.

»Verlaß das Zimmer, Suva!« befahl Arachne. »Cleis, führ sie hinaus!«

»Ja, Herrin.«

»Nicht rachsüchtig!« keuchte Suva. »Ein Gott, der ... keine Rache übt ...« Nun platzte ihr Lachen geräuschvoll und triumphierend heraus. Sie wankte vor Erheiterung, kippte davon schier vornüber und zuckte an allen Gliedern. Fröhlichkeit schien ihre Knochen gelenkig gemacht zu haben; sie sackte unwillkürlich zusammen und erschlaffte unter Jubelschreien und Kreischen. Cleis warf Arachne einen entsetzten Blick zu, packte das Ende des um die Taille der alten Frau geschlungenen Stricks und zerrte daran. Suva rührte sich nicht. Als sie wieder sprechen konnte, erging sie sich in einer ihrer Geschichten und mußte sich dabei immer noch die Lachtränen aus den Augen wischen.

»Mutter Göttin war einmal zornig. Sie schickte eine Dürre über eine abgelegene Insel der Menschen. Das Getreide verdorrte, Kinder starben. Man brachte Opfer, aber nichts wollte wachsen. Die Menschen aßen Gras, tranken Meerwasser und starben. Es war hoffnungslos. Schließlich blieben nur noch ein junger Mann und ein Mädchen. Sie hatten in einer Höhle gehaust, wo sie Lebensmittel und Wasser gehortet hatten, aber nun kamen sie heraus, um im Sonnenschein zu sterben. Als sie so dalagen, sah die Göttin, daß der Junge bei all seiner Ausgezehrtheit und dem Schmutz wunderschön war, und sie empfand schließlich Mitleid. Sie gab den beiden zu essen und zu trinken, und sie überlebten. Die Göttin ließ die Insel wieder erblühen, nur für sie. Ein Jahr später starb das Mädchen bei der Geburt eines Kindes, und

der Junge stürzte sich in seiner Trauer von einer Klippe, daß er auf den Felsen unten zerschmettert wurde.«

Suva begann zu glucksen. Cleis packte ihren Arm und versuchte noch einmal, sie aus dem Zimmer zu zerren. Diesmal ging Suva widerstandslos. Cleis schob sie durch die Tür und machte sie hinter ihr zu.

»Ich verstehe nicht, Herrin, warum du sie um dich behältst. Man sollte sie verkaufen!«

»Wer würde sie kaufen?« antwortete Arachne barsch. »Niemand will eine verrückte Sklavin. Und sie hat Angst vor Spinnen; sie könnte sich nirgendwo aufhalten außer in der Nähe der See, und in der Villae bedeutet das, in den zum Hof gehörigen Räumen. Suva ist eine Sklavin, über deren Schicksal ich entscheide.«

Cleis begann, die Schüsseln zusammenzuräumen, die Suva stehengelassen hatte. Cleis fand nichts in der Erklärung der Herrin, was in Frage zu stellen gewesen wäre, und Arachne auch nicht. Und doch drängte Arachne etwas zu der Ergänzung: »In Thera wird es ganz anders gewesen sein als auf Eiland.«

Cleis hob einen Ziegenkäse empor und pickte ein paar Krümel von einem Ende. »Herrin, glaubst du, daß in Thera ... daß die Frauen in Thera hübscher sind?«

»Hübscher? In der Göttin Namen, Cleis, woher soll ich das wissen? Ich habe nicht die Schönheit der Frauen von Thera gemeint.«

Cleis fragte nicht, was sie gemeint hatte. Arachne dachte, daß das vermutlich gut so war; als sie nämlich darüber nachdachte, wurde ihr klar, daß sie nicht genau wußte, was sie hätte sagen wollen, beziehungsweise, daß sie so vielschichtige Dinge gemeint hatte, daß sie sie nicht hätte benennen können.

Und sie wollte sie auch nicht eindeutig auseinanderdividieren. Die Unterschiede zwischen Thera und Eiland waren ihr gleichgültig, soweit sie nicht eine Hilfe für den Hain brachten. Nur das war von Bedeutung.

*

Am nächsten Morgen liefen die Schiffe immer noch nicht den Hafen an. Sie verharrten als zwei Segel – eines scharlachrot, das andere gestreift – am Horizont. Arachne wurde zornig und dann von einer düsteren, beherrschten Furcht ergriffen, die Cleis veranlaßte, auf der anderen Seite des Zimmers zu bleiben, und schließlich wieder ganz und gar wütend. Sie ließ ihre Frauen kommen und Spinnräder, Spindeln und Karden holen. Die Frauen zogen, kämmten und sponnen Wolle, genau als wäre das ein ganz gewöhnlicher Winternachmittag. Sie schauten einander an ihren Spinnrädern vorbei von der Seite her an und sprachen nicht.

Der Tag war für die Jahreszeit recht warm zu Ende gegangen. Gegen Abend hatten sich die Wolken verzo-

gen, und die durchschimmernde Luft hatte eine so blendende Klarheit wie im Sommer angenommen, nur ein wenig weicher. Kurz nach Sonnenuntergang ging der volle, tiefstehende Mond der Herbstratssitzung auf der gegenüberliegenden Seite der Insel von der Villae auf. Das lange Spiegelbild, das er auf die See warf, wies wie ein silbriger Speer wabernden Lichts auf die Schiffe.

Arachne schritt mit ihren Frauen schweigend zum Versammlungshaus. Der Mond schien weißlich in die Steingänge; es bedurfte keiner Lampen und Fackeln. Arachne, die müde war nach zwei schlaflosen Nächten, dachte, daß es ein wundervoller Abend war. Aber sie war zu erschöpft, sich daraus etwas zu machen. Die vergangenen zwei Monate war sie nicht beim Rat erschienen, sondern hatte statt dessen in der Apotheke an den Pharmaka gearbeitet, die nichts bewirkt hatten. Ihre Abwesenheit war nicht ungewöhnlich; in den Sommermonaten wurde der Rat oft vom Sekretär des Hofes abgehalten. Er konnte nichts anderes tun, als ihr die Petitionen vorzutragen, da er nichts entscheiden durfte, aber im Sommer gab es normalerweise keine Petitionen und auch keine anderen Beschlußangelegenheiten, weil ganz Eiland auf den Feldern, in den Weinärten oder bei den Schafherden in den zerklüfteten Bergen im Osten beschäftigt war. Insofern war diese Herbstsitzung bedeutungsvoll, aber Arachne dachte, daß sie auch sie hätte gerne ausfallen lassen. Sie war zu müde.

An der Wegbiegung zum Versammlungshaus verflog ihre Erschöpfung schlagartig. Sie konnte kaum erkennen, was sie vor sich sah, so wenig ähnelte die Szene vor ihr einer Ratssitzung von Eiland.

Mengen von Inselbewohnern strömten durch die Korridore, weit mehr, als der Saal fassen würde. Ihre Gesichter waren finster, wütend oder furchtsam. Manche trugen in Tücher geschlagene Bündel. Es waren so viele, daß sie sich in dem großen Gedränge gegenseitig die Ellbogen ins Gesicht rammten. Sie schoben sich geräuschvoll, ruhelos und voller Unwillen stehenzubleiben, weiter. Stimmen, teils gedämpft, teils schrill, schwollen wütend an und ab. Telnis, der Führer der Garde, und einige andere versuchten die Eiländer in ordentlichen Reihen zu halten, aber man schenkte ihnen kaum Beachtung; auf Eiland war man nicht an Schlangestehen, nur an allgemeine Ordnung gewöhnt. Arachne sah am Rande der Menge Gesichter, die sie kannte – einen Kupferschmied, eine Sklavin, eine ihrer Frauen, ein altes Weib, das am Marktplatz Töpfereien verkaufte – aber vor dem Hintergrund der erstaunlichen und bedrohlichen Menge wirkten auch sie nicht vertraut. Eine Windbö fegte ihr entgegen; sie trug ihr den Geruch zu vieler Leiber auf zu engem Raum zu.

Fassungslos drehte Arachne sich zu ihren Frauen um. Im weißen Mondlicht wirkte das nächste Gesicht ebenso

entsetzt wie das ihre. Ihr Blick begegnete dem Aretones, die ein paar Jahre jünger als Arachne und eine so enge Kindheitsfreundin war, wie Jaen und sie sie nur an sich herangelassen hatten. Aus Aretones Gesicht las Arachne ängstliches Begreifen, aber noch ehe sie verstand, was geschah, erblickten die Eiländer am Rande der Menge ihre Herrin.

Die Menge flutete schreiend auf sie zu. Ein paar von Arachnes Frauen machten kehrt und flüchteten die Korridore hinab. Telnis hielt die Menge mit Unterstützung einiger Inselbewohner zurück, die erst auf Arachne zulaufen wollten, dann aber stehenblieben, als sie ihre Frauen die Flucht ergreifen sahen.

Schließlich konnten sie eine schmale Bresche zum Versammlungshaus schlagen, durch die Arachne sich mit ihren verbliebenen Frauen drängte, bis sie die Steinempore erreichte. Noch hatte niemand sie angefaßt, noch hatte sich keine Hand aus der brüllenden Masse emporgereckt, um an ihrem Haar oder ihrem Chiton zu ziehen, doch sie fühlte sich von Lärm und Unruhe der Menge wie von Fäusten geschlagen. Kyles bahnte sich den Weg von der Tür und nahm seinen Platz auf dem Podium hinter ihrem Sessel ein. Davor saß zu ihren Füßen der Sekretär; er wandte ihr sein altes Gesicht zu, als sie sich setzte, und in seinen Augen sah Arachne sein Wissen um die Hinfälligkeit des Alters. Sie rief einen kräftigen jungen Mann, der

in der ersten Reihe in der Nähe der schützenden Wand saß, zu sich und forderte ihn auf, dem alten Mann seinen Platz zu überlassen und neben ihm stehenzubleiben. Der Jugendliche tat wie geheißen, nachdem er sie zuerst ausdruckslos und ohne ein Lächeln angesehen hatte, was Arachne mehr aus der Fassung brachte als der ganze Rest der unerklärlichen Menge. Es hätte nicht viel gefehlt, daß der junge Mann sich geweigert hätte.

Es brauchte eine lange Weile, ehe die Menge so weit zur Ruhe gekommen war, daß die Sitzung beginnen konnte. Telnis und seine selbsternannten Helfer brüllten und drohten. Als schließlich Ruhe einkehrte, breitete sie sich so unvermittelt in Wellen vom Podium aus zur Seite und nach hinten aus, in so unnatürlichen Wogen, daß die tosende Menge sich in wenigen Augenblicken in ein Meer von angespannt lauschenden Gesichtern verwandelte, ein Meer, das sich über die Steinbänke, den Boden und hinaus bis hinter die offene Wand in die Korridore ergoß und bei dem alle Gesichter ernst und bleich im weißen Licht des riesenhaften Erntezeitmondes wirkten.

In dieser merkwürdigen Stille erhob sich der Sekretär in seiner Ecke und sprach mit zittriger Stimme: »Der Hof von Delernos wird nun die Petitionen der Bewohner von Eiland anhören.«

Einer nach dem anderen wurden die vom finster dreinblickenden Telnis ruhig gehaltenen Eiländer angehört.

Ein Kind aus einem Fischerdorf an der Südküste war in einem Olivenhain von einem wilden Tier gebissen worden. Das Tier – niemand wußte, was es war, und das Kind selbst konnte nicht sprechen – war giftig gewesen. Niemals zuvor hatte es auf Eiland giftige Tiere gegeben. Das Kind war schwer erkrankt.

Eine junge Schafhirtin aus den Zentralbergen, die man in die Villae geschickt hatte, um den Winter bei einer Tante zu verbringen, war in der Dunkelheit der verlassenen Kolonnade um den Hain vergewaltigt worden. Sie war dorthin gegangen, um sich den Hain anzusehen, von dem ihr Vater so viel erzählt hatte. Das vergewaltigte Mädchen war erst am nächsten Morgen nackt und verwirrt, an eine der Säulen gekauert, gefunden worden.

Der Laden eines Kupferschmieds war ausgeraubt worden, nachdem die Diebe ein Loch in die Steinmauer gebrochen hatten. Es waren einige Armreifen, drei Kochtöpfe und zwanzig Dolche gestohlen worden, die dem nächsten Handelsschiff hatten verkauft werden sollen.

Die Weizenernte von drei Gehöften direkt vor der Villae war braun und faul geworden, die Halme waren schwammig und rochen merkwürdig. Niemals zuvor war das beim Weizen beobachtet worden. Woran lag es?

Ein Töpfer hatte seinen Sklaven mißhandelt, weil der ein Brennfeuer zu heiß entfacht und damit eine Lage Töpfereien ruiniert hatte. Er hatte den Sklaven mit einem

Tonscherben über Kopf und Schultern geschlagen, daß er blutete. Das Geschrei des Sklaven lockte die Nachbarn herbei; sie wollten der Herrin mitteilen, daß dieser Töpfer seinen Sklaven auf eine Weise zu mißhandeln begonnen hatte, wie es bislang nie geschehen war.

Ein alter Bauer von den wilden Schluchten an der Ostküste packte aus einem Tuchbündel eine tote, mißgebildete Ziege. Er hielt Arachne das Tier hin: zwei Köpfe und drei Beine. Arachne schaute weg. Niemals, so erklärte der Alte mit bebender Stimme, war so etwas in seiner Herde geboren worden. Er schämte sich. Wie konnte das geschehen? Was hatte es zu bedeuten?

Zwei junge Männer hatten sich in einer Taverne gestritten. Es war um eine Spinne gegangen, die über den Tisch gekrochen war. Einer hatte sein Messer gezogen und den anderen umgebracht. Der Bruder des Getöteten verlangte, daß man den Mörder zum Tod im Feuer verurteilte.

Arachne stützte den Kopf in die Hände. Mondschein sickerte durch ihre Finger, und im Mondlicht schien sie Agathelias verächtliches Lächeln zu sehen: das Lächeln von jemandem, der etwas weiß, was seinem Feind unbekannt ist. Arachne ließ die Hände sinken. Unruhe kam wieder in der Menge auf. Die Menschen hatten gehört, daß andere ebenso zornig und verletzt waren, und das hatte ihre eigenen Kümmernisse verstärkt und anschwel-

len lassen. Zwei Antragsteller drängten sich gleichzeitig zum Podium; als Telnis den einen zu sprechen anwies, begann der andere, heftig zu schimpfen. Arachne konnte den Inselbewohner, der sprechen sollte, nicht verstehen. Weit hinten auf den höheren Bänken, begannen zwei Frauen einander zu rempeln. Irgendwo in der Menge fing ein Kind zu weinen an. Arachne sah, wie der Sekretär zitternd aufstand, sich dann wieder setzte und an seine Wand kauerte. Telnis packte den brüllenden Mann, der sich mit ihm stritt, und wollte ihn zur Tür schieben. Der weigerte sich zu gehen.

Der Lärm um sie her schwoll an – das Gemurmel der Masse, das sich von der Streiterei einzelner, selbst temperamentvoller Leute so sehr unterschied.

Unvermittelt stand Arachne auf. »Die Ratssitzung ist geschlossen«, brüllte sie über den Lärm. Stille trat ein. Noch ehe sie tun konnte, was sie als nächstes vorhatte, nämlich in die Stille hinein erklären, wo und wann sie in kleinen Gruppen zusammenkommen sollten, um ihre Petitionen vorzutragen, stürzte die Menge sich auf sie.

Sie strömten nach vorn, erklommen die Empore, brüllten und fuchtelten herum. Die einzelnen Rufe vermischten sich zu einem gewaltigen Getöse. Arachne brüllte zurück, ohne zu wissen, was sie sagte. Jemand faßte nach ihrem Arm und erwischte ihren Chiton; die Spinnenseide riß nicht, rutschte aber hinauf, daß ihre Schulter entblößt

wurde und der Stoff ihr seitlich in den Hals schnitt. Jemand warf ihr die mißgebildete Ziege in den Arm. Das Tuch klappte auf, und die beiden Köpfe der Ziege starrten sie aus vier toten Augen an. Arachne zog ihre Arme zurück, aber die Menge drängte von hinten vor, wollte sie doch unbedingt ihre Angelegenheiten vorbringen, und das Ziegenbaby hatte nicht genügend Platz, als daß es hätte zu Boden fallen können. Es blieb an sie gepreßt durch die vielen drängenden Leiber der Menschen, die auf sie einschrien. »Ich weiß es nicht!« rief Arachne zurück. »Ich weiß es nicht!« Tränen oder Speichel benetzten ihr Gesicht. Sie konnte sich kein Gehör verschaffen. Zu ihrer Rechten verlor eine Frau den Halt und schrie auf, als sie von der flutenden Menge wie von einem Sog fortgerissen wurde. Weitere Menschen begannen zu schreien.

Von hinten schlangen sich Arme um Arachne und hoben sie empor. Sie trat nach hinten, trommelte wie von Sinnen mit ihren Hacken, bis sie erkannte, daß die Arme Kyles gehörten. Er trug sie rückwärts zur Tür und versuchte, sich gleichzeitig zu drehen, so daß sein eigener Körper sie von der Menge abschirmen würde. Eiländer drängten sich weiter gegen sie und riefen verzweifelte, unbegreifliche Forderungen. Auch das Geschrei empfand sie als Bedrängnis, flutete es doch wie Flüssigkeit in die schmalen Zwischenräume zwischen den Leibern und in

die Ritzen des Raumes und stieg höher und höher. Sie ertrank in Getöse. Kyles warf sich nach hinten und drehte sich um. Ein schmaler, knapper Raum öffnete sich zwischen Arachne und der Menge; die Ziege fiel hinein und wurde sogleich niedergetrampelt. Inselbewohner drängten in den Zwischenraum und füllten ihn mit Leibern und rasendem Lärm.

Dann ertönte ein anderes Geräusch, und Stille trat ein ...

Die Köpfe der Eiländer flogen herum. Hinter der Tür des Versammlungshauses ritt ein Mann auf den Schultern eines anderen und hielt ein Instrument, das niemand jemals zuvor gesehen hatte, ein glänzendes, kelchförmiges Horn, auf welchem er den durchdringenden Ton geblasen hatte, der sie alle zum Schweigen brachte. Er führte es an die Lippen und blies noch zweimal. Die Inselbewohner schlugen sich die Hände an die Ohren. Der junge Mann ließ sein Horn sinken und schaute gleichgültig in die Menge. Er war geradezu erschreckend schön mit einer Haarfarbe, wie sie sie noch niemals gesehen hatten: einem warmen Rotbraun wie poliertes Holz, ein Goldband hielt sein Haar zusammen. Er war nackt bis auf ein Goldtuch um seine Hüften und einen Pelzumhang. Der Mann, auf dessen Schultern er ritt, war völlig nackt, aber selbst die Eiländer, die ihn deutlich sehen konnten, bemerkten es kaum: Der als Reittier dienende Mann war fast so

groß, wie die angrenzenden Hausdächer hoch waren, und breiter als jeweils zwei Eiländer um ihn herum. Seine stumpfen Augen schienen nichts zu sehen.

»Dem Rat von Eiland und seiner Herrin Arachne«, verkündete der Jugendliche in unheimlich hoher und schriller Stimme, »Grüße vom Kaufmann Nikos, der Prinzessin Ikeria und dem Herrscher Jaen, Meister von Eiland. Kaufmann Nikos und Meister Jaen übermitteln Herrin Arachne die Kunde, daß ihre Schiffe voller Ehrerbietung und zu Ehren des Herbstrates nun einlaufen werden.«

Kaum hatte der Junge seine Botschaft verkündet, machte er mit seinem Reittier kehrt und nahm wieder den Weg durch den Korridor zurück unter der Führung des staunenden Eiländers, der sie offensichtlich auch zum Versammlungshaus gebracht hatte. Der Fremde beachtete weder den Führer noch die Menge; sein schönes Gesicht wirkte gelangweilt, das blitzende Horn hing nachlässig von seinen Fingern. Einige Eiländer liefen hinter den beiden her, erst langsam zu zweien und dreien, dann als dicht gedrängte, aber ruhige Menge, die sich in die vielen abzweigenden Korridore verteilte. Allmählich konnte man sich im Ratssaal wieder bewegen. Ein Mann beugte sich über die Frau, die in der Menge gestürzt war, hob sie hoch und trug sie fort. Sie stöhnte laut. Andere gingen gestützt von Verwandten oder Freunden; der Junge, der

sich fast geweigert hätte, dem Sekretär seinen Platz zu überlassen, faßte nun seinen Arm. Das Versammlungshaus leerte sich. Schließlich blieben nur Arachne, Kyles, Telnis und der blutige, zertrampelte Kadaver des mißgebildeten Ziegenbabys, das blicklos in den Mondschein starrte.

8

So gab es kein Festmahl, keine Aufwartung, keine Zeit mehr, als den mit Ziegenblut besudelten Chiton herunterzureißen und einen anderen anzuziehen. In Kyles' wortloser Begleitung schritt Arachne schnell zu dem Zimmer am Meer, in das Jaen die Theraner geführt hatte, und riß die Tür auf. Sie verschwendete keinen Gedanken daran, wie sie aussehen mußte mit ihrem gelösten, strähnigen Haar, dem tränenfleckigen Gesicht und der Schlaflosigkeit von drei Nächten um die Augen. Direkt von der fehlgeschlagenen Ratssitzung war sie hierhergekommen, stand im Türrahmen und betrachtete Jaen, ohne zu registrieren, daß sich noch andere Personen in dem lampen-erhellten Raum aufhielten.

In jenem klaren, sich in die Länge ziehenden Augenblick und der durch ihre Müdigkeit bedingten nebelhaften Vorstellungskraft glaubte Arachne tatsächlich, der Hain wäre bereits geheilt. Ihr Blick begegnete dem Jaens, und sie nahm ihn mit dem gesteigerten Bewußtsein wahr, wie der Hain es gewöhnlich auslöste. Und gleichzeitig besagte ihr Blick *Du bist zurück und Jaen! Hast du Hilfe gefunden?* und *Drei Tage zu warten, um zur Ratssitzung*

zu landen, ist dumm und wichtiguerisch und Du hast mir mehr gefehlt, als du ahnen kannst. Sein Blick besagte Ich bin zurück und Verzeih mir mein kleines Theater und Ist es dir schlecht ergangen? und Wie lief es auf Eiland ohne mich?

Der Augenblick der Klarheit verwässerte und verebbte. Nun befanden sich andere Gesichter im Raum und andere Aussagen in Jaens Augen, Aussagen, die er ihr behutsam vorenthielt. Dann fiel der Augenblick völlig in sich zusammen, Jaen durchquerte den Raum und umarmte sie, ein von ihr völlig losgelöster Geist und ein vertrauter Körper, der nach unbekannten, kostbaren Ölen duftete. Sein Bart war ab – er war glattrasiert –, wie die Männer von Eiland es nicht kannten.

»Arachne!«

»Jaen! Jaen ... hast du es gefunden? Hast du ein Heilmittel für den Hain gefunden?«

»Immer wieder meine direkte Schwester!« Er lachte und küßte sie aufs Haar, aber sie hatte aus seinem Lachen einen gezwungenen Ton, eine leichte Anspannung herausgehört. Er flüsterte ihr ins Ohr: »Es ist zu früh, um sicher zu sein. Aber vielleicht. Sprich nicht viel mit Nikos«, und wandte sich an Kyles – »Kyles! Du siehst wohl aus. Ich hoffe, ihr hattet eine gute Weinlese.«

»Jaen«, war Kyles' einzige Entgegnung, wie zur reinen Feststellung. Jaen ließ sich nichts anmerken. Er lä-

chelte und führte Arachne an der Hand zu dem Mann und der Frau, die an einem kleinen Tisch mit Wein und Honigkeksen saßen. Der Mann erhob sich.

»Meine Schwester Arachne, Herrin von Eiland, und mein Schwager, ihr Mann Kyles. Arachne – unsere Gäste, der Kaufmann Nikos aus Nirou und Prinzessin Ikeria von Thera.«

Etwas Vielschichtiges in der Weise, wie Jaen den Namen der Prinzessin aussprach, hätte Arachne gereizt, ihn anzuschauen, doch ihr Blick klebte bereits an Ikeria.

Die fremde Prinzessin trug keinen Chiton, sondern ein langes Kleid mit gebauschten Volants, einem engen Ledermieder und weiten Puffärmeln. Das Mieder war bis unter die Brüste ausgeschnitten, die gesalbt und glänzend schimmerten und deren Brustwarzen Arachne wie blinde Augen anstarrten. Ikerias schwarzes Haar war in Locken und Zöpfen, Wickeln und Bäuschen hochgesteckt und mit Edelsteinketten durchzogen. An Hals, Ohren und Handgelenken funkelten Juwelen in fremdartigen Fassungen von hervorragender Handwerkskunst. Ihre Augenbrauen waren gezupft, ihre Lider mit Kajal schwarz getönt. Sie saß behaglich in diesem kahlen, getünchten Raum, hielt einen irdenen Becher mit Wein und lächelte erheitert. Arachne blickte in die schrägstehenden, intelligenten Augen der theranischen Prinzessin, spürte den Hauch ihrer sinnlichen Ausstrahlung und die Ironie in

ihrem Lächeln und begriff, daß sie Ikeria nicht verstehen würde.

»Im Namen meiner Schwester heiße ich euch beide auf Eiland willkommen«, erklärte Jaen, lachte nun und machte eine kleine Verbeugung, »da sie es offensichtlich versäumt.«

»Selbstverständlich seid ihr auf Eiland willkommen«, holte Arachne rasch ihr Versäumnis nach. »Jaen ...«

»So ist es«, meinte Jaen und lachte erneut.

»Du warst zu streng mit deiner Heimat«, bemerkte Ikeria. Ihre Stimme klang rauchig und melodisch und hatte einen etwas anderen Akzent als die der Eiländer. »Die Siedlung bietet einen hübschen Anblick.«

»Du solltest den Provinzlern nicht schmeicheln«, mahnte Jaen, und etwas wanderte von seinen Augen zu den ihren, ein Blick, der mehr als eine Widerspiegelung von Licht zu beinhalten schien.

»Es ist uns eine Ehre, hier zu sein«, erklärte Nikos. Seine Stimme war sehr tief.

»Bist du Priesterin, Prinzessin?« wollte Arachne wissen. Sie verstand nicht, welche Hilfe ein Händler und eine Adlige dem Hain bringen sollten oder warum Jaen ihr zugeflüstert hatte, wenig mit Nikos zu sprechen. Erschöpfung und Hoffnung rangen in ihrem Innern. Sie bemühte sich, nicht auf Ikerias Blöße zu starren, und führte eine Hand empor, ihr Haar glattzustreichen.

Ikeria lachte. »Nein, ich bin keine Priesterin – dazu bin ich viel zu müßig! Und du brauchst mich nicht mit ›Prinzessin‹ anzusprechen. Inzwischen haben wir in Thera so viele kleinere Prinzessinnen – wir vermehren uns derartig, zumindest dazu taugt der niedrigere Adel! –, daß der Titel zu einem kläglichen Scherz geworden ist, der nur noch dazu dient, den Pöbel zu beeindrucken. Nenn mich Ikeria, und ich werde dich Arachne nennen, wie Jaen es auch tut.« Sie lächelte liebezend.

»Demnach bringst du, Händler, irgendein Elixier, ein Rezept zum Verkauf ...«

»Später, Arachne«, mahnte Jaen. Er goß Ikeria und Nikos Wein nach und reichte Arachne und Kyles volle Becher. Wein und Becher schienen wie herbeigezaubert, nachdem unbekannte Sklaven sie auf Tablettts hereingetragen hatten. Diese Sklaven waren so still und zurückhaltend, daß man sie fast nicht bemerkte. Jaen registrierte weder Tablettts noch Diener, und so verschwanden sie wieder.

»Kein schlechter Wein«, meinte Nikos.

»Aber nicht gerade Exportqualität, Kaufmann?« fragte Jaen und lachte. Der Kaufmann lächelte, antwortete aber nicht.

»Du heischst schon wieder nach Komplimenten«, stellte Ikeria fröhlich fest. »Ein lästiger Zug an einem Mann, Jaen, besonders wo du ohnehin schon so viele er-

hältst. Du darfst nicht maßlos sein. Der Wein ist hervorragend.«

»Das Kompliment gilt Kyles«, sagte Jaen. »Er ist der Winzer. Wißt ihr, hier in der Provinz überlassen wir schlichten Landbesitzer die Ernten nicht den Verwaltern. Die Komplimente stehen Kyles wirklich zu.«

»Dann soll er sie haben«, erklärte Nikos mit tiefer Stimme. Das Gesicht des Händlers war wettergegerbt und braun und lief so spitz zu wie der Bug seines Schiffes. »Aber ihr wollt keinen Wein exportieren. Ihr habt genug ausführbare Waren.«

»Arachne«, meinte Jaen, »Nikos wäre interessiert, Spinnenseide auszuführen. Gegen alles, was wir von Thera brauchen oder mögen. Was das sein könnte, darüber können wir beide uns später unterhalten.«

»Aber Jaen ...«

»Später.« Er lächelte unumstößlich, und seine dunklen Augen waren warnend auf sie gerichtet. Arachne bemerkte, daß der Blick Nikos nicht entging. Neben ihr rührte sich plötzlich Kyles. Es trat eine beklemmende Stille ein, die Ikeria gleich ausgefüllt hatte, indem sie strahlende und seidenleichte Worte einschoß.

»Schau dir beispielsweise deinen Chiton an, Arachne. So etwas Edles sieht man nicht in Thera, nicht einmal im Palast. Adlige Damen und wohlhabende Herrschaften wären hingerissen davon und bereit, immense Preise zu

zahlen. Jaen hat uns erzählt, daß du mit deinen Frauen die Webereien als eine Art Familientradition herstellst. Darf ich die Frage stellen, ob du diese Seide selbst gewebt hast?«

»Die stammt von meiner Großmutter.«

»Und die Farbe ist immer noch kräftig«, meinte Nikos. In seinen Augen stand deutliches Interesse; im Gegensatz zu Ikeria lächelte er nicht.

»Spinnenseide verblaßt nicht«, belehrte ihn Jaen, »und wird auch nicht mürbe in den Faltstellen. Für dich, Prinzessin, gewiß ein Paradoxon: daß eine schöne Hirschkuh nicht soviel Schönheit hervorbringt wie eine gräßliche Spinne.«

»Solange mich niemand zwingt, das Paradoxon anzufassen!« erklärte Ikeria. Es war fast eine Herausforderung; wieder blitzte dieser Blick zwischen ihr und Jaen hin und her.

»Sie wollte doch nicht ›Prinzessin‹ genannt werden«, wies Arachne ihren Bruder zurecht. »Oder habe ich das mißverstanden?«

»Das hast du nicht. Ich nenne sie so, weil ich mich zum Pöbel zu ihren Füßen zähle«, erwiderte Jaen fröhlich.

»Die Muster in deinem Chiton ähneln jenen auf den Wandteppichen«, bemerkte Nikos zu Arachne. »Hat die auch deine Großmutter gewebt? Sind die ebenso alt?«

»Den Wandbehang habe ich gewebt.«

»Und doch sind die Muster die gleichen. Gehören sie zur Tradition auf Eiland?«

»Ja.«

»Aber Arachne kann natürlich auch andere weben«, warf Jaen schnell ein.

Der Blick des Kaufmanns suchte den Raum ab: Wandbehänge, Kissenhüllen, Chitons. Seine schwarzen Augen registrierten jedes Stück genau. Arachne mußte an die Perlen auf einem Rechenbrett denken. Es war erleichternd, ihn nicht zu mögen.

»Ich glaube nicht, daß Kaufmann Nikos die traditionellen Muster mag«, vermutete sie, und die Rechenbrettperlen wanderten abschätzend zu ihr.

»Nein, du mißverstehst ihn«, meinte Ikeria. »Nikos, manchmal bist du einfach zu sehr Krämerseele, es ist widerlich. Arachne, die überlieferten Muster sind zauberhaft. Sie drücken eine Schlichtheit und Wehmut aus, die im Palast eine Sensation auslösen würden. Aber was Nikos hierhergeführt hat – und er kommt nicht mit leeren Händen, wie ich dir versichern kann –, ist die Qualität der Seide selbst und ihrer Webart. Niemand auf Thera kann so weben, und nirgendwo anders wird solche Seide hergestellt. Wir waren alle erstaunt, und natürlich bedeutet für Nikos Erstaunen gleich Wohlstand. Aber wo wären wir schließlich alle ohne die Habgier unserer Händler?«

Die schräggestellten Augen wanderten nach oben, als sie Nikos auf eine Weise anlächelte, die gleichzeitig ihn und sie selbst leicht bespöttelte. Arachne, die alles beobachtete, hätte nicht sagen können, welche Beziehung zwischen ihnen bestand oder zwischen Ikeria und Jaen und Jaen und Nikos. Alles, was die Theraner sagten, schien vieldeutig – nicht um wirklich zu täuschen, sondern aus irgendeinem undurchschaubaren Vergnügen an dieser Vieldeutigkeit.

Jaen sagte: »Das können wir alles morgen besprechen, Nikos, du, ich und Arachne.« Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Und Kyles natürlich.«

Nikos' Blick wanderte zu Kyles. Eine Perle auf dem Rechenbrett veränderte ihre Position. »Dann also morgen. Ich nehme an, die Herrin Arachne wird erschöpft sein. Mein Junge sagte mir, eure Ratssitzung hätte recht anstrengend ausgesehen.«

»*Anstrengend* ...«, wiederholte Arachne. Sie erfaßte die theranische Vieldeutigkeit etwas genauer: Bedeutende Dinge wurden mit kleinen Worten abgetan, während man trivialen Vorgängen spöttische Betonung und schmuckreiche Übertreibung zukommen ließ. Wie Ikerias Kleid und Frisur. Wie Ikeria selbst?

Arachne blickte Jaen aus zusammengekniffenen Augen an. Er war fast ein ganzes Jahr lang fort gewesen, und er war er selbst und doch auch nicht. *Jaen*.

Aus einem plötzlichen Antrieb heraus schlug sie der fremden Prinzessin vor: »Ich würde dir gerne den Hain zeigen. Jaen hat dir gewiß davon erzählt. Der Mond scheint nun hell genug, dann kannst du sehen, wo die Seide hergestellt und verwoben wird.«

Ikeria senkte die Wimpern. Ihre Hände lagen reglos auf dem Stufenrock. »Ich danke dir, Arachne, aber ... leben nicht gerade dort die Spinnen? In freier Natur?«

»Sie sind harmlos.«

»Ich weiß, Jaen hat es mir erzählt. Aber trotzdem ...« Sie spreizte flehentlich die Hände und lachte leise. »Prinzessinnen sind feige. Eine letzte Degenerationserscheinung einer dekadenten Erbfolge. Du bist auf meinen Schwachpunkt gestoßen, und ich kapituliere.«

Arachne betrachtete sie eingehend. Ikeria fürchtete sich wirklich, so wie Suva sich fürchtete. Ihre Haut war blaß geworden, und Arachne konnte nun die künstliche Tönung auf ihren Wangen und Brüsten erkennen, ein Rosa, so zart wie Spinnenseide. Unter der Blässe lag noch etwas anderes oder mehrere andere Dinge, die Arachnes erschöpftes Denken nicht definieren konnte: Erheiterung vielleicht oder Neugier. Ruhelosigkeit. Eine deutliche Rücksichtslosigkeit. Sie alle entschlüpften der Oberfläche des eingeübten Charmes der Prinzessin, Arachnes Denken bastelte an einem Bild, verlor es und fand es wieder: die aschfeine Seide.

»Arachne, du stierst Löcher in die Luft«, stellte Jaen mit einem Lächeln fest. Es war ein in den Mundwinkeln angespanntes Lächeln. »Es ist spät, vielleicht sollten wir alle schlafen gehen.«

Sogleich stand Kyles auf. »Gute Nacht«, sagte er und wartete. Arachne dachte zuerst, daß das das einzige Wort war, das er seit Jaens Namen ausgesprochen hatte, und dann fiel ihr auf, daß er darauf wartete, daß sie sich erhob und ihn begleitete. Erschreckt stand sie auf und wünschte Gute Nacht. Auf halbem Weg zur Tür drehte sie sich um, als ihr drängendes Bedürfnis die Erschöpfung übermann- te.

»Jaen...«

»Morgen«, antwortete er entschieden.

Er war voller *Widerstreben*. Jaen – voller Widerstreben, den Hain aufzusuchen. Irgend etwas stimmte nicht, etwas, das zu erfahren sie hätte verlangen müssen, es aber versäumt hatte zwischen den ganzen Albernheiten über den Wein, über Titel und Exporte, irgend etwas über den Hain. Aber Kyles hatte sie beim Arm gefaßt und geleitete sie aus dem Zimmer. Im Korridor vor dem Raum sagte er jedoch unvermittelt: »Gute Nacht«, und ließ sie stehen. Im Mondschein wirkte sein Gesicht kalt. Arachne wußte, daß es einen Grund haben mußte, Jaen glauben zu machen, sie gingen zusammen, und trotzdem nicht mit ihr zu schlafen, aber ihr müdes Denken konnte ihn nicht

erkennen. Sie stolperte über die Türschwelle, und ließ sich von einer so demütigen Suva auskleiden und zu Bett bringen, als wäre die eine von Ikerias Sklavinnen, und schlief sogleich und ohne Träume.

*

Arachne erwachte am nächsten Morgen wütend und verlangte nach Antworten.

Der Tag war wolzig und kühler. Ein leichter Wind war aufgekommen – nicht von der See her, denn er trug nicht den Geruch nach Salz, sondern irgendwie nach Staub, wie Gesteinsmehl. Er wehte wohl vom Steinbruch her. Er fegte über Eiland, wurde von den Mauern der Villae gemäßig, doch war immer noch als kalter Wind zu spüren, der ein wenig über die Haut schürfte. Arachne trug Wolle statt Seide und trat Jaen in einem Zimmer gegenüber, wo der Spiegel die weißen Schaumkronen auf dem Meer reflektierte. Heute Morgen wirkte Jaen, der jetzt alleine war, wieder eher wie sein altes Ich, mit weniger Selbstironie und mehr Kraft.

»Du hast mir so gefehlt«, gestand ihm Arachne.

»Von ganz Eiland habe ich nur zwei Dinge vermißt: dich und den Hain.«

»Welche Hilfe hast du gebracht? Du sagtest gestern abend, du hättest möglicherweise etwas gefunden.«

»Berichte mir zuerst, auf welche Weise der Hain sich verändert hat.«

»Er ist fast tot.«

Ein Schatten fiel über sein Gesicht. »Stellen die Spinnen noch Seide her?«

Sie mochte ihren Ohren nicht glauben. »Ist es das, was für dich zählt, Jaen? Die Seide war stets das Unbedeutendste, das der Hain gab!«

»Glaubst du, das hätte ich vergessen?« fragte Jaen voll so stillem Schmerz, daß Arachne sich schämte. Sie trat zu ihm, legte ihre Hände an seine Brust und fühlte die Wärme und den Herzschlag unter seinem Chiton. Er trug keine Wolle, sondern scharlachrote Seide, und sie erkannte den Stoff als einen von ihr gewebten.

Knapp berichtete sie ihm von den Veränderungen des Hains: Vom schwindenden Einfluß auf das Bewußtsein, von mißgestalteten Spinnenbabys und gelegentlichen, mißratenen Geweben, von Agathelias Besuch, den bei der Ratssitzung vorgetragenen Ereignissen und den dortigen Vorfällen. Er wirkte nicht so schockiert, wie sie es gewesen war.

»Ein Mord, eine Vergewaltigung, eine Mißgeburt – weshalb hätte es bei uns jemals anders sein sollen, Arachne? Jetzt, wo ich Thera kennengelernt habe, weiß ich, daß das keine seltenen Vorkommnisse sind. Ein Ort wie Eiland war etwas Seltenes. Nun beginnen die Leute

sich hier zu benehmen, wie die Menschen anderswo es stets getan haben.«

Sie fragte unvermittelt: »Welche Hilfe hast du gebracht, Jaen? Hast du andere Haine entdeckt?«

»Nein. In diesem Punkt hattest du recht: Der Hain ist einzigartig. Kein Bibliothekar in Thera konnte mich auf eine Schriftrolle verweisen, die etwas wie eine gesegnete Insel oder einen Zauberhain erwähnte. Vielmehr wirkten die Bibliothekare erstaunt, als Ikeria und ich schilderten, was wir suchten. Und auch hatte keiner der Händler, die Nikos kannte, jemals von einem anderen Hain gehört.«

»Und was glaubst du, wie Delernos davon erfahren hatte?« Jaen antwortete nicht, und Arachne packte ungeduldig seinen Arm. »Welche Hilfe hast du dann gebracht?«

»Das ist nicht so einfach zu erklären.«

»Sag's mir! Warum weichst du mir so aus? Im Namen der Göttin, sag es mir!«

»Ich möchte mir zuerst den Hain ansehen.«

Sein Widerwillen, ihr von seinem Plan zu berichten, machte ihr Angst. Aus dieser Angst heraus und weil sie sein Verlangen nach dem Hain – das bei ihr unter gleichen Umständen überwältigend gewesen wäre – nicht abweisen konnte –, schwieg sie. Aber sie wäre unter den gleichen Umständen nicht erst jetzt zum Hain gegangen, dachte sie. Sie hätte sich bereits vor drei Tagen dorthin begeben.

Sie gingen durch wenig benutzte, schmale Gänge. Jaen sagte, er wollte nicht durch die Begrüßung und Gespräche mit jedem Inselbewohner, den sie trafen, aufgehalten werden. Der leichte, körnige Wind wehte ihnen entgegen. Jaen erzählte von Thera. Er sprach mit großer Eindringlichkeit, beugte sich leicht dem Wind entgegen und wandte den Kopf zur Seite, um ihr in die Augen sehen zu können.

»Du kannst dir Thera nicht vorstellen, ebenso wie ich keine Ahnung davon hatte, bis ich es mit eigenen Augen sah. Den Palast in Knossos habe ich nicht besucht, aber der soll angeblich noch größer sein. Thera treibt Handel mit der ganzen Welt und besitzt Güter, von denen Eiland sich niemals hat träumen lassen: Elfenbein, Zinn, Rubine, Gewürze, Papyrus. Ich habe dir etwas Papyrus mitgebracht, Arachne; ich weiß, daß er dir gefallen wird. Die Häuser sind dort drei Zimmer hoch mit bemalten Wänden, schimmernden Teichen und über Aquädukte herangeführtem Wasser. Und was fast noch bedeutungsvoller ist: Gelehrte aus allen zivilisierten Ländern am Großen Meer versammeln sich in Thera. Die brilliantesten Köpfe der Welt an einem Ort, wo sie voneinander lernen können. Die Bibliotheken ... wir haben auf Eiland immer soviel davon geredet, was Delernos gefunden, niemals haben wir uns Gedanken darüber gemacht, was er vielleicht zurückgelassen hat. Das hätten wir tun sollen,

Arachne. Delernos war ein Exzentriker, ein Eigenbrötler, noch bevor er verbannt wurde, und wir haben seit fünf Generationen den Preis dafür bezahlt. Abgeschnitten von den Künsten, die schon fortgeschritten waren, als er Thera verließ, und nun ungeheuer entwickelt sind. Fresken, Metallbearbeitung, Astronomie, Navigation, Poesie, Töpferei, Architektur – auf all diesen Gebieten sind wir unwissend und rückständig. Im Vergleich zu Thera sind wir unfähig.«

»Außer im Seideweben«, kommentierte Arachne trocken.

»Ja. *Ja*. Du spottest, aber es ist die Wahrheit – alles, was Eiland Thera bieten kann, um auf sich aufmerksam zu machen, ist seine Seide. Ikeria hat dir Geschenke mitgebracht. An ihrer Qualität kannst du besser ablesen, obgleich man sich die Lebensart der Wohlhabenden auf Thera nicht vorstellen kann. Sie hat so vieles, was uns hier abgeht: Vergnügen, Leichtigkeit, Ablenkung und eine Art erheiternder Verspieltheit.«

»Ich sehe, wie verspielt Ikeria ist.«

Arachnes Ton veranlaßte Jaen, sie aufmerksam anzusehen.

»Wirst du sie heiraten, Jaen?«

Sein Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an. »Sie ist bereits verlobt.«

»Mit Nikos?«

»Nikos? Natürlich nicht. Er ist Kaufmann, und wird von ihrer Familie bezahlt. Sie ist eine Prinzessin.«

Arachne erschrak. Niemals hatte sie jemanden ein Wort sagen hören, wie Jaen »Prinzessin« aussprach: voller Zorn, Sehnsucht und spöttischer Verachtung zugleich. Aus Verwirrung schwieg sie. Jaen redete weiter, beschrieb Thera, und seine flüssige Darstellung vermittelte ihr eine vage Vorstellung dessen, was er sah: Eine große Stadt auf der Höhe ihrer Macht, eine gewaltige, vielseitige, bunte Stadt, deren Herrscher und Besitzer reich genug waren, sich nach Lust und Laune Vergnügen und Luxus hinzugeben. Arachne zog die Stirn kraus. Sie hörte nichts in diesen Worten, das der Art gleichkam, wie er »Prinzessin« gesagt hatte. Sie verstand es nicht.

Jaen berichtete: »Hipporen wollte mit seinen zwei Sklaven in Thera bleiben. Die anderen sind mit mir nach Eiland zurückgekehrt, aber Hipporen blieb.«

»Er *wollte* bleiben?«

»Ja.«

»Fernab vom Hain? Warum?«

Er schaute Arachne von der Seite an. Ohne den Bart wirkte sein Gesicht fremd, aber nicht nackt. Gepanzert. »Ihm hat es dort gefallen. Vielleicht kannst du mich durch seinen Entschluß besser verstehen.«

Aber am Säulengang blieb Jaen für einen Augenblick stehen. Sie ergriff seine Hand. Ihre Sandalen klapperten

auf den Fliesen, als sie den Steinboden überquerten, dann betraten sie den Hain.

Jaen hielt plötzlich inne.

Sein Gesicht, dachte Arachne, das so viel Verzweiflung ausdrückte, hätte aus Spinnenstein gemeißelt sein können: harter Bernstein ohne eine Spur von Elastizität. Er schaute sich langsam um, trat weiter in den Hain, blickte sich erneut um. Er drehte einen Stein, nahm die darunter sitzende Spinne hoch, hielt sie einen langen Augenblick in der Hand und setzte sie dann wieder ab. Die Spinne huschte aus dem Licht.

»Davon«, erklärte Jaen, »*davon* habe ich inmitten all der Reichtümer und Vergnügungen in Thera geträumt.«

»Laß ...« hob Arachne an.

»Wann haben sie aufgehört zu summen? Wann hat alles aufgehört?«

»Allmählich.«

Sie traten zum Spinnenstein. Jaen rieb mit der Hand daran; Körnchen, vom Wind herangeweht, scheuerten unter seinen Fingern.

»Ich habe es versucht, Jaen. Ich habe es versucht.« Sie begann, ihm von den Pharmaka zu erzählen, bemerkte jedoch, daß er nicht zuhörte. Schmerz stand in seinen Augen, ja – aber ebenso etwas anderes, etwas Udenkbares. Erleichterung.

Arachne zog ihren Umhang dichter um sich. »Jaen, nun sag es mir. Welchen Plan hast du, um den Hain wiederherzustellen?«

Er lachte bitter. »Ich kann nicht leugnen, daß der Anblick des Hains es mir leichter macht, es dir zu sagen. Die Gelehrten in Thera besitzen Pharmaka und Elixiere, von denen wir uns niemals hatten träumen lassen. Sie können tote Materie erhalten – ich habe mit eigenen Augen einen zweihundert Jahre alten Leichnam gesehen, der aussah, als ob der Mensch nur schlief. Sie können auch gewisse Veränderungen hervorrufen, sowohl bei lebender wie bei toter Materie. Ich habe miterlebt...« Er hielt inne. Ein Zucken lief über sein Gesicht und verschwand. Er sprach weiter und sah Arachne direkt aus seinen vertrauten, geliebten, veränderten, dunklen Augen an.

»Ich möchte den Spinnenstein ausgraben und ihn nach Thera bringen, damit die Gelehrten dort ihn untersuchen können.«

Sie blieb sprachlos stehen.

»Gestern abend habe ich Nikos hierher in den Hain gebracht, nachdem du und Kyles euch zurückgezogen hattet. Seine Sklaven stießen spitze Stangen rund um den Fuß des Steins. Nach ein paar Ellen Länge verjüngt er sich scharf. Er ist nicht zu groß, als daß man ihn nicht ausgraben und auf einem zwischen zwei Schiffen gespannten Lastkahn befördern könnte; nicht für einen gu-

ten Seemann, wie Nikos einer ist. In Thera können Stein und Spinnen gleichermaßen untersucht werden – wie die Spinnen im Stein schlüpfen, was die Qualität der Seide beeinflusst, wie die Pharmaka den Stein verändern. Wenn sie das alles in Erfahrung gebracht haben, werden die gelehrten Männer vielleicht in der Lage sein, dem Stein sein ursprüngliches Wesen zurückzugeben. Der Stein ist der Kernpunkt von allem. Sie müssen den Stein haben. Schau mich nicht so an, Arachne. Wenn der Stein in Ordnung gebracht ist, kann ich ihn hierher zurückschaffen, und der Hain wird vielleicht wieder wie früher.«

Noch immer brachte sie kein Wort heraus. Ihre Kehle hatte sich zu sehr zusammengeschnürt, als daß sie nur hätte atmen können. Der Hain um sie her verschwamm und verwischte. Durch die Nebelschleier drang Jaens lauter werdende Stimme an ihr Ohr.

»Glaubst du, ich würde auch nur diesen Vorschlag machen, wäre der Hain noch wie einst zu unserer Kinderzeit? Nichts würde ich dann verändern. Ich würde gegen alle Veränderungen ebenso entschlossen ankämpfen, wie du es getan hast. Aber wie die Lage nun einmal ist: Möchtest du, daß Amaura und Pholen den Hain so wie jetzt erleben? In *diesem* Zustand? Bedenke, Arachne. In Thera vereinigt sich das Wissen von einem Dutzend Königreiche. Hättest du Thera selbst gesehen, wüßtest du, warum ich diesem Plan eine gewisse Erfolgchance einräume. Man hatte dort von unserer

Seide gehört – es gibt nichts, wovon sie dort keine Kenntnisse hätten, doch sie hatten sie noch nie gesehen. Sie taten die Berichte als prahlerische Lügengeschichten aus der Provinz oder als verstümmelte Legende ab: unsterbliche Spinnen und lokale Gottheiten. Aber nun hat Thera unsere Seide gesehen. Sie wissen, daß es uns gibt. Und die Seide kann uns den ganzen Reichtum und die ganze Schönheit von Thera bringen. Wir haben die Wahl, anstatt rückständiger Eiländer ein bemerkenswerter Teil von Thera zu werden.«

Er legte ihr die Hände auf die Schultern, und bei seiner Berührung fand Arachne ihre Stimme wieder.

»Niemals, Jaen. Niemals.«

Er wurde nicht zornig. Sein Lächeln besagte, daß er ihren Widerstand begriff und daß er Geduld aufbringen würde. »Wir haben Zeit, es auszudiskutieren. Wir bleiben auf Eiland, bis die Winterregenzeit vorüber sein wird.«

»Niemals. Jede Diskussion erübrigt sich.«

Er lächelte immer noch. »Aber ich mag die Diskussion um ihrer selbst willen. Das hast du doch bestimmt nicht vergessen!«

»Du hast so verändert gewirkt, daß ich nicht mehr weiß, was du magst.«

Jaen ließ seine Hände sinken. »Im Namen der Göttin, Arachne – hast du geglaubt, ich könnte unverändert zurückkommen? Hast du geglaubt, ich könnte einen Ort wie Thera erleben, ohne mich zu verändern?«

»Nein«, antwortete sie langsam. »Das habe ich nicht geglaubt.«

Eine kalte Windbö fegte durch die Blätter und riß an Jaens Chiton. Der bauschte sich sanft zu einer scharlachroten Wolke. Sie hatte die Seide gewebt.

»Ich will dir etwas erzählen, Arachne, damit du selbst urteilen kannst, wieviel Wissen Thera besitzt. Den Kurier, den Nikos zur Ratsversammlung schickte, um unsere Landung anzukündigen, ritt auf einem Sklaven. Du hast ihn gesehen: riesig, kräftig, übermenschlich. Ihre Pharmaka haben ihn so werden lassen.«

Arachne dachte an den Anblick der Augen des Sklaven. »Niemals, Jaen. Niemals wirst du den Stein nach Thera bringen.«

Sie drehte sich um und rauschte fort. Er sprach hinter ihr her: »Die Entscheidung liegt nicht unbedingt bei dir. Wir regieren Eiland gemeinsam.«

»Das ist keine Frage der Entscheidung. Hier herrschen nicht Brutalität und Habgier.«

»Rettung ist keine Brutalität.«

»Niemals.«

Jaen zögerte. Dann drohte er: »Ich könnte den Stein mit Gewalt fortschaffen lassen.«

Sie trat wieder vor ihn und blickte in sein Gesicht. Sein Blick hielt dem ihren stand. Arachne erkannte seine Wut, daß er sich zu dieser Äußerung hatte hinreißen las-

sen. Hinter seiner Wut und dem neuen Ehrgeiz und der neuen Intensität seiner alten Ruhelosigkeit erkannte sie in seinen Augen, was sich nicht geändert und was sie stets geliebt hatte: die steinharte Überzeugung von der Berechtigung seines eigenen Willens. Geliebt, weil sie auch ihr eigen war. Ihnen war der Hain und die halsstarrige Willenskraft gemeinsam, solange sie lebten.

»Ich könnte den Stein fortschaffen lassen«, wiederholte Jaen.

»Das wirst du nicht tun.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

Er sagte nichts mehr. Arachne ließ ihn stehen und trat über das kalte Gras in den Wind zur Apotheke, um Hilfe für den Hain zu suchen.

Amaura befestigte die Schulerspange an ihrem Chiton und drehte sich langsam. Der Chiton fiel nicht wie ihr alter bis zu den Knien, sondern zum erstenmal in der Erwachsenenlänge bis zu den Knöcheln. Unter der hellgrünen Spinnenseide wölbten sich leicht ihre jungen Brüste. Amaura fuhr sich mit den Händen über den Brustkorb und um ihre Taille, drückte sie leicht, dachte erst dann daran, daß Suva im Zimmer war und warf trotzig den Kopf zurück.

Aber Suva verspottete sie nicht. Die alte Frau trug Eimer für Eimer Amauras Badewasser fort und arbeitete mit so regloser Miene, daß Amaura die Stirn kraus zog.

»Was ist los mit dir, Suva? Bist du krank?«

»Nein, junge Herrin.«

»Dein Gesicht sieht aus wie eine getrocknete Feige. Wünschst du immer noch, Onkel Jaen wäre nicht zurückgekommen?«

Suva setzte ihren Eimer mit Schmutzwasser ab. Sie hätte sprechen mögen, aber Amaura drehte sich schon wieder im Kreis und beobachtete, wie der Saum aus dunkler grüner Seide um ihre Füße flatterte. »Ich darf mit

zum Fest gehen und mit der Prinzessin sprechen. Ich werde neben Vater sitzen, und er wird meinen neuen Chiton bemerken. Ich bin sicher, daß er ihn bemerken wird. Suva, du hast die Prinzessin gesehen – ist sie wirklich so schön? Cleis sagte, sie wäre wunderschön.«

»Sie ist auch wunderschön.«

»Cleis ist nicht schön, jedenfalls zur Zeit nicht. Ihre Augen sind ganz rot und verquollen vom Weinen um Onkel Jaen. Sie sieht aufgedunsen aus«, erklärte Amaura brutal. »Gefällt dir mein Chiton? Ist er so hübsch wie der der Prinzessin? Es wäre herrlich, eine Prinzessin von Thera zu sein und über das ganze Meer zu segeln.«

Suva lachte bitter. Erschreckt hielt Amaura in ihrer Drehung inne. Suva drückte den Schmutzwassereimer an sich, und hinter seinem Rand funkelte etwas in ihren wahnsinnigen Augen, das für Amaura wie Furcht aussah.

»Warum schaust du so komisch drein, Suva. Du bist ganz anders, seit die Theraner gekommen sind. Was ist los mit dir?«

»Sie sind gekommen, mich zurückzuholen.«

»Dich zurückzuholen? Was meinst du damit? Ich dachte«, bemerkte Amaura, und ihr Mund verzog sich verschmitzt, »du hättest noch niemals Theraner gesehen? Und auch sonst niemanden? Du behauptetest doch, du seist einfach neugeboren dem Meer entstiegen. Hast du das nicht so gesagt, Suva?«

»Sie sind gekommen, mich zurückzuholen«, wiederholte Suva. In ihrer Ruhe wirkte sie auf Amaura wahnsinniger als bei ihren Anfällen. Überzeugung und Furcht verbreiteten sich um sie wie Körpergerüche. Sie drückte den Eimer fester an sich und streichelte ihn wie ein Kind.

Amaura witterte die Tragödie und öffnete den Mund. »Suva. Was ist los, Suva? *Wer* ist gekommen, dich zurückzuholen?«

»Mit Schiffen sind sie gekommen«, sagte Suva, und ihre Stimme klang matt vor Verzweiflung. »Sie sind mit Schiffen von Thera gekommen.«

»Wohin kamen sie, Suva? Setz dich, Suva, setz dich hin. Du kannst es mir erzählen. *Wohin* kamen die Schiffe von Thera?«

»In mein Dorf. Auf meine Insel. Nach Anissos.«

Amaura hatte den Namen nie zuvor gehört. »Wann war das, liebe Suva? Du kannst mir die Geschichte ruhig erzählen – es ist doch eine Geschichte, nicht wahr? Wann kamen die Schiffe zu dir nach Anissos?«

»Ich war damals eine junge Frau«, sagte Suva, und ihre Arme spannten sich mit einem Ruck um den Schmutzwassereimer. Dann verflog plötzlich ihre unnatürliche Ruhe. In ihren Augen funkelte die alte Verschlagenheit, und sie schnaubte Amaura an: »Du bist ein hübsches Kind heute abend, junge Herrin.«

»Ich bin kein Kind!«

»Ein Kind, ein Kind«, sang Suva boshaft und schlurfte mit ihrem Wassereimer davon.

Amaura runzelte die Stirn und zuckte dann mit den Schultern. Es wäre kindisch, sich von Erzählungen der verrückten alten Suva durcheinanderbringen zu lassen, und sie war kein Kind mehr. Sie war soeben schlagartig zur Frau geworden. Sie beugte sich zu ihrem Spiegel und hielt sich das Haar hoch über den Kopf, wie sie es in ein paar Jahren tragen würde. Sie hauchte ihr Spiegelbild an: »Prinzessin Amaura.«

Sie ließ ihr Haar wieder herabfallen und trat einen Schritt zurück, machte eine graziöse Verbeugung gegenüber einem Punkt hoch in der Luft und lächelte dem Fleck durch ihre Wimpern hindurch zu. Seide umflutete sie in kalten Falten.

»König Kyles.«

*

Nach dem Festmahl überreichte die Prinzessin von Thera der Herrin von Eiland Geschenke. Schweigsame und ausdruckslose Sklaven trugen Päckchen zu einem Tisch neben Amauras Liege, packten sie aus und verschwanden. Ikeria sagte zur Herkunft eines jeden Geschenkes ein paar heitere und anmutige Worte. Arachne schwieg dazu.

Da war ein goldener Siegelring, auf dem eine ganze Weihezeremonie eingraviert war: Die Göttin, heilige Bäume und eine winzige Trankopfervase, und das alles mit der absoluten Vollkommenheit einer Miniatur ... Die Göttin trug das gleiche gebauschte, barbusige Kleid wie Ikeria. Da war eine Vase aus einem einzigen schwarzen Felskristall, um deren Hals ein Kristallring mit goldenem Deckel führte, und den Henkel bildeten auf Draht gezogene Kristallperlen. Da lagen noch ein edelsteinbesetzter Anhänger, ein Trinkgefäß in Form eines Stierkopfs mit goldenen Hörnern und eine Öllampe aus grünlichem Glas, einem Material, das auf Eiland unbekannt war. Jedem Gegenstand haftete eine Üppigkeit an, die Spur wolüstigen Glanzes, die weniger der Verzierung oder Farbe entsprang als den lustvoll geschwungenen Rundungen und den reichen Materialien.

Dann kam eine geschnitzte Frauengestalt, eine Akrobatin im Lendenschurz bei einem geschmeidigen Rückwärtssprung voll angespannter Muskeln und siegesbewußter Balance. Mit ausgestreckten Handflächen und langen, über ihren Kopf gebeugten Beinen würde sie im nächsten Augenblick auf den Händen landen. Die Schnitzerei bestand aus einem weißen, glatten Material, bei dem es sich nicht um Stein handelte. Das Lampenlicht strich der gekrümmten Gestalt über Beine, Körper und Arme.

»Das ist Elfenbein«, erklärte Ikeria. »Amaura, würdest du glauben, daß es von den Stoßzähnen eines riesigen Tieres stammt, das größer ist als drei Ochsen zusammen? Das stimmt aber.«

»Und das Tier lebt in der Nähe von Thera?« erkundigte sich Kyles.

»Oh, nein. Das Elfenbein wird eingeführt. Die Jäger, die das Tier erlegen, müssen sehr tapfer sein. Das Tier heißt Elefant.«

»Bei der kleinen Statue handelt es sich um eine Stiertänzerin, die auch sehr mutig sein muß«, erklärte Jaen. »Erkennst du darin Ikeria?«

»Natürlich nicht«, widersprach Ikeria mit einem Lächeln. »Sie hat ja kaum ein Gesicht.«

»Sie tanzen auf einem *Stier*?« platzte Amaura heraus.

Jaen antwortete. »Es ist eigentlich kein Tanz. Der Stier stürmt auf die Tänzerin zu, die packt ihn bei den Hörnern und schwingt sich dann mit einem Handstandüberschlag auf seinen Rücken und mit einem Salto wieder auf den Boden. Es handelt sich dabei um einen Sport für die Adligen, der der erfolgreichen Tänzerin donnernden Applaus einträgt. Ikeria ist eine der besten. Ich habe eine Vorführung miterlebt.«

Amaura fühlte, wie ein langsamer Schauer ihren Körper vom Halsansatz des Rückgrats hinab bis zwischen ihre Beine verlief. Sie sah die gräßlichen Hörner des angrei-

fenden Stiers vor sich, hörte die jubelnde Menge, fühlte in ihren Beinmuskeln die Spannung der wartenden Tänzerin, die sich zum Sprung bereitmachte... sie gaffte Ikeria neidisch und hingerissen an. Seine Brüste derartig zu entblößen, diese exotischen Geschenke mitzubringen, halbnackt vor Hunderten von Menschen einen angreifenden Bullen anzuspringen – Ikeria wirkte wie eine Sagen-gestalt auf sie. Sie stammte aus Suvas Geschichten, und sie blendete einen mit der gleichen Ausstrahlung unbekümmerter und rücksichtsloser Lebhaftigkeit.

Neben ihr wirkte Mutter fast langweilig. Während des Festmahls hatte Arachne kaum gesprochen und niemals gelächelt. Sie sah nicht schön aus, und aus Gründen, die Amaura nicht verstand, benahm sie sich nicht einmal angemessen wie Vater. Er war ruhig, aber das war er schließlich immer. Kyles hatte Amaura einen Becher Wein eingeschenkt. Sie hielt ihn ständig fest, teilweise, um etwas mit ihren Händen anfangen zu können, teilweise um die dunkle, satte Farbe des Weins aus Kyles' Winzerei zu betrachten.

»Und das ist für Amaura«, erklärte Ikeria.

Es war ein goldener Kamm in der Form zweier gewundener Schlangen mit Juwelen als Augen und perlenbesetzten ineinander gewundenen Schwänzen, die aufreizend über die Stirn führten. Amauras helle Augen verloren ihre übliche Ausdruckslosigkeit und sprühten Fun-

ken. Es war ein Geschenk für eine erwachsene Frau.
»Danke, Prinzessin! Würdest du... würdest du mir zeigen, mein Haar wie deines hochzustecken in solchen Locken und Bäuschen? Dann kann ich den Kamm ebenso wie du tragen.«

Jaen lachte. Amaura warf ihm einen kalten Blick zu.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie es gemacht wird«, gestand Ikeria mit einem Lächeln. »Aber ich werde dir morgen meine persönliche Sklavin schicken, daß sie es für dich macht.«

»Danke«, sagte Amaura. Sie schaute nicht zu Arachne. »Die Sklavin kann es mir beibringen, damit ich es selbst kann, wenn ihr wieder in See stecht.«

»Dann hast du zwei Monate Zeit, es zu lernen, Herrin Amaura«, stellte Kaufmann Nikos mit seiner tiefen Stimme fest.

»Nur zwei Monate? Und dann segelt ihr schon wieder?«

Jaen lachte. »Ein Monat ist für einen Theraner schon eine lange Zeit, um von Thera fort zu sein.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach Ikeria. »Ich bin häufig länger von Thera fort.«

»Nur körperlich«, meinte Jaen. Ihre Blicke begegneten sich. Amaura beobachtete sie freimütig. Sie hatte schon zuvor intime Blicke gesehen, aber keinen wie nun den Jaens: zornig, sehnsüchtig und voller Begehren. Er will

sie nicht begehren, dachte Amaura und wieder durchströmte sie der Schauer. Wider Willen begehrt zu werden – die Vorstellung schien geheimnisvoll und süß, und sie stellte an sich selbst eine gewisse Atemlosigkeit fest, weil sie es hatte durchschauen können. Sie hob den Wein an die Lippen und trank.

Kyles warf ein: »Die Regenfälle dauern länger an als zwei Monate.«

»Nicht in diesem Jahr«, erklärte Nikos. »Unsere Astronomen sagen einen kurzen und milden Winter voraus, sonst wäre ich nicht mehr auf See.«

»Eure Künste sind sehr exakt«, bemerkte Jaen. Er schaute Arachne scharf an. »Täuschen sich die Astronomen jemals?«

»Wäre dem so, würde ich ihnen nicht mein Schiff anvertrauen.«

»Ein Schiffsuntergang bringt schließlich keinen Gewinn«, meinte Ikeria fröhlich. »Aber reden wir heute abend nicht von Gewinnen!«

»Kannst du jemals an etwas anderes denken, Nikos?« fragte Jaen mit einem Lächeln. Amaura wartete ab, was der Kaufmann sagen würde, doch der antwortete nicht. Als Jaen seinen Becher gehoben hatte, sah Amaura, wie Nikos Ikeria einen Blick zuwarf. Die Augen der Prinzessin zuckten rasch zu Kyles; Nikos schüttelte leicht den Kopf.

Die wortlose Verständigung verwirrte Amaura. Sie blickte in ihr Glas. In dem Moment streckte Ikeria die Hand aus, um den Chiton des Mädchens zu berühren.

»Dein Kleid ist prachtvoll, Amaura. Webst du auch Spinnenseide?«

»Nicht besonders gut.«

»Aha. Aber du hast gut gewählt. Das Meerschäumgrün paßt hervorragend zu deinen hellen Augen. Wußtest du, daß es in Thera eine Königin mit deiner Augenfarbe gab?«

»Tatsächlich?«

»Ja. Es ist eine wunderliche Sage. Sie war sehr schön, aber ihr widerfuhr die schrecklichsten Mißgeschicke.« Ikeria machte sich daran, die Geschichte zu erzählen. Sie war voller Satire, ein wenig frivol und spaßig. Amaura mußte unwillkürlich lächeln. Ikeria berichtete die Sage in ernstem Ton; nur ein Funkeln in ihren schräggestellten, schwarzen Augen ließ ihren Spott erkennen. Sie stützte sich mit einem Ellbogen auf ihre Liege, ihre nackten Brüste lagen eine auf der anderen und zwischen ihnen zog sich ein tiefer, wohlduftender Schatten.

Die drei Männer betrachteten sie.

Am Ende der Geschichte lachte Amaura freudig auf. Die Mißgeschicke der albernen Königin hatten etwas Köstliches an sich. Die Sage erregte sie auf ganz andere Weise als Suvas Geschichten. Die Königin benahm sich so töricht!

»Jeder könnte eine bessere Königin sein!«

»Zumindest macht uns die Geschichte das glauben«, sagte Ikeria lächelnd. Amaura verstand nicht, was sie meinte.

Theranische Sklaven schenkten ihrer Prinzessin Wein nach. Amaura fragte sich, woher sie wußten, daß sie mehr mochte; Ikeria hatte nichts gesagt. Amaura sah sich die theranischen Sklaven zum erstenmal genau an. Die Sklaven von Eiland redeten, brummelten und lachten bei der Arbeit. Die hier waren so schweigsam und ausdruckslos, daß Amaura ihre Anwesenheit völlig vergaß, solange sich keiner rührte. Sie wirkten überhaupt nicht wie Menschen. Es waren Hände, Füße und Arme, über deren Auftauchen und Verschwinden Ikeria entschied.

Dieser Gedanke war beunruhigend – und erregend. Wie Suvas Geschichten, wie Ikerias Sage. Hände, Füße und Arme ohne ein ihnen zugehöriges Ich. Amaura setzte sich aufrechter hin und hielt ihren Becher hoch, damit man ihr mehr Wein gab.

»Bitte, erzähle noch eine Geschichte, Prinzessin!«

»Vielleicht an einem anderen Abend, Amaura. Ich fürchte, mein erster, bescheidener Versuch hat deinen Vater nicht erheitert.«

»Kyles lächelt selten«, erklärte Jaen schmunzelnd. »Du darfst nicht glauben, daß seine Schweigsamkeit gegen dich gerichtet ist, Prinzessin. Das stimmt doch, Kyles, nicht wahr?«

»Ja.« Kyles Gesicht war ruhig, seine ausdruckslosen Augen undeutbar. Der Kaufmann betrachtete ihn aufmerksam. Amaura fiel auf, daß er der größte und stärkste der anwesenden Männer war. Sie rückte ihren Stuhl näher an seine Liege heran und sah, wie gut sein brauner Chiton zu ihrer grünen Seide paßte. Meerschamgrün hatte Ikeria es genannt.

»Nichtsdestoweniger«, meinte Ikeria mit ihrer melodischen Stimme, »möchte ich Jaens Schwager ebenso wie seiner Schwester ein Geschenk machen. Andernfalls, Kyles, wirst du glauben, wir hätten jämmerliche Manieren in Thera. Ich möchte nicht, daß du eine schlechte Meinung von uns hast.«

Ein Sklave erschien und brachte ein langes, dünnes Bündel. Amaura sah, wie Jaen mit erschrecktem Gesicht von dem Päckchen zu Ikeria und Nikos blickte. Amaura begriff, daß ihr Onkel nichts von diesem letzten Geschenk gewußt hatte; sie glaubte, daß es ihm nicht gefiel, aber warum sollte es ihm andererseits nicht gefallen, bevor es ausgepackt war, grübelte Amaura. Spannung erfüllte plötzlich den Raum – sie spürte sie auf ihrer Haut. Jaen stand auf und goß sich selbst mehr Wein ein, ohne abzuwarten, daß ein Sklave das besorgte. Ikeria schaute zu Nikos hinüber, senkte dann den Blick und biß sich auf die Lippe. Arachne saß völlig reglos.

Der Sklave schlug die Tücher zurück. Sichtbar wurde ein prachtvolles Schwert, dessen Klinge aus einem silberartigen Material geschmiedet war und dessen Griff

Einlegearbeiten in Elfenbein und Gold mit dem üblichen Schwung der theranischen Kurven zierten.

Niemand sprach ein Wort.

Ikeria stand rasch und geschmeidig auf, ergriff das Schwert und lachte. »Natürlich nur zu zeremoniellen Zwecken. Aber ist es nicht hübsch?« Sie nahm das Schwert in beide Hände, als parodierte sie einen Krieger. Vor dem Hintergrund ihrer bloßen Brüste und der gerafften Röcke wirkte das Schwert nicht gefährlich, sondern provozierend. Hinter der Klinge wogten sanft ihre Brüste und glänzten von Parfümölen. In ihren Händen war das Geschenk überhaupt kein Schwert; sie verwandelte es in ein schlichtes, sinnliches Requisit von gezielter Männlichkeit, um ihre bewußt zur Schau gestellte Weiblichkeit zu unterstreichen.

Die Prinzessin lächelte Arachne liebebreizend zu. »Ist es nicht hübsch, Arachne? Genau die Art von prunkvollem Spielzeug, wie Männer es lieben. Sie sind doch alle kleine Jungen, oder nicht?« Das Lächeln machte Arachne zur Komplizin und verhöhnte gleichzeitig schon wieder die kühne Durchschaubarkeit ihres Versuchs.

Arachne sagte unvermittelt: »Ich habe ein Geschenk für dich, Prinzessin.« Sie erhob sich und ging aus dem Raum; ihre Sandalen klapperten über den Boden.

Amaura runzelte die Stirn. Ihre Mutter hätte einen Sklaven schicken sollen. Ikeria hätte an ihrer Stelle einen Sklaven geschickt.

Das Gesicht des Mädchens war erhitzt, gerötet vom Wein, ihrer Aufmerksamkeit und der Spannung im Raum, die wie Sommerhitze auf ihrer Haut prickelte. Amaura hob das Schwert auf, das Ikeria ein hübsches Spielzeug genannt hatte, befühlte die Klinge und lächelte ihrem Vater zu.

»Suva weiß Geschichten von einem Schwert.«

Kyles griff nach der Klinge und nahm sie seiner Tochter ab. Sein Gesicht war streng, aber Amaura lächelte weiter. Es machte ihr nichts aus, daß er ihr das Schwert abnahm: Genau darum hatte sie es ja gehalten.

»Wer ist Suva?« wollte Ikeria wissen. Amaura bemerkte, daß der Themenwechsel der Prinzessin sehr willkommen war und diese Einsicht verlieh ihr ein plötzliches Machtgefühl.

»Suva ist eine Sklavin. Sie kam vor langer Zeit nach Eiland, halbtot von einem Schiffsuntergang. Die Mutter meiner Mutter ertrank im Meer, und am nächsten Tag wurde Suva an den Strand gespült. Sie stammte natürlich von einem anderen Wrack, ich glaube, von einem theranischen Schiff. Mutter war noch ein kleines Mädchen und fand Suva am Strand. Suva schlug die Augen auf, sah das kleine Mädchen über sich gebeugt und hängt seither an ihr wie ein Klammeraffe. Nur Suva selbst behauptet, sie sei neugeboren dem Meer entstiegen mit Blumen und Rüstung und singenden Vögeln.«

Ikeria lachte. Ermutigt fuhr Amaura fort: »Suva ist natürlich verrückt. Aber sie erzählt viele Geschichten und sagt die Zukunft voraus. Aber sie muß darin nicht sehr gut sein, denn sie behauptete, Onkel Jaen würde auf seiner Reise nach Thera ertrinken, aber da steht er ja.«

Jaen lächelte. »Bist du sicher, daß das nicht eher Wunschgedanken als Vorhersagen sind?«

»Deine Feindin, Jaen?« fragte Ikeria spöttisch.

»Palastintrigen auf Provinzniveau. Da siehst du, wie tief wir gesunken sind.«

»Und *jetzt*«, erzählte Amaura weiter, »behauptet Suva, die Theraner seien zurückgekommen, um sie zu holen.«

Jaen warf den Kopf zurück und lachte. Nikos und Ikeria schauten interessiert drein, und sogar Kyles lächelte. Amaura war ganz schwindelig von ihrem Erfolg.

»Da, Nikos«, meinte Jaen. »Dein Gewinn liegt nicht in der Seide – er liegt in alten, wahnsinnigen Sklavinnen mit falschen Weissagungskräften. Du hast das nur nicht gleich erkannt.«

»Denke an die Märkte, die dir bislang entgangen sind«, murmelte Ikeria. »Amaura, ich würde Suva gerne kennenlernen.«

Arachne kehrte zurück, und mit ihr erfüllte wieder Spannung den Raum. Sie trug ein in Wollstoff geschlagenes Päckchen, das sie Ikeria wortlos reichte. Ein Skla-

ve trat hinzu, um Arachnes Weinglas aufzufüllen. Gereizt winkte sie ihn fort.

In dem Augenblick, da Ikeria das Päckchen öffnete, trank Amaura ihren Wein aus und senkte den Becher. Als sie die anderen über den Rand hinweg beobachtete, hatte sie den Eindruck, sie bewegten sich langsamer, wären zum Stillstand gekommen, als wäre der Augenblick erstarrt, würde sich loslösen und ihr lebendig und unverändert allezeit präsent bleiben: Arachnes Arm, der die angespannte Luft durchteilte, um den Sklaven fortzuschicken, Ikerias lange, beringte Hände an dem Wollfaden, Jaens über ihren Sessel gebeugte scharlachrote Gestalt. Jaen schaute zu Ikeria, Arachne zu Jaen, Kyles zu Arachne, Nikos zu ihnen allen gleichzeitig. Amaura wußte, wen jeder fixierte, was er sah, wie der Lampenschimmer in ihre Augen fiel und den Gefühlen dort Feuer oder Tiefe oder verschleierte Undurchschaubarkeit verlieh. Die Spannung im Raum, bislang ein aufregendes Prikeln, loderte nun als sengendes Feuer auf ihren Armen und in ihrem Nacken. Sie stand im Feuer; sie war Feuer.

Sie dachte: *Das also meinten sie mit dem Hain.*

Ikeria zog die aschfeine Seide aus dem Päckchen.

Amaura war enttäuscht: Ein Stück Seide war nicht prunkvoll oder kostbar wie die Geschenke, die Ikeria mitgebracht hatte. Und diese Seide gefiel ihr überhaupt nicht. Die Farben waren stumpf und drückend, und die

nebelhafte Oberschicht ließ sie noch verschwimmen. Warum hatte ihre Mutter ihnen nicht wenigstens eine kräftige, aufregende Seide schenken können? Und warum starrten sie alle diese hier so aufmerksam und schweigend an?

Ikeria breitete das Gewebe zur vollen Länge aus. Es rutschte aus ihren Fingern, floß über ihren Rock und auf den Steinboden.

»Ich dachte, sie würde dir stehen«, bemerkte Arachne zu Ikeria. Ihr Ton klang nicht freundlich.

Die Blicke der beiden Frauen versenkten sich ineinander. Schließlich sagte Ikeria völlig beherrscht und mit einer Spur Erheiterung: »Danke. Ich fühle mich geehrter, als du vielleicht weißt. Jaen, du erzähltest, deine Schwester sei eine Handwerkerin; du hast mir nicht verraten, daß sie eine Künstlerin ist.«

Jaen antwortete nicht. Er strich rasch über die Seide und hielt den Kopf dabei gesenkt. Amaura konnte sein Gesicht nicht sehen; nach seiner Körperhaltung hatte sie plötzlich den Eindruck, daß das Absicht war.

»Wirklich ein prachtvolles Geschenk«, bestätigte Nikos. Er befühlte eine Ecke des Seidentuchs. Er faßte es anders an, dachte Amaura, als Jaen das tat. Sie war irritiert: Warum sollte der komischen Seide soviel Aufmerksamkeit geschenkt werden? Sie war doch nur ein Stück Stoff. Sie schaute zu Kyles. Sein Gesicht war gelassen

wie immer und beruhigte sie. Er war offenbar nicht beeindruckt. Ihre Verwirrung ließ nach.

Nikos stellte fest: »Ein großer Unterschied zu den überlieferten Mustern, Herrin Arachne. Hast du noch mehr in dieser Art hier gewebt?«

»Nein.«

»Aber du wirst noch.«

»Sie bleibt die einzige«, erklärte Arachne brüsk.

»Dann fühle ich mich doppelt geehrt«, meinte Ikeria.

»Arachne«, fragte Jaen allzu ruhig, »bist du sicher, daß du diese Seide nicht lieber behalten wolltest?«

Amaura schaute ihn überrascht an. Wie konnte er sich so schlecht benehmen, über das Geschenk eines anderen zu verfügen? Sie erwartete, daß Jaen Ikeria in gespielter Bitte um Verzeihung zulächelte, sie vielleicht mit seiner Frage foppte, aber nichts davon tat er. Er schaute Arachne direkt in die Augen, und in ihrer beider Blicke lag ein so deutliches Gemisch von Schmerz und Herausforderung, daß Amaura fühlte, wie das langsame Feuer, das seit dem Auspacken der Seide erloschen gewesen war, wieder über ihre Arme und Schultern kroch.

»Ich möchte sie nicht lieber behalten«, entgegnete Arachne. »Erkennst du die aschfeine Seide wieder?«

»Von dem Spinnennetz. Aus der Nacht, da ich dir sagte, daß ich in See stechen würde«, meinte Jaen.

»Ursprünglich war die Seide für dich gedacht.«

»Das ist mir klar.«

»Siehst du, Jaen? Es ist ein aufwühlendes Muster. Irrendwie verzerrt. Es gefällt mir selbst nicht besonders.«

»Das hätte ich mir auch nicht vorstellen können.«

»Gefällt es dir denn?«

Jaen zögerte. Sein Blick wich keinen Augenblick von seiner Schwester. »Ja. Mir gefällt es. Und man wird es in Thera bewundern.«

»Auf Eiland aber nicht?«

»Nein, nicht auf Eiland.«

»Woran liegt das?«

»Ich bezweifle«, meinte Jaen, »daß irgend jemand auf Eiland das Muster auch nur richtig erkennen kann.«

»Vielleicht erkennen wir auf Eiland mehr, als du glaubst.«

»Aus diesem Gewebe? Nein. Es gehört immer noch mir.«

»Und mir.«

Wovon sprachen die? dachte Amaura. Die Seide gehörte jetzt Ikeria. Amaura war verwirrt; plötzlich begann der Wein in ihrem Magen zu revoltieren.

Jaen sagte: »Manchmal bringt die größere Sichtweite gemeinsamen Eigentums die Last der Entscheidung mit sich.«

»Was man überspannt, reißt manchmal.«

»Ach«, meinte Jaen, »aber du hast vergessen, daß Spinnenseide nicht reißt. Prinzessin, du wirst feststellen,

daß dein Geschenk erstaunlich dauerhaft ist. Es übersteht alles. Die Reise nach Thera wird ihm nicht das Geringste anhaben.«

»Wer will das wissen?« zweifelte Arachne. »So wenige Dinge haben bislang Eiland verlassen.«

Ikeria bemerkte vorsichtig: »Ich hüte meine Schätze vor Schaden, wo immer sie sich befinden mögen.« Weder Arachne noch Jaen hörten, was sie sagte. Sie hatten nur Augen füreinander.

»Doch«, sagte Jaen leise.

»Nein!« widersprach Arachne.

Amaura erklärte: »Mir ist schlecht.«

Sogleich stand ihre Mutter neben ihr, beugte sich über sie, half ihr auf die Beine. Ein Fenster wurde geöffnet, Amaura hinübergeführt. Die frische, kalte Luft konnte ihren Magen nicht beruhigen. Das Zimmer drehte sich weiter.

Arachne brachte Amaura auf ihr Zimmer, zog sie aus, hielt ihr die Schüssel, als sie sich erbrach, wusch ihr das Gesicht und legte sie ins Bett. Sie sprach kaum. Amaura war so schwindelig und durcheinander, daß sie ihre Mutter kaum bemerkte bis zu dem Augenblick, da Arachne sich vorbeugte, den Lampendocht auszublasen, ihren Körper vornüberneigte und ihre Augen immer noch auf dem Gesicht ihrer Tochter ruhten. Das Mädchen sah das Bild noch vor sich, als der Docht längst ausgepustet war.

Die Dunkelheit war angenehmer. Hier konnten sich zusammenhängende Bilder formen, stehenbleiben und sich wieder auflösen: Die Statue der Stiertänzerin, Ikerias Kleid, das Schwert, welches Ikeria ein hübsches Spielzeug genannt hatte. Die Art, wie alle gelacht hatten, als sie von Suvas Entsetzen berichtete. Kyles in seiner aufmerksamen Schweigsamkeit. Die aschfeine Seide, die wie Wasser aus Ikerias Händen strömte. Und vor allem der eigentümliche Augenblick, als die Spannung wie Feuer ausgebrochen und sie, Amaura, ebenso wie die anderen davon verzehrt worden war.

Sie hielt den Augenblick fest, drehte und wendete ihn, und versuchte, ihm soviel an Konflikt, Spannungen und Gefühlen zu entreißen, wie sie nur konnte. Demnach war es möglich. Suvas Geschichten waren wahr. Menschen konnten in fiebrigen Leidenschaften intensivster Gefühle leben, die so sengend waren wie blutige Schwerter. Dieses schmerzhafteste, gefährliche Kribbeln im Nacken ließ sich also wirklich erjagen, genießen und vielleicht sogar herbeiführen. Leute führten es bewußt herbei – indem sie angreifenden Stieren entgegentraten, einander herausforderten und sexuelle Leidenschaft mit Zorn vermischten.

Die Tür ging auf. Zuerst glaube Amaura, es wäre ihre Mutter, die vor dem Schlafengehen noch einmal nach ihr sehen wollte. Aber da stand Kyles mit einer Lampe in der Hand. Amaura errötete vor Freude.

»Ist dir immer noch übel, Amaura?«

»Nein. Es geht mir ... gut.« Was hätte sie anstatt »gut« sagen sollen?

»Trink nicht soviel Wein.« Seine Stimme war von einer Eindringlichkeit, wie sie für Kyles ungewöhnlich war. »Wein im Übermaß löst zu sehr die Zunge.«

Sie war zu jung, ihn zu verstehen, und zu sehr sie selbst, sich für Offenheit zu interessieren. »Ja, Vater. Vater, ist die Prinzessin nicht wunderschön?«

»Doch.«

»Viel schöner als Mutter.«

Kyles schwieg.

»Findest du sie nicht schöner als Mutter?«

»Doch«, antwortete Kyles ruhig. Amaura hörte die Ruhe und die Unruhe dahinter. Der Wein hatte ihren Kopf und ihre Zunge leicht gemacht. Die Leichtigkeit war ein köstliches Gefühl, als wäre sie damit frei, schlichtweg alles zu sagen.

»Ich bin froh, daß du sie viel schöner als Mutter findest. Ich dachte schon, du würdest nein sagen. Du kommst Pholen und mir gar nicht mehr Gute Nacht wünschen so wie früher. Du hast es nicht mehr getan, seit du vor der Lese zum Weingarten aufgebrochen bist. Warum bist du damals so früh gegangen?«

»Ich mußte fort.«

»Aber warum?«

Kyles schwieg. Nach einem Augenblick bemerkte Amaura heftig und als wäre das Teil des vorangegangenen Gesprächs: »Mutter hat sich heute abend nicht sehr gut gegenüber der Prinzessin und dem Kaufmann benommen. Sie hat sich nicht benommen, wie eine Herrscherin das tun sollte. Mutter schenkte nichts als eine schlammfarbene Seide.«

Kyles Stimme klang heiser. »Du bist zu jung, um die Schönheit in Arachnes Seide zu erkennen.«

Arachne erschrak – über Kyles' ungewohnte Schrofheit, über ihre unvermittelte Degradierung zum gerügten Kind und über etwas, das sie aus dem Wort »Arachne« hörte. Sie setzte sich wütend auf.

»Warum sprichst du Mutters Namen so aus, Vater? Immer sprichst du ihn so aus!«

»Gute Nacht, Amaura.« Kyles ignorierte ihre Frage und drehte sich um. Seine Lampe flackerte, prasselte, beruhigte sich wieder.

»Du sprichst ihn genau so, wie Mutter ›der Hain‹ sagt«, stellte Amaura fest, doch inzwischen hatte sich die Tür schon geschlossen.

Amaura legte sich wieder ins Dunkel zurück. Sich aufzusetzen, war keine gute Idee gewesen. In ihrem Kopf drehte sich von neuem alles, und es war nicht mehr so angenehm wie vorhin. Noch einmal durchlebte sie im Geiste den Abend, versuchte das Dramatische zu fassen

zu bekommen, die prickelnde Spannung und die Art, wie sie das Blut schneller durch ihre Adern gepumpt hatte. Sie konnte das alles nicht mehr mit der gleichen Intensität wiederbeleben. Ihr Nacken wollte nicht kribbeln. Der Wein, den sie getrunken, hatte sich vom prickelnden Fieber zur lähmenden Stumpfheit gewandelt und half ihr nicht mehr, irgend etwas zu steigern.

Die Wirkung des Weins hatte so kurze Zeit nur vorgehalten!

Ich wünschte, dachte Amaura zum erstenmal in ihrem Leben, ich *wünschte*, der Hain hätte länger bestanden. Nur ein bißchen länger. Damit wir alle dort hätten beieinander stehen können, Ikeria, Vater und ich.

Es wurde, wie Nikos vorhergesagt hatte, ein kurzer, milder Winter. Die Regenfälle waren sanft, zögernd, vereinzelt. Eiland hing triefend zwischen Meer und Himmel, und alle seine Konturen waren verschwommen. Von der Villae stiegen die Rauchfahnen der Herdfeuer ein kurzes Stück auf und fielen dann als graue, samtene Asche im grauen Nebel herab. Seevögel kreischten und zankten sich an den Klippen. Ihre körperlosen und vom Dunst gedämpften Schreie wurden zu einer klagenden, entfernten Musik in der Ferne.

Der Spinnenstein im Hain glänzte feucht. Die Spinnen wurden träge, spannen nur jede dritte oder vierte Nacht Netze, um Beute zu fangen, und schliefen die übrige Zeit unter Steinen oder Blättern oder in Ritzen des Säulenganges. Viele krochen wie jeden Winter fort vom Hain in die Ecken der Häuser und Lagerräume. Über Winter eine Spinne im Haus zu haben, sollte Glück bringen. Kein Eiländer würde jemals eine stören, auch wenn ihre Seide dem Fürstenhaus gehörte. Spinnen fernab vom Hain spinnen graue Weben. Die im Hain unterm Einfluß der vom Regen verdünnten Pharmaka spinnen Netze in

Blaßgrün, Hellgelb und zartem Blau wie Schatten auf feuchtem Gestein. Die meiste Seide war von gesunder Beschaffenheit.

Nikos kaufte soviel Seide auf, wie er finden konnte. Die Inselbewohner tauschten unterm Anreiz seiner Waren Kissenbezüge, Festchitons, Taufkleider und vier Generationen alte Wandbehänge. Hinter Nikos' Rücken zwinkerten sie einander verschwörerisch zu, weil dieser Bursche gewöhnlicher Spinnenseide so großen Wert beimaß. Die übrigen Theraner – die Prinzessin, die Seeleute und die Bedienungssklaven – blieben in den Räumen der Villae, in größtmöglicher Nähe zum Meer, wo keine Spinnen herumkrochen oder Netze sponnen. Die meisten Eiländer bekamen die Fremden bis auf Nikos gar nicht zu sehen.

Nikos wurde bei seinen Geschäften von dem hünenhaften Sklaven begleitet, der den Kurier zum Rat getragen hatte. In den kahlen, glatt verputzten Räumen der Villae zog der Riese seinen Kopf ein und starrte in die Ecken. Wenn er eine Spinne erblickte, flackerte unter der toten Stumpfheit seiner Augen eine modernde, relikthafte Furcht auf, wie Trümmer an die Oberfläche eines kalten Meeres steigen. Eiländer, die die Furcht der Theraner vor Spinnen weitgehend bewitzelten, spotteten nicht über den Riesen. Sie schauten fort und sprachen ihn nicht an. Sie unterhielten sich über ihre neuen Reichtümer, die in ihrer

kunstvollen Herstellungsweise bezaubernd fremdartig waren: Kämmе und Amulette, Schulterspangen und Ringe. Winzige Kästchen aus geölten, süß duftenden Hölzern. Exotische, erregende Gewürze. Trankopfervasen mit sinnensfreudigen, schwungvollen Mustern. Alle prachtvoll, alle aus fremden Materialien, alle klein genug, um in Mengen auf dem riesigen Schiff transportiert zu werden, dessen Galeerensklaven niemals an Land kamen. Kleine Boote versorgten das Schiff täglich mit Proviant. Auch für diese Lebensmittel erzielten die Bauern und Handwerker gute Gewinne; sie unterhielten sich über die merkwürdige Angst vor Spinnen, die Nikos zwang, im Winter seine Leute auf einem schwankenden Schiff an Bord zu verköstigen, und lachten.

Keiner fragte, wie viele Leute sich an Bord befanden und ob es sich bei allen um Sklaven handelte.

Die Eiländer sprachen nicht über den Hain. Jüngere Erwachsene, die ihn selten in seinem ursprünglichen Zustand erlebt hatten, waren nicht dazu in der Lage. Und die älteren taten es nicht. Der Verlust war zu persönlich, zu intim. Als sie anfänglich versucht hatten, darüber zu sprechen, und mit alltäglichen Worten an Fakten scheiterten, die jenseits des mit Worten Beschreibbaren liegen, stellten sie fest, daß jeder den Verlust so unterschiedlich empfand, daß eine Verständigung schwierig war. Ihre Trauer galt verschiedenen Toden.

Man benötigte jemanden, um den verschiedenen Toden gemeinsam gültige Worte zu verleihen und zum gemeinsamen Handeln anzuregen. Die Priesterin war in ihrer Eifersucht auf den Hain nicht die Richtige. Arachne, die dazu in der Lage gewesen wäre, wollte nicht. Sie sah die Notwendigkeit nicht ein, da sie sich mit dem Tod noch nicht abfinden wollte.

Die Verwirrung der Eiländer blieb unschwellig. Angeregt durch die theranischen Handelsgüter, erschüttert von den Veränderungen auf Eiland, launisch und ein wenig trotzig, wie die Inselbewohner nun einmal waren, warteten sie darauf, daß etwas anderes den Raum einnahm, den einst der Hain ausgefüllt hatte, und warteten auf eine Erklärung. Die nächste Ratsversammlung war praktisch nicht besucht. Sie hatten keinen Sinn darin gesehen. Sie warteten auf etwas anderes.

Arachne dachte schon gar nicht mehr an sie. Tag für Tag arbeitete sie in der Apotheke oder im Hain, mischte, erprobte und untersuchte Pharmaka. Sie arbeitete nicht fieberhaft, sondern mit einer kalten Beständigkeit, die Cleis, ihrer einzigen Helferin, Angst machte. Sie schlief auf einer Liege in der Ecke der Apotheke. Häufig wanderte sie des Nachts im Hain beim kalten Nieselregen durch die bewölkte, sternlose Finsternis. Manchmal vergaß sie zu essen. Ihre Hände waren gereizt von Pharmaka, verbrannt von heißen Ölen und Säuren und rauh vom

Mörser. Wenn sie jetzt gewebt hätte, dachte sie, wären ihre Finger an der Seide hängen geblieben und hätten den Schußfaden gezogen. Sie webte nicht und hatte auch keine Lust dazu. Das ungewaschene Haar hing ihr in fettigen Strähnen ins Gesicht.

Wenn sie des Nachts im Regen neben dem Spinnenstein stand und mit allen Sinnen zu packen versuchte, was nicht mehr vorhanden war, fragte sie sich, ob sie davor stand, den Verstand zu verlieren. Ihre Überlegungen ließen sie völlig kalt. Nichts, was sie in der Apotheke entdeckt hatte, kein Pharmakon und keine Veränderung der Dosierung, hatte bei den Spinnen oder dem Hain die geringste Veränderung bewirkt. Es war, als ob man immer weiter mit dem selben stumpfen Werkzeug arbeitete. Aber es war das einzige Werkzeug, das ihr nur einfiel, und selbst wenn die Auswirkungen der Pharmaka auf den Hain nur eine so wahnsinnige Selbsttäuschung waren, wie die alte Suva sich vormachte, so würde sie es doch versuchen. Es blieb ihr keine andere Wahl, außer gar nichts zu unternehmen, und dazu war sie nicht imstande.

Einmal suchte Aretone, eine ihrer Frauen, sie in der Apotheke auf. Aretone hatte ein strenges, gut geschnittenes Gesicht. Sie liebte ihren Ehemann, einen Bauern, gebär ihm jedoch keine Kinder, und war sehr liebevoll zu dem kleinen Pholen.

»Herrin. Es steht mir nicht zu, das Wort an dich zu richten. Trotzdem Sorge ich mich um dich. Du siehst nicht ... gut aus.«

»Ich bin nicht krank«, erwiderte Arachne knapp. Sie mischte trockene Myrtenbeeren, ein mildes Stimulans, in ein beträchtlich stärkeres Pharmakon.

»Herrin ...«

»Laß mich in Ruhe!« sagte Arachne gröber als beabsichtigt. Cleis hätte sich auf die Lippen gebissen und wäre geblieben; ihre Frauen, die sie seit Jaens Ankunft nicht hatte zu sich rufen lassen, hatten sich alle ihre Webstühle nach Hause schaffen lassen, um dort die winterlichen Wollwebereien zu verrichten. Oder vielleicht webten sie auch noch Seide, um sie an Nikos zu verkaufen. Der Schatzmeister würde es wissen, aber den hatte Arachne seit Monaten nicht mehr gesehen. Sie strich über die hölzernen Rahmen ihres leeren Webstuhls und dachte an die Spinnenseide, Jaen und die Art, wie Nikos die aschfeine Seide betrachtet hatte, als sie sie an jenem Abend Ikeria schenkte. Der Webstuhl unter ihrer Hand fühlte sich kalt und schwer an. Sie betrat den Webstuhlraum nicht wieder.

Als Arachne mit dicht um sich geschlungenem Umhang über das feuchte Wintergras schritt, bekam sie manchmal den Hauch eines flüchtigen, allzu süßen Geruchs mit. Er hielt niemals lange genug an, als daß sie ihn

hätte identifizieren können. Sie zog dann die Nase kraus, kehrte zur Apotheke zurück und versuchte, nicht an Jaen, an die Theraner und an Seide zu denken. Sie wollte nur an Pharmaka denken: das unangemessene, greifbare Werkzeug zur Erhaltung einst unbegreiflicher Pracht.

*

Pholen hatte ein Spinnenhaus gebaut. Es bestand aus einer Druse, einem runden Stein mit einem von Kristallen umgebenen Hohlraum in der Mitte. Pholen hatte die Druse an diesem Morgen am Strand gefunden, einem Morgen, der mit einigen Flecken strahlenden Himmels einen allzu frühen Frühling verkündete. Die Geode war von hellem, kreideartigem Pink und lag in zwei unregelmäßigen Hälften, bei deren einem Stück ein Fragment fehlte. Als Pholen die beiden Hälften zusammenfügte, blieb ein Loch, wo das Bruchstück fehlte. Er versuchte, das Loch mit einem Kiesel zu stopfen, aber der fiel immer wieder heraus. Als nächstes versuchte er es mit zusammenge-drückten Blättern und schließlich mit einem aufgerollten Blatt, das einen Tunnel in dem Kristallhohlraum bildete.

Ein Tunnel brauchte einen Tunnelgänger. Pholen beschwatzte das Kindermädchen, bis sie ihn zum Hain führte, wo er eine Spinne fing und versuchte, sie in den Tunnel zu schubsen. Die Spinne wollte nicht; sie hatte

unter einem Stein geschlafen, bis Pholen sie aufgestöbert hatte, und wedelte nun ärgerlich mit den Fühlern. Ihre glänzenden, blinden Augen glitzerten im kalten Sonnenschein. Pholen pochte ganz sanft mit einem Grashalm an ihren Leib, und schließlich kroch die Spinne durch den Tunnel hindurch in das Kristallhaus, wo sie zu spinnen begann.

Pholen wollte das Haus noch jemand anderem außer dem Kindermädchen zeigen, die ihm ja schon beim Aufbau zugesehen hatte. Also trug das Kind die Druse in beiden Händen, achtete sorgsam darauf, die beiden Hälften zusammenzupressen, und ging zur Apotheke, nachdem es der Kinderfrau versprochen hatte, sich nicht weiter zu entfernen.

Cleis kam ihm an der Tür zur Apotheke entgegen. »Schau, Cleis – ich habe ein Spinnenhaus gebaut! Ich will es Mama zeigen.«

»Deine Mutter schläft, Pholen. Du darfst sie nicht stören.«

»Schläft in der Apotheke? Nein, das stimmt nicht.«

»Doch, es stimmt *wohl*«, erwiderte Cleis müde. Sie lächelte ihn nicht an wie sonst immer, und auf Pholen wirkte sie durcheinander. Er spähte an ihr vorbei in die Apotheke. Es war sehr warm drinnen; ständig brannten Feuer, um Sommer vorzutäuschen und die gefangenen Spinnen zu ihrer Sommerproduktion zu verleiten. Auf

einer Liege neben den Spinnentöpfen lag schwer, mit geröteter Haut und reglos Arachne, und das wirre Haar fiel ihr übers Gesicht. Ihre Bewegungslosigkeit störte den Jungen. Mama war immer rege und mit etwas beschäftigt. Er drückte die Druse fester an sich und schnüffelte in die Luft.

»Wo sind die Spinnen hin?«

»Was meinst du damit, wo die Spinnen hin sind? Sie sitzen in ihren Töpfen. Hörst du sie denn nicht summen?«

»Ich *höre* sie, aber ich *rieche* sie nicht«, erklärte Pholen. Der fehlende Spinnengeruch mißfiel ihm noch mehr als Arachnes regloser Schlaf. Die Apotheke erschien ihm plötzlich als reizloser Ort: heiß, bewegungslos und ohne den richtigen Duft. Da war etwas, das er nicht verstand, etwas Ärgerliches und allzu Feuchtes.

»Geh wieder zum Kindermädchen«, forderte ihn Cleis auf. »Deine Mutter wird gleich aufwachen.«

Mit finsterem Blick tappte Pholen zurück zum Säulengang. Er würde nicht wieder zum Kindermädchen gehen; sie würde ihn nur drängen, die Spinne wieder im Hain auszusetzen, und ihn mitnehmen, um ihm den ganzen Sand vom Strand herunterzuwaschen. Er hatte ein wunderbares Spinnenhaus gebaut und drinnen spinn die Spinne ein prachtvolles, hellrotes Netz, wie die Seide, die Onkel Jaen gerne trug.

Onkel Jaen war nicht in seinem Zimmer. Aber Pholen, der immer wußte, wo er etwas zu suchen hatte, was er unbedingt haben wollte, wußte, wo Jaen sich aufhielt. Summend hüpfte der kleine Junge durch die Gänge zu den Unterkünften der Fremden. Als er das Meer hören konnte, veränderte sich der summende Ton aus dem Innern der Druse und verstummte dann völlig.

»Es tut mir leid«, flüsterte Pholen in das Spinnenhaus.
»Es wird auch *nicht lange* dauern.«

Die Villae sah hier anders aus. Kräftige Männer mit Schwertern standen vor einigen Türen. Keiner sprach ein Wort, und als die Sklaven, die Fässer und Körbe schleppten, Pholen erblickten, drückten sie sich an die Wände der Gänge, und aller Ausdruck wich aus ihren Gesichtern. Pholen gefiel das nicht, aber er wußte nicht, was er hätte dagegen tun können. Er hatte bereits begriffen, daß die Fremden sein Lächeln nicht erwiderten, wenn er es versuchte.

Aber Onkel Jaen war da, und er würde lächeln. Und Prinzessin Ikeria war da, und sie würde auch lächeln. Pholen ging weiter und bemühte sich, die schon gereizte Spinne nicht zu schütteln.

Vor dem Zimmer der Prinzessin standen zwei der ersten Männer mit Schwertern, und sie wollten Pholen nicht einlassen. Er wollte gerade das Gesicht zum Weinen verziehen, als Onkel Jaen und die Prinzessin herauskamen.

»Pholen! Was machst du denn hier? Wo ist deine Kinderfrau?« fragte Jaen. Er sieht auch nicht allzu glücklich aus, dachte Pholen. Seine Augen waren gerötet und Schmierspuren zeichneten die Haut darunter. Zu Ikeria sagte er: »Der Junge hat tatsächlich eine Kinderfrau. Die gesamte Familie hat entgegen allem Anschein eine umfassende Gefolgschaft.«

»Wie ermüdend für sie«, murmelte Ikeria. Pholen durchschaute, daß sie erheitert war; ermutigt hielt er seine Druse hoch.

»Schau, Prinzessin! Sieh mal, was ich gebaut habe!«

»Sieh mal an!« rief Ikeria und kniete sich mit graziösem Schwung ihres gebauschten Kleides neben ihn. Der gebauschte Stoff gehörte ganz zur unteren Hälfte; die obere Hälfte erschien Pholen ein wenig kahl bis auf die funkelnde Halskette, Ohringe und das hochgesteckte Haar. Wie Onkel Jaen hatte auch sie Flecken im Gesicht, aber ihre befanden sich über den Augen und wirkten nicht so ärgerlich. Sie roch wundervoll nach einem starken, üppigen Duft, der Pholen ein wenig schwindelig machte.

»Willst du mir dein Bauwerk nicht zeigen, Pholen? Ich möchte es gerne sehen.«

»Du hast ihn bezirzt, Prinzessin. Noch ein Provinztölpel, der theranischer Feinsinnigkeit erliegt.«

»Eine Laute mit einer einzigen Saite, Jaen. Du solltest vorsichtiger damit umgehen – es wird langweilig.«

Pholen erklärte: »Schau, es ist aus einem einzigen hohlen Stein. Ich habe ihn am Strand gefunden. Und es ist etwas innen drin!«

»Was denn?« fragte Ikeria mit einem Lächeln.

»Rate doch!«

»Ein Ozean«, antwortete sie auf der Stelle.

»Nein, ein *Ozean* würde doch nicht hineinpassen!«

»Ein Stier.«

»Nein!« meinte Pholen und kicherte. Die Prinzessin klopfte leicht mit dem Nagel an die Druse. Ihre Finger waren lang und sehr bleich und mit vielen blitzenden Ringen geschmückt.

»Ich weiß. Ein König.«

»Nein, nein, nein!« rief Pholen. »Es ist eine Spinne!«

Der tippende Nagel hielt plötzlich inne. Mit veränderter Stimme fragte Ikeria: »Sitzt sie jetzt da drinnen?«

»Ja. Schau mal, so kann ich das Haus aufmachen...«

Aber sie war fort, verschwand in einem Wirbel von Rüschen und Parfüm, und ließ Pholen mit erstauntem Blinzeln und gekränkt zurück. Jaen kniete sich neben ihn und schloß vorsichtig die Hälften der Druse. »Die Prinzessin mag keine Spinnen, Pholen. Sie hat Angst vor ihnen.«

»Angst vor Spinnen?«

»Ja. Genau wie Suva.« Er sprach freundlich, und seine verschmierten Augen funkelten nicht mehr so sehr. Als

er Pholen zulächelte, blitzten seine weißen Zähne kräftig und ein bißchen furchterregend. Irgend etwas lag in dem Blick, den er über seine Schulter hinweg zur zugeschlagenen Tür der Prinzessin warf, das Pholen nicht verstand. Onkel Jaen sah genau wie Amaura aus, wenn sie ihn zwickte und dann einen Kuß auf die Stelle drückte. Pholen schaute finster drein; alle seine Erwachsenen hatten den Verstand verloren. Früher war nur Suva verrückt gewesen.

»Wann segeln die Fremden denn wieder fort?« erkundigte er sich.

»Möchtest du denn, daß sie wieder fortsegeln?«

»Ja! Und du auch! Es ist alles so komisch hier!«

Jaen richtete sich auf. »Da stimme ich dir zu. Bring die Spinne zum Hain und laß sie unterwegs nicht heraus. Dann such deine Kinderfrau. Du solltest nicht ohne Aufsicht sein. Geh jetzt!«

Pholen schob seine Unterlippe vor. Jaen blickte streng und von weit oben auf ihn herab. Pholen ging, aber nicht zu seiner Kinderfrau.

Er fand Amaura bei Suva, was problematisch war, denn Pholen wollte Suva nicht so erschrecken wie die Prinzessin. Amaura saß auf einem dreibeinigen Schemel und kämmte Wolle, wobei sie die Büschel direkt über ihre Karde zog, ein halbzylindrisches Tonschild, das auf ihrem Schenkel ruhte. Es schien nicht, daß es ihr großen

Spaß machte. Ihr Haar war in phantastischen Locken wie das der Prinzessin hochgesteckt, und es sah aus, als wären es einfach zu viele. Hatte Amaura vorher so viele Haare gehabt? Pholen glaubte es nicht. Sie trug auch ein Kleid wie das der Prinzessin mit offenem Oberteil, und Pholen hatte eine unbestimmte Ahnung, daß das der Grund war, daß sie hier alleine Wolle kämmte anstatt bei den Frauen ihrer Mutter. Pholen fand, daß sie abweisend aussah.

Pholen hielt Suva, die den Boden schrubbte, den Rücken zugekehrt und rückte neben seine Schwester. »Schau mal«, flüsterte er, »ich habe ein Spinnenhaus.«

Amaura warf der Druse einen verächtlichen Blick zu. »Das ist doch nur ein Stein.«

»Nein. Er ist innen hohl, und darin sitzt eine Spinne, und hier ist ein Blatttunnel. Ich habe es gebaut.«

»Es ist sehr hübsch«, bemerkte Amaura mit so überlegener und herablassender Gönnerhaftigkeit, daß Pholen sie mit seiner runden Faust boxte. Sie wurde nicht wütend, was ihn ziemlich erstaunte.

»Du bist ein solcher Kindskopf, Pholen! Such dein Kindermädchen!«

Pholen boxte sie fester. Sein Hieb tat Amaura nicht weh, aber er brachte sie aus den Gleichgewicht, so daß sie von dem Hocker kippte. Die tönernen Karde brach entzwei. Eine lockere Strähne löste sich aus Amauras Haar

und baumelte ihr vor den Augen. Suva unterbrach ihr Schrubben und stand auf. Amaura wurde immer noch nicht zornig. Sie erhob sich, steckte die gelöste Strähne hoch und trat mit schwachem Lächeln gegen eine Hälfte des Weberkamms. Pholen begriff nun wenigstens, daß sie spielte, jemand anderes zu sein als Amaura, und daß sie sich weder von ihm noch von seinem Spinnenhaus würde beeindrucken lassen.

»Sie ist kaputt«, sagte Suva. Sie starrte die Karde erschreckt an, als handelte es sich dabei um einen unermesslich kostbaren Gegenstand. Pholen steckte seine Druse hinter seinen Rücken. Suva kam näher, und er roch sie. Sie roch schlecht, sie roch nach Schmutz, Schweiß und Urin. Das überraschte ihn, auch wenn es ihm persönlich nichts ausmachte – schließlich war es Suvas Sache, sich sauber zu halten. Und sie war auch noch dürrer geworden. Für Pholen sahen ihre Fingerknöchel und Handgelenke ebenso spitz aus wie die Kristalle seiner Druse.

»Kaputt«, wiederholte Suva. Ihre schwarzen Augen blitzten. Zu Pholen sprach sie ernst: »Sie sind gekommen, mich zurückzuholen.«

»Ach, Suva«, wiegelte Amaura ab.

»Da war ein Kind«, brabbelte Suva mit starrem Blick auf Pholen. »Im Meer, glaube ich. Ja. Ein Kind.«

»Vermutlich sang es«, spöttelte Amaura. Sie klang völlig fremd.

Suvas Gesicht legte sich in Falten vom qualvollen Nachdenken. »War da nicht ein Kind?« fragte sie Pholen und klang so unsicher, daß der kleine Junge ihr helfen wollte.

»Ich? War ich das Kind, Suva?«

»Nein. Du nicht.«

»War es Amaura?«

»Nein«, antwortete Suva. »Sie auch nicht.«

»War es ein Junge oder ein Mädchen?« fragte Pholen hilfsbereit weiter. Die Spinne hinter seinem Rücken begann aufgeregt und tief zu summen. Draußen schwappte leise das Meer.

Plötzlich warf sich Suva der Länge nach auf die Erde und begann zu zittern. Sie ruderte nicht mit den Armen und schlug nicht um sich wie bei einem ihrer Ertrinkungsanfälle, sondern es war ein rhythmisches Zittern, das ihre Knie und ihre Stirn gegen den Steinboden klappern ließ. Sie kroch mit gedämpftem Heulen auf Pholen zu. Sie kroch auf die schreckliche Weise einer Echse, der man die Glieder abgeschlagen hatte, über den Boden, und die Heultöne klangen, als wäre sie geknebelt oder zungenlos. Ihr Gesicht war von so schrecklichem Schmerz verzerrt, daß Pholen zurückwich. Sie schaffte es trotzdem bis zu ihm und schnappte seine Füße, indem sie ihre Arme um seine Knöchel schlang, doch die Fäuste ließ sie dabei fest zusammengeballt wie knorrigte Knoten, die

nicht zupacken konnten. Sie heulte: »Sie sind mich holen gekommen! Sie wollen mich holen!«

Erschreckt und unfähig, die heulende Suva fortzustossen oder hochzuheben, weil er mit beiden Händen die Druse hielt, stand Pholen erst wie erstarrt und begann dann zu weinen. Sowie Pholens erstes Schluchzen das ihre übertönte, war Suva auf den Beinen, tätschelte seine Schulter, sprach beruhigend auf ihn ein und war wieder ganz bei sich. »Ist ja schon gut, Kind. Ist ja schon gut.«

Pholen war angesichts ihrer raschen Veränderung völlig erschreckt und atemlos und schaute kläglich drein. Die alte Frau erwiderte seinen Blick und tätschelte wieder seine Schulter. »Nun komm, keiner wird dich holen, nein, nein, keiner. Überhaupt niemand, gar niemand.« Sie lächelte dem kleinen Jungen zärtlich zu.

»Einmal«, begann Suva zu erzählen, »flog eine Taube zu einer reichen Stadt am Meer. Sie setzte sich auf das Dach des Tempels und rief, daß am kommenden Tag bei Sonnenuntergang eine gewaltige Woge die Stadt zerstören würde. Die Taube rief, ein Gott hätte sie gesandt, damit sie die Leute warnte, sich in Sicherheit zu bringen. Die Priester brachten der Taube Opfer, und jedermann wunderte sich und drängte heran, um die sprechende Taube zu sehen. Aber keiner verließ die Stadt. Der eine war zu beschäftigt, der andere hatte einen kranken Vater, ein dritter konnte ein gutes Geschäft nicht aufgeben. Am

nächsten Tag bei Sonnenuntergang flog die Taube davon. Es kam keine Woge. Die See blieb so ruhig wie ein Teich. Die Menschen glaubten, der unbekannte Gott hätte seine Absicht geändert, und hielten zum nächsten Vollmond eine besondere Feier zu seiner Verehrung ab. Bei dem Fest riß sich der Stier, der geopfert werden sollte, los, stürmte in die Menge und spießte vier Menschen zu Tode, ehe man ihn selbst töten konnte.«

Wieder lächelte Suva Pholen zu, und in ihrem Gesicht standen Zuneigung, Verzweiflung und Wahnsinn.

»Du brauchst vor Suva keine Angst zu haben«, sagte Amaura. Sie beobachtete die alte Frau begierig und mit höchstem Interesse.

»Ich hatte keine Angst vor Suva«, erwiderte Pholen, weil es stimmte. Seine plötzliche Furcht hatte nicht Suva gegolten, sondern dem nicht zu erkennenden Ding, das in der Lage gewesen war, *ihr* solche Furcht einzuflößen.

Plötzlich war Pholen das ständige Wollen leid. Die Villae war voll von unerfüllten Wünschen. Mama wollte, daß der Hain etwas vollbrachte, was der nicht wollte. Amaura wollte jemand anders sein. Onkel Jaen wollte, daß jeder ständig Sklaven bei sich hatte. Suva wollte sich an etwas mit einem Kind und dem Meer erinnern. Oder vielleicht wollte sich Suva *nicht* an etwas mit einem Kind und dem Meer erinnern. Wollen, wollen, wollen! Keiner wollte einfach nur stehenbleiben und einen Blick auf sein Spinnenhaus werfen.

Pholen schmiegte das Haus in beide Hände und lief hinaus auf den Gang. Suva rief hinterdrein: »Es ist doch schon gut, schon gut, schon gut«, und es klang so tosend und so monoton wie ein Sturm auf See.

In einiger Entfernung von den Räumen des Herrschaftshauses ging Pholen langsamer, sah nach seiner Spinne und seufzte. Nun konnte er seine Druse nur noch seinem Vater zeigen. Zu Kyles hatte er zuerst nicht gehen wollen, einmal weil der weit fort war und zum zweiten, weil er wirklich zur Kinderfrau gehen mußte, wenn Kyles ihn zu ihr zurückschickte. Sein Vater war die einzige Person, der Pholen auf der Stelle gehorchte. Außerdem schaute Kyles sich das Spinnenhaus vielleicht an, aber er würde nicht viel dazu *sagen*. Pholen mochte es, wenn man großen Wirbel um seine Werke machte. Und Kyles war nicht der Typ, Wirbel zu machen.

Aber schließlich war ein Spinnenhaus ja etwas Besonderes.

Das Haus des Bronzeschmieds lag geradewegs am Ostrand der Villae, wo die kalkverputzten Wände in Felder von Sträuchern und Wildblumen mündeten. Unterwegs begann es zu nieseln. Pholen ging mit nach unten gerichtetem Blatttunnel, damit seine Spinne nicht naß würde. Kyles und der Schmied standen im Innenhof neben den tosenden Feueröfen und unterhielten sich leise.

»Noch zwanzig Schwerter.«

»Verstehen sie es?«

»Ja«, antwortete der Schmied.

»Vertraust du ihnen?«

»Ja. Also bei Morgendämmerung?«

»Ja.«

Pholen fiel auf, daß alle Bronzeschmiede seinen Vater »Kyles«, Onkel Jaen dagegen »Meister Jaen« nannten. Woher kam das? Ehe er fragen konnte, schloß sich die Hand seines Vaters um seine Schulter. Ein Blick in Kyles' Gesicht zeigte Pholen, daß er einen Fehler begangen hatte.

»Was hast du hier zu suchen? Wo steckt dein Kindermädchen?«

»Im Hain«, stammelte Pholen. Er verbarg die Druse unter einem Zipfel seines Umhangs. Sein Vater schaute streng und mit einer eisigen Ruhe drein, die Onkel Jaens Strenge unbedeutend erscheinen ließ. Das war nicht der rechte Zeitpunkt, so wurde Pholen klar, ihm eine Spinne zu zeigen, die sich nicht so weit entfernt vom Hain befinden dürfte.

Kyles führte Pholen zum Hain zurück. Das Kind, das laufen mußte, um mit seinem Vater Schritt zu halten, spähte in Kyles' Gesicht empor. Das erweichte sich nicht. Unter der Kolonnade wies ihn Kyles an: »Nun geh zur Kinderfrau.«

»Bringst du ... bringst du mich hin?«

Kyles schaute in Richtung der Apotheke. Pholen glaubte, Kummer in seiner Miene zu erkennen. »Nein. Lauf jetzt.«

Aber die Kinderfrau hielt sich nicht mehr im Hain auf. Pholen wußte, daß das ein schlechtes Zeichen war; sie würde nach ihm suchen und wäre verärgert. Alle waren verärgert. Er steckte in großen Schwierigkeiten. Und noch immer hatte keiner sein Spinnenhaus bewundert. Und was am schlimmsten war, auch seine Spinne war böse auf ihn, weil er sie so durcheinandergeschüttelt hatte, um mit Kyles Schritt zu halten. Im Innern der Druse sumimte sie wütend.

Niedergeschlagen und entmutigt trottete Pholen durch den winterlichen Hain, unter der Kolonnade hindurch und wieder hinaus in den Sprühregen. Er blieb in einer kalten Pfütze stehen. Schlamm sickerte klamm und kalt über seine Sandale. Tränen ließen seinen Blick verschwimmen.

»Was hast du denn da, junger Pholen?«

Eine tiefe Stimme und zwei verschwommene Kleckse. Pholen blinzelte; die Kleckse klärten sich zum Kaufmann Nikos, der einen Ballen Seide trug, und seinem hünenhaften Sklaven.

»Ich gehe nicht zur Kinderfrau!«

»Na gut«, meinte der Händler mit unbeteiligter Freundlichkeit, »dann laß es eben.«

»Und ich werde meine Spinne auch nicht wieder im Hain aussetzen!«

»Deine Spinne?«

»Wahrscheinlich hast du auch Angst davor.«

»Nein«, sagte der Kaufmann, »ich habe keine Angst.« Er trat in den Schutz des Säulengangs. Seine von tiefen Lidern überschatteten Augen strahlten freundlich; Pholen folgte ihm.

»Was macht deine Spinne da drinnen?«

»Sie ist böse auf mich.«

»Dann erzähl mir doch etwas von ihr. Woher weißt du, daß sie böse auf dich ist?«

»Hörst du das nicht am Summen?« fragte Pholen zurück. Aber offensichtlich war der Kaufmann dazu nicht in der Lage. Er schien überhaupt nichts von Spinnen zu verstehen. Nichts, nicht einmal die Dinge, die Pholen schon wußte, seit er sprechen gelernt hatte. Aber der Kaufmann stellte Fragen, lauschte so aufmerksam und beobachtete ihn so eingehend, daß Pholen alles erzählte, was er wußte. Er wußte weit mehr, als man ihm beigebracht hatte, weil er die Spinnen beobachtete und mit ihnen spielte. Keiner auf Eiland verstand soviel von Spinnen wie Pholen. Und während er Nikos erzählte, spürte er, wie seine Mutlosigkeit verflog. Er berichtete Nikos alles über ihre Babys, die Seide, den Hain, den Spinnenstein – insbesondere den Spinnenstein –, über das

Verhalten der Spinnen am Meer, ihre Freßgewohnheiten, ihre Seidenspinnerei und die Geburt kleiner Spinnen. Über die Pharmaka, die Mama herstellte, die verschiedenen Gewebearten der Spinnen und die Temperaturen und Aufenthaltsorte, die sie mochten. Immer weiter erzählte Pholen, wackelte mit seinen schlammigen Zehen vor Vergnügen, daß ihm ein Erwachsener so lange Zeit so eingehend zuhörte, weil der zu glauben schien, alles, was Pholen zu berichten wußte, wäre reines, kostbares Gold.

»Warum?« fragte Jaen.

Er stand im Türrahmen zur Apotheke. Ein schwarzer Wollumhang um seine Schultern war über scharlachroter Spinnenseide zurückgeschlagen. Böen süßer, für den verfrühten Frühling zu warmer Luft kamen mit ihm in die duftgeschwängerte Düsternis der Apotheke.

Er überrumpelte Arachne. In den ganzen vergangenen zwei Monaten des Streits über den Spinnenstein – Streitigkeiten voll kalter Wut und von Sehnsüchten durchsetzt – hatte Jaen niemals die Apotheke aufgesucht. Er war seit jenem ersten Morgen nicht einmal mehr zum Hain gekommen. Ihn in der Tür stehen zu sehen, irritierte Arachne, und aus ihrer Verwirrung heraus antwortete sie wahrheitsgemäß:

»Weil ich nicht anders kann.«

Einen Augenblick später fielen ihr all die anderen Antworten ein, die sie hätte geben können: Damit Amaura und Pholen den Hain kennenlernen können, wie wir ihn einst gekannt haben. Weil es als Herrin von Eiland meine Pflicht ist, den Hain zu retten, wie gering die Erfolgchancen auch sein mögen. Aus Dienst an der Göttin. Statt dessen antwor-

tete sie wahrheitsgemäß und erkannte die Wahrheit in diesem Augenblick erst als solche: Weil sie nicht anders konnte. Es stimmte. Sollte es so stehenbleiben.

Jaen betrat die Apotheke und schaute sich um. Seinem Blick entging nichts: Er musterte die auf dem Steintisch ausgebreiteten Pflanzen und Mineralien, die in den schrägstehenden Töpfen gefangenen Spinnen, das auf einem Regal gespannte mißgestaltete Netz, die kleinen Schalen von Pharmaka, die sich als nutzlos erwiesen hatten. Arachne sah, wie er jedes Detail betrachtete und in seine Einschätzungen dessen einfügte, was sie bislang geleistet hatte, und zu schnellen Schlußfolgerungen führte. Diese Schlußfolgerungen wären zutreffend.

»Du hast nichts entdeckt, was einen Unterschied ausmachen würde.«

»Nein. Nichts, das einen Unterschied bewirkt.«

»Und das wirst du auch nicht. Der Hain ist dahin, Arachne, er ist tot. Das wirst du nicht durch schiere Willenskraft ändern. Was immer du unternimmst – mit Pharmaka, Opfern oder Willensanstrengung – du wirst keine Veränderung bewirken.«

»Das nehme ich nicht hin.«

»Natürlich nicht«, antwortete Jaen. »Du hast niemals etwas hingenommen, was dir nicht gefiel.«

Er begann, über Dinge zu streichen: eine flache Schale mit Bilsenkrautsamen, einen Stößel, ein Stück eines von

einem Netz abgewickelten Seidenfadens, dessen klebrige Beschichtung noch nicht heruntergewaschen war. Er klebte an seiner Hand als blaßblaue Spur auf Fingern, die nicht so braun waren, wie Arachne sie in Erinnerung hatte. Jaen schabte die Seide an der Tischkante ab und veränderte dann ziellos ein wenig die Position einer kleinen, gestreiften Schüssel. Arachne sah die weißen Konturen der Knöchel ihres Bruders. Plötzlich und lebhaft erinnerte sie sich an Kyles' Hand, wie diese einen Weinbecher an eine Wand geschleudert hatte. In Jaens Anspannung, so erkannte sie, lag weniger Selbstbeherrschung; er getraute sich nicht einmal, die gestreifte Schüssel zur Hand zu nehmen.

»Wir werden morgen mit der Ebbe in See stechen.«

Obgleich Arachne damit gerechnet hatte, zuckte sie nun zusammen. Unerwarteterweise trat Jaen auf sie zu und nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände. Sie lagen zart und warm an ihren Wangen.

»Spinnchen«, sagte er. »Spinnchen ... ich bin gekommen, dich ein letztes Mal zu bitten. Laß mich den Stein nach Thera bringen. Um unserer beider willen. Bitte laß mich.«

Sein Umschwenken zur Zärtlichkeit machte sie fassungslos. Zärtlichkeit – jetzt? Zärtlichkeit nach den Argumenten, die sie einander um die Ohren geschlagen hatten, jetzt angesichts der Beraubung, um deren Genehmi-

gung er sie bat? Arachne konnte es nicht glauben. Sie hielt es für eine List, die für sie beide schändlich war. Doch als sie sein Gesicht eingehend betrachtete, wurde ihr klar, daß sie sich irrte. Seine Zärtlichkeit war echt. Und sein Zorn ebenso, der in die Zärtlichkeit eingeschlossen war, wie Gesteine einander umschließen, nachdem große Hitze sie geschmolzen hatte, und die dann gemeinsam an einer Felswand gefährlich übers Meer hinausragten.

»Laß mich.«

Sie löste sich aus seinen Händen. »Nein, Jaen. Niemals. Wie kannst du auch nur *noch fragen?*«

»Laß uns lieber darüber reden, wie du dazu kommst, es abzulehnen. Was bringt dich auf den Gedanken, du könntest die einzige sein, die in der Lage ist, den Hain zu retten? ›Weil ich nicht anders kann‹ – Ist denn der Hain eine heilige Mission, eine weihevollen Aufgabe, die nur dir anvertraut ist? Arachne und nur Arachne kann daran etwas ändern?«

»Niemand anders scheint sich darum zu kümmern.«

»Oh, nein. Niemand anders glaubt, seine Vorstellungen wären die einzig erfolgversprechenden. Aber das war schon immer deine Haltung, nicht wahr? Schon seit unserer Kindheit.«

»Ich dachte immer, als Kinder hätten wir uns stets nach deinen Launen gerichtet.«

»Aber nur mit deiner Genehmigung.«

»Jaen, du willst den Hain gar nicht retten. Du möchtest ihn als Austauschware für Thera und für Ikeria. Warum willst du das denn nicht zugeben? Unaufrichtigkeit gehörte nicht zu deinen Schwächen.«

»Und Selbstbetrug nicht zu den deinen. Schau dir an, was du machst, Arachne: Du bäumst dich gegen den Tod des Hains auf und setzt jedes verfügbare Quentchen Willenskraft und Anstrengung ein, um dir immer und immer wieder Schmerz zuzufügen. Es kümmert dich nicht einmal, wie blutig deine Verletzungen sind. Du schaust weder nach rechts noch nach links, siehst nichts anderes von Eiland als diese Mauer vor dir. Und warum? Um einer toten Sache willen. Das ist der Kern der Angelegenheit – all der sinnlosen Streitigkeiten zwischen uns in diesem Winter. *Der Hain ist dahin*. Er war bezaubernd, golden, hinreißend. Er bot eine wunderbare Sichtweise der Welt, die eingehüllt war in seine schillernde Pracht. Aber er ist dahin. Er hielt nicht vor. Du kannst die Welt nicht durch deine pure Willenskraft prachtvoll aussehen lassen.«

Arachne schwieg.

»Laß mich den Stein nach Thera mitnehmen.«

»Nein.«

»Arachne – alle weiteren Versuche mit den Pharmaka hier sind vergebens. Glaubst du tatsächlich immer noch, etwas Entscheidendes herbeiführen zu können, indem du

mit Drogen herumjonglierst, die keiner von uns richtig versteht?«

»Nein. Das glaube ich nicht.«

»Warum im Namen der Göttin machst du dann weiter?«

»Weil ich nicht anders kann.«

»Das ist keine Antwort. Ist es dir jemals in den Sinn gekommen, daß du vielleicht nicht ganz bei Verstand bist?«

»Ja«, gestand Arachne.

Er lachte. Jaen lachte. Arachne dachte, wenn ich mir Jaen vorstelle, dann immer lachend. Aber nicht so.

»Ja«, sagte er, »das käme dir auch noch in den Sinn. Es ist erstaunlich, wie viele Blinde sehen. Und du, Arachne, bist die blindeste Frau, die mir jemals begegnet ist.«

Sie blieb reglos stehen. Die blindeste Frau, die ich jemals gesehen habe ...

»Blind. Ja. Keiner denkt so geradlinig wie Arachne, keiner handelt so fähig, keiner sieht so wenig. Ganze Bereiche menschlichen Erlebens entgehen dir vollständig. Sag etwas. Verachtest du mich, weil ich den Stein mitnehmen will?«

»Du kannst ihn nicht mitnehmen, Jaen. Ich habe meine Meinung nicht geändert.«

»Das sagst du. Womit ist Kyles eigentlich dieser Tage so stark beschäftigt?«

»Kyles?« Die Frage brachte sie aus dem Gleichgewicht; bei Tag hatte sie ihren Ehemann kaum zu Gesicht bekommen und bei Nacht überhaupt nicht. Sein Fernbleiben kränkte sie. Deutlich sah sie Kyles' Hand mit dem Weinbecher und Jaens mit dem gestreiften Schüsselchen. Jaens Frage war nicht beiläufig; er beobachtete sie aufmerksam.

»Ich weiß nicht, was Kyles macht«, gab sie zu.
»Macht er denn etwas Ungewöhnliches?«

Jaen entspannte sich ein wenig. »Unsere Gäste bekommen ihn kaum zu sehen. Und dich auch nicht.«

»Ich möchte sie auch nicht sehen.«

»Und mich?«

»Jaen ...«

»Jaen, was?«

Sie antwortete nicht. Was hätte sie sagen können? Jaen, sei doch wie früher? Jaen, ich verstehe diesen Zorn nicht, der zu gewaltig ist, um alleine die Spinnenseide zum Gegenstand zu haben.

Er trat zu den schräggestellten Töpfen mit den Spinnen, an denen sie die Pharmaka erprobte. »Arbeitest du hier alleine?«

»Gewöhnlich.«

»Kyles hilft dir nicht?«

»Nein.« Er bemerkte die Traurigkeit in dieser einen Silbe und schenkte ihr einen Blick von so verständnisvol-

lem Mitgefühl, daß er plötzlich wie ein viel jüngerer Jaen aussah, wie der Verbündete und Freund. Arachne konnte es nicht ertragen. Sie sagte grob: »Manchmal hilft mir Cleis. Erinnerst du dich noch an Cleis, Jaen? An das hübsche Mädchen, mit dem du geschlafen hast, ehe du in See stachst?«

»Ich erinnere mich an Cleis. Sie wirkte nicht gerade wie das Mädchen, das ihr Leben den Pharmaka widmet. Ich sah in ihr nichts von deiner Halsstarrigkeit und deiner Direktheit.«

»Und sind das unangenehme Eigenschaften?«

»Wenn man damit leben muß, vielleicht.«

»Jaen. Warum bist du so böse auf mich? Doch nicht nur, weil ich den Stein nicht herausgeben will. Da ist etwas anderes. Warum? Was habe ich dir getan?«

Jaen schälte die dünne Seide von der Öffnung eines der Töpfe herunter, griff hinein und zog die Spinne heraus. Sie saß mit von ihm abgewandtem Gesicht auf seiner Handfläche. Arachne konnte ihre blitzenden, blinden, blutroten Augen sehen. Jaen, so wußte sie, sah ihre Spinndrüsen, zwei vorstehende Teile, die vergangene Nacht einwandfreie azurblaue Seide gesponnen hatten.

Er sagte: »Es gibt da das Laub eines Strauches, der in der Nähe von Thera wächst. Es heißt Ilo. Man kocht es und stellt daraus ein Pulver her, genau wie wir mit den Pharmaka verfahren. Wenn man das Pulver mit Wein

vermischt und trinkt, ruft es geistige Visionen hervor. Gewaltige, prachtvolle Visionen – alles nur aus dem zottigen Gesträuch. Manchmal genügt ein einzelner Busch.« Er schaute Arachne über die Spinne hinweg an. »Ein einziger, schäbiger Strauch, Arachne. Ein schäbiger Strauch gekochter Blätter, und du hast den Hain.«

Sie sagte deutlich: »Das kann ich nicht glauben.«

»Warum nicht?«

»Das geht nicht. Du kennst den Hain seit unserer Kinderzeit. Du hast es *gefühlt*. Was der Hain erzeugte, war nicht wie der berauschte Traum nach einem Übermaß an Wein oder irgendeinem Blatt – Jaen, du warst doch *dort*. Die Vision war so real wie das Gras und die Bäume. Es war nicht einmal eine Vision. Es war eine Erkenntnisweise, eine Tür, die sich öffnete, deutlich und wahrheitsgemäß. Genauso könntest du behaupten, das Sonnenlicht wäre nicht real. Du standest neben mir im Hain und hast es gesehen – ich habe gefühlt, wie du es gesehen hast!«

»Ich habe es gesehen. Aber ich wurde nicht davon verzehrt, wie du es augenscheinlich bist. Und ich verträgle auch nicht mein Leben und das meiner Familie über den sinnlosen Bemühungen, es nach seinem Tod noch retten zu wollen.«

»Ich glaube nicht, daß der Hain ganz tot ist.«

»Nur weil du es nicht glauben willst.«

»Aber du willst es. Du willst es, Jaen – du *willst* glauben, daß der Hain tot ist. Versetzen dich deshalb meine Rettungsversuche in solche Wut?« Ihre Stimme stieg an wie zu einer Frage, aber sie stellte keine Frage. »Warum *möchtest* du glauben, daß der Hain tot ist?«

»Das ist deine Auffassung, nicht die meine.«

»Warum?«

»Vielleicht«, antwortete Jaen, »habe ich endlich den kindlichen Glauben an eine unfaßbare Pracht aufgegeben.«

Und dann verstand es Arachne, nicht durch seine Worte, wohl aber durch seinen Ton. Er sagte »unfaßbare Pracht« im gleichen Ton, wie er vor zwei Monaten »Prinzessin« gesagt hatte: voller Verachtung, Sehnsucht und mit dem bitteren Spott dessen, der ausgeschlossen wurde, und es weiß. Arachne krampfte beide Hände um den dicken Rand des Steintisches und hielt ihn fest umklammert.

»Du hast nicht ... du bist nicht ... du bist so böse, weil du nicht ...«

»Weil ich nicht was?« fragte er in bedrohlichem Ton.

Arachne schloß die Augen.

»Weil du nicht selbst versuchst, den Hain zu retten. Du weißt, was der Hain darstellte: die Wahrheit, die das Leben antreibt. Nichts Geringeres. Was dich nun quält, ist die Tatsache, daß du es weißt, gefühlt hast, Teil des-

sen warst – aber nicht im ausreichenden Maß. Das alles forderte dich nicht genug, als daß du Rettungsversuche unternommen oder es über den Reichtum von Thera gestellt hättest oder daß es eine Veränderung in dir bewirkte. Und du wünschst von ganzem Herzen, daß es anders wäre. Also zerstörst du es nun.«

Kein Laut erklang in der Apotheke. Arachne schlug die Augen auf. Jaen stand noch immer mit der Spinne auf der offenen Hand und blickte sie darüber hinweg an. Sie konnte an seinem Gesicht ablesen, daß er das alles zuvor schon gewußt hatte, was natürlich stimmte. Nur für sie war die Vorstellung, daß er ausgeschlossen war, neu. Jaen hatte weniger empfangen als sie. Er war nicht als freudiges Ganzes geschaffen, war nicht herausgegriffen und in das Gewebe der Welt eingearbeitet worden. Sie hatte das nicht erkannt gehabt, er dagegen wohl. Mit seiner Intelligenz und Auffassungsgabe und der erhöhten Wahrnehmungsfähigkeit, die der Harn allen bescherte, hatte er seine Armseligkeit mit einer Deutlichkeit erkannt, die nur wenige erreichten. Diese Armseligkeit nahm er mit bitterem Groll hin – und er grollte auch ihr, weil sie sie nicht teilte.

Jaen grollte ihr wegen des Hains.

Angstvoll schrie sie hinaus: »Ich dachte, du besäßest ihn ebenfalls! Hätte ich gekonnt, ich selbst hätte ihn dir geschenkt!«

Jaens Gesicht wurde weiß; in dieser Blässe funkelten seine schwarzen Augen. Er stürzte auf sie zu, und einen Augenblick lang glaubte sie, er würde sie schlagen. In seiner Stimme lag soviel leidenschaftlicher Abscheu, daß sie zusammenzuckte; es wäre ihr noch lieber gewesen, wenn er sie geschlagen hätte. »Ich habe es nicht nötig, von dir diese Pracht aus zweiter Hand geschenkt zu bekommen. Ich bin kein Bettler, Arachne, nicht einmal dir gegenüber. Dir gegenüber am allerwenigsten. Jetzt nicht und niemals. Ich werde nicht betteln.«

Er schloß seine Hand. Der Panzer der Spinne knirschte und splitterte. Breiige Stückchen sickerten durch seine Finger. Er machte die Hand auf. Die Überreste fielen zu Boden.

Jaen trat hinaus in das klare Frühlingslicht.

12

Eine Hand faßte im Dunkeln nach ihr. Arachne hatte geträumt; sie umklammerte die Hand und fuhr hoch auf ihrer Liege. Sternenschein vom Fenster her umriß Kyles' massige, ruhige Silhouette. Ein Glücksgefühl durchströmte sie, und sie zog seinen Handrücken an ihre Wange. Es war so lange her.

»Kyles.«

Etwas Hartes streifte ihr Gesicht: ein Metallreifen, den er ums Handgelenk trug. Arachnes Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Kyles' Silhouette wirkte zu massig, zu breit. Zuerst konnte sie sich nicht denken, woran das lag, dann begriff sie, daß er Rüstung trug.

Kyles trug Rüstung.

»Arachne. Nikos und Jaen haben vor der Südküste Anker geworfen. Beide Schiffe.«

Sie gab sich alle Mühe, den Schlaf abzuschütteln und zu begreifen, was er gesagt hatte. »An der Südküste? Nein – sie sind doch vor zwei Tagen in See gestochen.«

»Nein. Die Schiffe haben nur außerhalb der Sichtweite von Eiland einen Bogen gezogen. Ich nehme an, sie wollen beim ersten Tageslicht an Land kommen.«

»An Land? Wie konntest du wissen ...?«

»Beobachter. Bestochene Sklaven.«

Sie gaffte ihn an.

»Sie wollten Eiland im Sturm nehmen«, erklärte Kyles. »Das wird ihnen nicht gelingen.«

»Nehmen ...«

»Sie wollen den Stein!«

»Das würde Jaen niemals tun!«

»Er wird es versuchen. Aber es wird ihm nicht gelingen.«

In der Stille hörte Arachne das leise Plätschern der ruhigen See. Hinterm Fenster schienen groß und klar die Sterne.

Kyles sagte: »Nikos kann nicht alle Männer gleichzeitig von Bord an Land bringen. Sein Erfolg hing von dem Überraschungsüberfall ab und davon, daß wir glaubten, sie wären fort. Wir werden sie an der Südküste bei der Landung angreifen und gegen sie kämpfen.«

»Wer?« rief Arachne. »Wer wird gegen sie kämpfen?«

»Eiländer. Deine Armee.«

Arachne packte ihn. Ihre Finger stießen auf kühles, hartes Kupfer. Aber es gab nur wenig Rüstungsgegenstände auf Eiland, nur verrostete Stücke, die mit Delernos' Hofstaat vor fünf Generationen hierher gekommen waren. »Was für eine Armee? Mit was soll die kämpfen?«

»Die Männer, die ich in zwei Monaten zusammenholt und ausgebildet habe. Mit den Rüstungen und Schwertern, die unsere Schmiede hergestellt haben.«

»Du hast mir nicht gesagt, womit du dich beschäftigst!«

»Du hast mich nicht gefragt«, antwortete Kyles. Aus seiner ruhigen, stahlharten Stimme hörte sie den unbekannten Kyles, der heimlich friedliche Eiländer zum Kämpfen ausgebildet und Bronzeschmiede angeregt hatte, alte Rüstungen zu kopieren. Nein, nicht »unbekannt« – sie erkannte diesen Kyles. Er war nicht unerkannt gewesen, eher unbeachtet. Unbeachtet, wenn auch nur von ihr: *Womit ist Kyles eigentlich dieser Tage beschäftigt?*

»Du hättest es mir sagen sollen!«

»Wenn ich es dir gesagt hätte, hättest du es verbieten können. Eiland gehört dir«, erklärte ihr Ehemann.

»Du hättest es mir sagen sollen. Um den Spinnenstein zu behalten – du kannst nicht wissen, ob ich es verboten hätte, da es um den Erhalt des Spinnensteins ging.«

»Es bedeutet Blutvergießen, Arachne.«

»Aber ...«

»Gegen Jaen?«

Das hatte sie nicht bedacht. In ihrer Fassungslosigkeit angesichts der Waffen, der Schiffe und Kyles', hatte sie den eigentlichen Kern nicht bedacht. Blutvergießen. Kampf. Tod.

»Gegen Jaen?« fragte Kyles schonungslos.

»Kyles ...«

»Verbiet es mir jetzt. Verbiete es mir, und ich lasse Jaen landen. Und den Stein holen.«

Das würde er. Sie hörte aus seiner Stimme, daß er sich an das halten würde, was sie beschlösse, nicht aus Vertrauen, sondern aus reiner Grausamkeit. Er wollte, daß sie die Entscheidung traf: Ihren Bruder bekämpfen, den sie an seiner Statt geliebt hatte, oder den Hain verlieren.

»An der Südküste oder am Rand der Villae selbst kann ich ihn aufhalten. Wenn du ihn bis zur Villae selbst kommen läßt, wird der Kampf schlimmer. Du kannst ihn natürlich auch den Stein holen lassen«, sagte Kyles, und diesmal hörte sie nicht nur die Grausamkeit heraus, sondern auch bittere Freude. Und doch wußte sie in ihrem Innersten, daß, wenn sie zum Fenster liefe, um sich von der Klippe zu stürzen, Kyles ohne Zögern sein Leben bei dem Versuch gäbe, sie zu retten.

»Arachne. Entscheide dich.«

Zitternd versuchte sie aufzustehen, und Kyles trat einen Schritt zurück. In seiner Hand blitzte etwas: das silbrig-metallene Schwert, das Ikeria ihm geschenkt hatte. Mit dem Schwert einer theranischen Prinzessin würde ihr Ehemann versuchen, Jaen zu töten.

»Entscheide dich.«

»Nein! Ich bin nicht dazu in der Lage! Nicht zu einer solchen Entscheidung!«

»Dir gehört Eiland«, wiederholte Kyles. »Dir und Jaen. Das hast du oft genug deutlich gemacht. Also entscheide dich.«

Arachne schlug sich die Hände vors Gesicht.

Kyles fuhr fort: »Wisse eines: Wenn Jaen den Stein mitnimmt, wird er ihn niemals zurückgeben. Nikos würde niemals glauben, daß es sonst den Aufwand wert wäre. Auf Eiland werden keine Spinnen mehr brüten, es wird keine Seide zum Weben mehr geben, keinen Hain und auch nicht das Licht, das er schenkte.«

Sie packte seinen Arm. »Du hast es erkannt, Kyles? Du wußtest, was der Hain bedeutete?«

»Ja.«

»Jaen wird nicht kämpfen. Wenn er deine Leute an der Südküste warten sieht – er rechnet doch mit keinem Widerstand, mit der Notwendigkeit von Blutvergießen. Wenn er sieht, daß ein Kampf bevorsteht, wird er zurückweichen.«

»Nein. Das wird er nicht. Entscheide dich, Arachne. Halte ich Jaen auf, oder lasse ich ihn den Stein holen?«

Ein Zucken schüttelte ihren Körper. Kyles blieb ungerührt. Langsam und qualvoll begann Arachne schließlich zu sprechen.

»Halt ihn auf.«

»Wir werden die Frauen, Kinder und Alten von der Südküste zur Villae schicken. Sieh zu, daß ihr sie unterbringt. Laß aus den Magazinen Lebensmittel, Wein, Decken, Wasserfässer an den Strand schaffen, damit wir aushalten können, falls Nikos uns zu belagern beschließt. Suche Frauen heraus, die etwas von Wundversorgung verstehen und schicke sie mit Medikamenten und Verbandszeug. Komm nicht selbst. Teile mir halbwüchsige Jungen und Mädchen zu, die ich als Kuriere einsetzen kann – sie werden nicht in den Kampf verwickelt werden – und schick mir die Priesterin. Sag ihr, sie soll Totengaben vorbereiten.«

»Jaen wird nicht kämpfen.«

»Doch, er wird«, erklärte Kyles und schritt hinaus in die Finsternis.

*

Die Frauen, die älteren Kinder und alten Männer arbeiteten die ganze Nacht beim Schein von Lampen und Fackeln. Später spendete die Morgendämmerung ausreichend Licht. Gerstenmehl, Trockenobst, Käse, Bohnen und Wein aus den Lagerhäusern wurden in Körbe gepackt. Die Bauern- und Fischerfamilien von der Südküste schlepten sich mit Kindern, Sklaven und ihrer Habe den langen, unebenen Hang zur Villae hinauf. Im Dunkeln

hüpften ihre Fackeln und ließen bald einen bepackten Arm, einen Eselrücken oder ein weinendes Kind sehen. In der Villae kümmerten sich die Eiländer um die erschöpften Esel. Sie wurden versorgt und am nächsten Morgen neu mit Vorräten für den Rückmarsch beladen.

Erschreckte, zornige und fassungslose Frauen kamen zu Arachne gelaufen, wo sie arbeitete. Die älteren Frauen, die den Hain am längsten kannten, sagten wenig. Sie wollten nur die Wahrheit wissen und die neuesten Meldungen hören. Arachne, die von den Vorratspacken in ihre runzligen Gesichter und schwarzen Augen hochsah, bestätigte es, Kyles und einige Männer von Eiland würden um den Erhalt des Spinnensteins kämpfen. Sie sprach nur diesen einzigen Satz ohne jede Veränderung von Tonhöhe, Tempo oder auch nur dem geringsten Wort. Die Frauen hörten aus diesem gleichmäßigen Ton die niedergeschlagene Ergebenheit höchsten Schmerzes und entfernten sich widerspruchslos. Im Fackelschein wirkten ihre Augen wie tiefe Brunnen.

Jüngere Frauen kamen mit quengeligen Kindern auf den Armen, die an ihren Chitons rissen oder an ihren Hälsen hingen. Sie kamen von Männern, denen sie gerade Rüstungen angelegt, die sie nie zuvor gesehen hatten, von Ehemännern, die eine Schlacht schlagen sollten, von deren Bevorstehen die Frauen nicht einmal etwas gewußt hatten. Da sie zu jung waren, den Hain gut oder oft erlebt

zu haben, glaubten sie, Arachne hätte den Kampf angeordnet, um die Seide zu behalten, für welche die Fremden doch so gut bezahlten. Die jungen Frauen, die um ihre Männer fürchteten, schimpften. Nach dem Auftritt der wenigen ersten hielten Cleis und Aretone sie von ihr fern. Eine sehr junge Braut, die nicht schimpfte, schlüpfte an ihnen vorbei. Sie hatte Arachne ein Tuch aus sehr feiner, ganz weicher Wolle gebracht, um der Herrin zu beweisen, daß Wolle ebenso schön sein könnte wie die Seide, um derentwillen Arachne ihren Mann töten wollte. Sobald die junge Frau Arachne voll ins Gesicht sehen konnte, verstummte sie und wich zurück. Das Wolltuch fiel zu Boden. Arachne hob es auf und wickelte einen Krug Öl hinein, der in einen Korb gepackt werden sollte.

Die Frauen arbeiteten bis zum Morgen. Müde Eiländer kamen und gingen und nahmen Körbe und Befehle mit. Als Arachne einmal gerade einen gefüllten Korb vom Lager durch einen Gang schleppte, sah sie eine Gestalt reglos mit nach Süden gewandtem Gesicht auf einem Dach stehen. Im hereinsickernden Licht vor Sonnenaufgang konnte die in einen Umhang gehüllte Gestalt Mann oder Frau, alt oder jung sein. Sie fragte nicht.

Als alles, was möglich war, getan war, warteten sie. Arachne, Amaura, Cleis, Aretone und eine weitere von Arachnes Frauen, Calthea, standen im Gang am Eingang zu den Lagerräumen. Sie froren in der Morgendämme-

runge und zogen ihre Umhänge enger um sich. Sie wollten sich nicht trennen und hatten doch nichts mehr gemeinsam zu tun. Schweigend blickten sie zum heller werdenden Himmel empor. In der Ferne stiegen Rufe auf – aufgeregte Rufe junger Stimmen.

»Das sind die Jungen, die die Nachrichten zwischen Schlachtfeld und Villae übermitteln werden«, erklärte Amaura. Von allen Anwesenden hatte nur sie ein wenig Farbe im Gesicht. Eine hektische Röte kam und ging zwischen Kinn und Wangenknochen. Ihre hellen, ausdruckslosen Augen funkelten, als hätte sie Fieber. Die ganze Nacht hindurch hatte sie mit unermüdlicher Verbissenheit gearbeitet, die keinem aufgefallen war.

»Sie haben sie bis jetzt schlafen lassen«, erklärte Cleis.

»Die armen Kerle«, sagte Calthea. Sie war schon über das mittlere Alter hinaus und hatte sechs erwachsene Töchter. Amaura schaute sie überrascht an.

»Wie lange läuft ein Kurier zwischen der Villae und dem Südufer?« wollte Cleis wissen. Ihre Stimme klang monoton von erzwungener Ruhe.

»Das hängt davon ab, wie schnell der Läufer ist«, erwiderte Aretone. »Als ich ein Mädchen war, legte ich die Strecke bei trockenem Boden in weniger als einer Stunde zurück, und es gab ein paar Jungen und Mädchen, die noch schneller waren. Herrin, du warst immer schneller.

Du hast mich bei den meisten Wettläufen geschlagen, weißt du noch?»

Arachne antwortete nicht. Offensichtlich hatte sie gar nicht zugehört. Sie starrte hinauf zu den Sternen, die am südlichen Himmel verblaßten. Ihre entschiedene Ent-rücktheit brachte Bewegung in die anderen, und eine leichte Woge von Groll flutete über sie hinweg. Plötzlich schien es von Bedeutung, die Herrin zum Antworten zu bringen, ihren Anteil an dem zarten Netz zu erzwingen, das sie knüpften, um sich selbst zu tragen.

»Erinnerst du dich, Herrin?« fragte Aretone. »Du hast die Mädchenwettläufe drei Jahre hintereinander gewonnen und diese törichte Kaalies hat deinen Großvater der Günstlingswirtschaft beschuldigt. Und jedes Jahr hast du gewonnen, und ich wurde zweite.«

»Ich wußte gar nicht, daß du Wettläuferin warst, Herrin«, bekundete Cleis laut.

»In jenem letzten Jahr«, berichtete Aretone, »schlugen ein paar Mädchen sogar einige der Jungen. Du. Kaalies. Aber keine von uns schlug jemals ...« Sie hielt inne.

»Jaen«, ergänzte Cleis zu laut.

Aretone wandte sich an Arachne: »Weißt du noch, Herrin? *Erinnerst du dich?*«

»Antworte«, befahl die Frau mit den sechs Töchtern grob. »Das ist das mindeste, was du uns dafür schuldest, daß du dich wie eine Närrin aufführst.«

Cleis stockte der Atem. Amaura riß die hellen Augen weit auf. Arachne wandte ihr Gesicht vom Himmel ab und schaute Aretone an. »Was ist das für ein Geruch?«

»Ich habe es schon vorhin gerochen«, antwortete Aretone, »aber nicht so stark. Pfui!«

»Es riecht, als ob etwas verfault«, meinte Cleis. »Fisch oder Fleisch.«

Amaura sagte: »Es ist der Hain.«

Der Wind drehte. Amaura hatte recht. Der Gestank wehte vom Hain herüber. Der Geruch war nun nicht mehr übelkeitserregend süß und nicht so sehr außergewöhnlich als vielmehr undenkbar für hier, für den Hain.

»Er ist gestorben«, stellte Amaura fest. »Und nun verfault er.«

Sie konnte die Genugtuung in ihrer Stimme nicht ganz verbergen. Die Ereignisse der Nacht hatten Amaura stark erregt; sie waren wie Suvas Geschichten voll von einem aufpeitschenden, geheimnisvollen Nervenkitzel, und diesen Nervenkitzel hatte sie auf Eiland niemals erwartet. Einen grausamen und künstlichen Teil in ihr befriedigte der Zerfall des Hains, weil er ein Schema vollendete. Sie stellte sich diese Schemen in Arachnes Webarbeiten vor, wie es immer zufriedenstellender wurde, je weiter es auf dem Webstuhl entstand. Amauras Wangen und ihre Stimme nahmen einen hohen Ton an. Sie hatte beflissen

und aufgeregt geklungen, als sie sagte, der Hain zerfiele. Sie hatte erfreut geklungen.

Arachne wirbelte mit solcher Heftigkeit zu ihrer Tochter herum, daß Cleis' kalte Hände zu ihren kalten Wangen flogen. Aretone trat nach vorn; die Frau mit den sechs Töchtern trat zurück. Doch ehe Arachne das Wort ergreifen konnte, brach der viele Korridore und Gebäude entfernte Hain in einem letzten, heftigen Todeskampf zusammen.

Arachne riß den Kopf zurück und verdrehte die Augen; den Frauen stockte der Atem, bis sie es einen Augenblick später ebenfalls spürten: Eine Woge von Todes-schmerz strömte vom Hain durch ihr Innerstes und war schrecklich und unheilvoll in seiner Vergleichbarkeit mit der alten Kraft des Hains. Cleis schrie auf. Der Fäulnis-geruch steigerte sich zu unerträglicher Verwesung und erzeugte ein so körperliches Gefühl von Verfall, daß die Frauen ihre Knochen erweichen fühlten und glaubten, ihre Haut würde breiig und madenzerfressen. Angst und Tod peitschten durch die gesamte Villae. Eiländer schrien auf; Kinder fuhren aus dem Schlaf hoch und begannen zu weinen.

Der Todeskampf dauerte nur einen Augenblick. Die kleine Gruppe im Korridor blieb danach mit zitternden Knien an die Mauern gelehnt zurück und rang nach Luft. In den Fenstern leuchteten Lampen auf. Durch Wände

gedämpfter Lärm sickerte in den Korridor. Cleis begann so heftig zu zittern, daß ihre Zähne klapperten. Aretone begann in taumelndem Zickzack den Gang entlangzulau- fen, daß sie von den Wänden des Korridors hin- und her- prallte. »Er ist dahin!« weinte Aretone, aber Arachne ging nun sichereren Schritts. Amaura rannte hinterdrein. Die anderen Frauen scharten sich dicht zusammen und stolperten in Richtung des Hains. In Arachnes Gesicht hatten sie alle eine besondere Erkenntnis gesehen, ir- gendein weiteres Entsetzen, das sie wahrgenommen hat- te, sie selbst dagegen in ihrem Erschauern nicht.

Sie fanden sie im ausgedörrten Gras des Hains nieder- gekauert. An ihrem Hals hing der weinende Pholen. Über ihnen stand die Kinderfrau und fuchtelte mit den Armen vor dem heller werdenden Himmel.

»Ich wußte es nicht, Herrin! Er ging fort, während ich schlief. Er plapperte den ganzen Abend davon, eine Spinne für sein Steinhaus zu holen, aber ich sagte ihm, nicht in diesem Durcheinander. Ich habe doch in seinem Zimmer geschlafen, und ich habe ihn nicht gehört, dabei habe ich doch in seinem Zimmer geschlafen ...«

Arachne beugte sich weit über ihren Sohn hinab. Pho- lens Weinen wurde leiser. Unter seiner gebräunten Haut war das Gesicht des Jungen weiß geworden. Seine Lip- pen und Augenlider wirkten geschwollen und steif wie pralle Blätter wächserner Pflanzen. Im Gras lag ein hoh-

ler, in zwei Hälften gespaltener Stein, an dessen Innenwand sich wunderschöne, rosafarbene Kristalle reihten und in dem ein zusammengerolltes Blatt steckte. Pholens Unterarm war ebenso bleich und glatt geschwollen wie seine Lippen und Lider; die Schwellung ließ den Arm übertrieben stämmig erscheinen. Auf der Innenseite des Handgelenks an der Schlagader zeichnete sich ein frischer Bluterguß ab, in dessen Mitte zwei rote Male so dicht beieinandersaßen, daß sie wie ein böser Pickel aussahen. Neben der prächtigen Druse lag die Spinne zermalmt in einem goldenen Schmierstreifen.

»Er wollte sie für sein Steinhaus«, schluchzte die Kinderfrau. »Ich habe ihn überhaupt nicht gehen gehört, ich bin von einem merkwürdigen Gefühl aufgewacht, ich schlafe doch im gleichen ... hier fand ich ihn im Hain auf dem Bauch liegend mit dem Gesicht an seinen Stein gedrückt. Er versuchte, durch das Blatt zu schauen und die Spinne anzustacheln, und ich sagte, ›Pholen, komm fort aus diesem Gestank«, dann schrie er plötzlich auf, der ganze Hain kippte, und ich konnte nichts sehen. Und als ich wieder sehen konnte, biß ihn die Spinne – biß ihn! – und wollte nicht loslassen, bis ich sie mit dem Stein zerschmettert habe! Wollte nicht loslassen! Eine Spinne!«

Sie standen alle wie vom Donner gerührt. Ein Kreis von Zuschauern, der wuchs, als immer mehr Inselbewohner herbeigelaufen kamen. Sie standen da, starrten

die Druse, die zermalnte Spinne und das gebissene Kind an.

»Ich habe sie heruntergeschabt und zerschmettert, und Pholen schrie und schrie und wollte gar nicht mehr aufhören ...«

Er hatte aufgehört. Die Schwellung hatte sich auf den Rest der kindlichen Züge ausgedehnt; sein Gesicht sah aus wie in Wachs modelliert, das noch ein wenig feucht und weich war. Seine Brust hob und senkte sich, gelegentlich flatterten seine Augenlider, ansonsten lag er völlig reglos. Arachne hielt ihn im Arm und verharrte ebenso reglos wie Pholen.

»Du hättest besser auf ihn aufpassen müssen!« kreischte Amaura die Kinderfrau an, aber die schaute nur zu Arachne.

»Ich schlafe doch in seinem Zimmer ...«

»Eine Spinne!« stellte Cleis fest. »Das ist doch unmöglich – eine Spinne!«

Ein schwaches Beben, das nicht von der Erde ausging, durchlief den Hain. Die Umstehenden fühlten es vorüberziehen, sie jedoch nicht durchströmen: ein leises Klagen in den winzigen Räumen zwischen der Luft, gefolgt von einer so tiefen Leere, daß die Eiländer blinzelten und sich umschaute, ob der Hain immer noch stand. Er stand unverändert. Die dünnen Blätter rührten sich im Morgenwind, und der Fäulnisgeruch hing über

dem Boden. Etwas anderes hatte aufgehört, etwas Unsichtbares, dessen Abwesenheit jedoch massiv spürbar war. Aus dieser massiven Abwesenheit heraus hob Arachne den Kopf von ihrem Sohn.

»Sagt Kyles, er soll sie den Stein holen lassen.«

Keiner rührte sich. Arachne befahl wieder kalt und deutlich:

»Laßt sie den Stein holen. Sagt es Kyles.« Pholen wimmerte in ihren Armen, und sie beugte ihren Kopf zu ihm hinab.

»Die Kurierjungen«, rief Amaura schrill. »Nein ... nein. Ich werde gehen.«

»Amaura«, keuchte Cleis. »Herrin...«

Aber Arachne schaute nicht hoch. Amaura lief aus dem Hain, daß ihre Sandalen über den Stein des Säulenganges klapperten.

Aretone sagte plötzlich: »Es sind viele Spinnen.«

Der Kreis der Beobachter erschrak. Ihre entsetzten Blicke schossen über Gras, Bäume und niedrige Sträucher. Eine Frau sah etwas Goldenes unter einem Blatt funkeln und begann zu zittern. Jemand unterdrückte einen Schrei, jemand schrie laut: »Ein Spinnennetz im Kinderzimmer!« und lief davon. Cleis bemerkte nur wenige Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt seidene Schleifen. Elfenbeinfarbig und feinfädig wie das Netz war, war es so gut wie unbemerkbar, wenn man nicht

speziell danach Ausschau hielt. Cleis' Haut kräuselte sich erst in ihrem Gesicht, dann auf ihren Füßen. Sie schaute hinab. Nichts kroch über ihre Füße, sondern sie waren unberührt zwischen den Riemen der Sandalen auf dem schutzbietenden Gras.

Arachne rührte sich nicht, bis Cleis und Aretone versuchten, ihr Pholen abzunehmen. Ihre Arme spannten sich fester um ihn, und sie stand auf. Pholen lag reglos mit dem wächsernen Gesicht über der Schulter seiner Mutter, mit herabbaumelnden Beinen. Arachne hielt ihr Gesicht in seinen Nacken vergraben. Als Cleis sie vorwärtszog, setzte sie sich in Bewegung.

Sie sprach kein Wort, bis sie zu ihrem Zimmer kamen. Dann sagte Arachne mit so gewöhnlicher Stimme, daß Cleis und Aretone erschranken: »Riecht mal seinen Nacken!«

»Leg ihn jetzt hin«, meinte Aretone liebevoll.

»Er riecht immer so süß. Ich hatte ihn fast vergessen, den süßen, warmen Geruch seines Nackens.«

»Herrin ...«

»Ich hätte diesen Duft nicht vergessen dürfen«, murmelte Arachne. »Ihn nicht, ihn wirklich nicht. Ihn.«

13

Amaura lief den langen Hang von der Villae zur Südküste von Eiland hinab. Sie lief über Ziegenpfade und Felder, über vom Winterregen angeschwollene Bäche, vorbei an zutageliegenden Felsauswaschungen. Amaura lief, bis ihr die Puste ausging, und dann ging sie, bis sie wieder genügend Atem zum Laufen geschöpft hatte. Olivenhaine zogen sich dahin. Wildblumen, Erdbeerbäume, Myrten und Hyazinthen blühten in ihren kurz andauernden Frühlingsfarben. Sie erstrahlten mit der aufgehenden Sonne, und ihr Duft zog in Wolken dahin, die Amaura beim Laufen durcheinanderwirbelte. Wo immer das Land an seinem unebenen Hang ein wenig anstieg, war blau und flach das Meer zu sehen.

Sie fühlte nicht den Boden unter ihren Füßen, nicht einmal, wenn sie stolperte. Alles andere war übernatürlich deutlich und scharf – der Geruch von Blumen und naher Minze, die süße Kühle auf ihrer erhitzten Haut, die grellen Töne des Vogelgesangs. Aber noch immer konnte sie ihre Füße nicht fühlen. Mit dem weißen Seidenchiton um sich herflatternd schwebte sie schwerelos über den Boden und wunderte sich selbst über die fehlende Berüh-

rung. Sie fühlte sich wie ein Vogel oder ein Wind, dem sich nichts entgegenstellte.

Etwas in ihr spannte zum Zerreißen. Es war ebenso wie die Schwerelosigkeit ein interessantes Gefühl: Furcht, aber auch nicht allzu große Furcht. Genau wie sie im Lagerraum nicht wirklich geglaubt hatte, daß es zu einem Kampf kommen würde – und sie hatte recht gehabt, es würde nicht dazu kommen! –, glaubte sie jetzt nicht ernsthaft, daß Pholen sterben würde. Beide Geschehnisse waren Teil eines Musters von der gleichen dunklen Schönheit wie Suvas Geschichten; zu diesem Muster gehörte auch der Zerfall des Hains, aber das hier war interessanter, weil es zu der Anspannung von ihrem Nacken bis zum unteren Ende ihres Rückgrats, weil es zu dieser kribbelnden Lebendigkeit führte. Bewußt stellte sie sich den Augenblick vor, da die Beißwerkzeuge der Spinne sich in das Gelenk ihres Bruders geschlagen und ihr Gift verströmt hatten. Sowie sie versuchte, sich das Bild auszumalen, gelang es ihr auch schon, sie stieß einen Schrei aus und bemerkte, daß er ebenso gellend war wie die Vogelschreie und die gleiche Dringlichkeit ausdrückte. Auch das ergab ein dunkles, zufriedenstellendes Muster.

Beim Laufen stellte Amaura sich vor, wie es sein würde. Wie ein Wind würde sie ins Lager fegen, wie ein weißer Vogel. Soldaten wären wie in Suvas Geschichten

in zwei Doppelreihen aufgestellt. Sie würden ernste Gesichter machen und wären bewaffnet, und ihre Rüstungen würden so blitzen, daß einem schwindelig wurde. Sie würden bereits Blut riechen, ihre Nüstern würden beben angesichts der bevorstehenden Szene, Nikos' Männer am Rand zum Wasser, Kyles' Leute dort, wo der steinige Strand in Felder überging. Sie würde zwischen den vorrückenden Linien als einzige Frau dahinfliegen, ohne den schlammigen Boden zu berühren. Die Männer würden erstaunt zu murmeln beginnen und dann verstummen. Sie würde brüllen, daß es keinen Kampf gäbe, und die Männer würden schließlich ihre Waffen senken. Natürlich würden die Eiländer ihren Stein nach wie vor nicht gerne aufgeben, aber angesichts der vorrückenden Reihen von Schwertern und Speeren wären sie ohnehin schon zu dem Schluß gekommen, daß das Leben dem Tod vorzuziehen war, und sie würden sie – die ganze Reihe bewaffneter, kräftiger, dunkelhäutiger, gefährlicher Männer – mit der Erlösung vom Tod aus ihren dunklen Augen ansehen. Sie, Amaura, die einzige Frau an diesem steinigen Ufer, dessen Kiesel selbst in der verbotenen Vorfreude auf Gewalttätigkeiten blitzten.

Nur daß es nicht zu Gewalttätigkeiten käme – dank ihr. Es käme zum finsternen Aufwallen von Blut, nicht aber zu Blutvergießen – dank ihr. Dank ihr, Amaura, die nicht den Boden unter ihren Füßen spürte und in der Be-

schleunigung dieses vollkommenen Augenblicks ahnte, daß sie ihn niemals spüren würde.

Amaura rannte eine kleine Anhöhe hinauf, die zu einem Hügel über dem Strand führte. Jaens und Nikos' Schiffe befanden sich näher am Ufer, als sie sich vorgestellt hatte. Kyles' Männer standen nicht wie erwartet in bewaffneter Linie, sondern in kleinen, schweigenden Gruppen. Sie trugen glanzlose Brustpanzer und einfache, schmucklose Helme, die sich dicht um ihre Köpfe schmiegen. Alle, Fischer, Töpfer, Bauern und Schmiede trugen schmucklose Bronzeschwerter und Schilde. Amaura erkannte Kyles, der die gleiche schlichte Rüstung wie die übrigen trug, zuerst an seinem Schwert. Die Sonne funkelte auf dem fremden, silbrigen Metall von Ikerias Geschenk, und Amaura lief auf dieses helle Strahlen am Rande des Wassers zu. Die Eiländer starteten sie an, als sie zwischen ihnen hindurch auf ihren Vater zulief. Kyles stand zwischen einem Bronzeschmied und einem Ziegenbauern, nicht um sich der Armee entgegenzustellen, die Amaura sich ausgemalt hatte, sondern nur vier Männern: dem rothaarigen Jugendlichen, der Nikos' Kurier und persönlicher Sklave war, und drei anderen, die steif hinter dem jungen Mann standen. Sie trugen glänzende Vollrüstungen und Helme mit Federbüschen, Schwerter und Speere, der Junge jedoch nur einen kurzen Chiton, einen weißen Wollumhang und goldene Armreifen. Sein schmales, schönes Gesicht

verzog sich voller Verachtung: um die Lippen, die Nasenflügel und die Wölbung seiner rötlichen Brauen. Amaura sah mit eigentümlich verschärfter Deutlichkeit jedes Detail der Gruppe von Männern und des kleinen, fremdartig geformten Bootes, das neben ihnen auf die grauen Steine gezogen war.

»Vater!«

Kyles drehte sich mit finsterem Blick zu ihr um.

»Ich bringe eine Nachricht!« Sie richtete sich vor den wartenden Männern auf. »Es gibt keinen Kampf. Mutter befiehlt, nicht zu kämpfen!«

Sie hörte den rothaarigen Jugendlichen kichern. Zwei der Gardisten hinter ihm tauschten spöttische Blicke aus. Der Schmied und der Ziegenbauer sahen einander an, und ihre Gesichter verzerrten sich in plötzlichem Zorn.

Nur Kyles' Gesicht wirkte ungerührt.

Amaura wiederholte: »Mutter sagt, es soll nicht gekämpft werden. Sie sagt, ihr sollt ...« Sie verstummte. Sie konnte nicht weitersprechen, nicht angesichts des theranischen Sklaven, der sie anfeixte, des gaffenden Schmieds und des steinernen Antlitzes ihres Vaters. Das entsprach nicht dem Muster, nein.

»Was ist geschehen?« erkundigte sich der Schmied. Er packte sie grob am Arm und ließ auch nicht los, als Amaura sich zu befreien versuchte. Kyles mischte sich nicht ein.

»Es gibt ein Sprichwort in Thera«, äußerte der Junge mit melodischer Stimme. »Soldaten, die nach den Launen von Königinnen kämpfen, kämpfen nach den Launen der Feinde.«

Der Schmied schüttelte Amauras Arm. »Was ist geschehen?«

»Der Hain! Der Hain ist ... eine Spinne hat Pholen gebissen! Eine Spinne ist giftig geworden ... der Hain verfault, und jetzt sind die Spinnen giftig!«

»Nicht möglich!« schimpfte der Schmied. »Du lügst!«

Der rothaarige Theraner lächelte. »Jetzt kämpft ihr schon nach den Launen von Insekten?«

Kyles fragte: »Und Pholen?«

»Er wird sterben!« schrie Amaura theatralisch, obgleich sie selbst nicht daran glaubte. »Mutter sagt, es soll niemand kämpfen!«

»Du kannst doch nicht wissen, ob der junge Herr sterben wird«, warf der Schmied ein. Er hatte noch immer die Nägel in Amauras Arm gegraben und betrachtete sie voller Abscheu. »Kyles – der Hain gehört *uns*!«

»Ist sonst noch jemand gebissen worden?« wollte der Bauer von Amaura wissen. Er schaute sie ebenfalls an, als ob sie eine üble Ausdünstung verströmte. Weitere Männer kamen herbei, um zuzuhören.

»Nein ...«

»Es ändert nichts, Kyles«, erklärte der Schmied mit leisem, leidenschaftlichem Ton. »Ob die Spinnen beißen

oder nicht, jedenfalls gehören sie uns. Ob der Hain sich verändert hat oder nicht, er gehört uns und der Stein ebenso.« Er schleuderte Amauras Arm von sich. »Eiland gehört uns! Und Männer kämpfen um ihren Besitz!«

»Männer schon«, meinte der junge Theraner mit wohlklingender Stimme. Er lächelte.

»Kyles ...«, hob der Bauer an und verstummte. Einen Augenblick lang sprach keiner ein Wort. Kyles stand mit der Hand am Griff des silbernen theranischen Schwerts, und Amaura sah mit Schrecken, daß der Griff zitterte.

»Kyles«, rief der Bauer noch einmal, und es war eine Forderung.

Der Schmied wurde lauter. »Eiland gehört uns. Wir haben nicht ins Herrschaftshaus eingeheiratet, wir besitzen keine großen Reichtümer oder Ländereien. Aber nichtsdestotrotz gehört Eiland uns, und wir werden alleine darum kämpfen, wenn es sein muß. So war es schon einmal beschlossen worden.«

»Sei still!« fuhr der Bauer ihn an.

Aber der Schmied wollte nicht schweigen. »So wurde es gesagt. Die Herrin mag vielleicht jemand anderen Interesse über die Insel stellen, wir aber nicht.«

»Du bist ein Dummkopf«, tadelte der Bauer den Schmied. Er drehte sich zu Kyles um. »Wir sind Männer von Eiland. Wir folgen dir. Entscheide dich.«

Kyles schwenkte den Kopf herum, um den Bauern in die Augen zu sehen. Ein konvulsivisches Zucken lief über sein Gesicht, danach blieb es so reglos wie zuvor bis auf seine Augen. Amaura sah den Blick ihres Vaters, hörte auf, sich den Arm zu reiben und blieb still stehen.

»Ja. Entscheide dich«, sagte auch der Schmied. Seine Hand spannte sich um das Schwert, das er selbst geschmiedet hatte.

»Nein!« schrie Amaura unwillkürlich. »Mutter verbietet euch zu kämpfen.«

Der theranische Jugendliche lachte. Kyles Faust schoß hoch und hieb gegen sein Kinn. Der junge Mann stürzte rückwärts und ruderte am Boden mit den Armen, wo er halb am Strand, halb im Wasser lag. Ehe Amaura bemerkte, daß die drei Gardesoldaten sich rührten, fielen sie schon über Kyles her. Er wurde entwaffnet, geschlagen und zu Boden geworfen; ein Speer war auf seine Lenden gerichtet. Gezogene Schwerter bedrohten Schmied und Bauern, die sinnlose Bewegungen vollführten hatten und gegen die eingeübte Leichtigkeit der Theraner direkt ungeschickt wirkten.

Der Junge rappelte sich hoch, blickte auf Kyles hinab und spie Blut auf ihn. Amaura sah in ihrer Benommenheit, daß der Theraner nicht einmal wütend aussah. Statt dessen lächelte er ein spöttisches, verächtliches Lächeln und vollzog eine leichte Handbewegung. Der Gardist, der den

Speer an Kyles' Lenden hielt, stieß zweimal zu. Kyles schrie auf. Ein paar Eiländer sprangen nach vorn, aber der Theraner sagte ruhig: »Wenn ihr angreift, ehe er seine Entscheidung gefällt hat, ist er ein toter Mann«, und die Eiländer blieben verwirrt stehen. Sie sahen, daß der Gardist mit dem Schwert nicht zu einem tödlichen Hieb ausholte, ja vielleicht nicht einmal auf eine Kastration aus war. Aber sicher konnten sie sich dessen nicht sein. Der Gardist lächelte leicht, spielerisch, voller Vergnügen an dem Schmerz und der Erniedrigung des Mannes am Boden. Noch ein Stich, und Kyles stöhnte auf. Sein Gesicht war verzerrt, schmierig von Schweiß, und die Augen traten ihm aus dem Kopf. Aus seiner Nase quoll Schleim.

Wieder stieß der Gardist zu. Dunkles Blut besudelte den Chiton zwischen Kyles' Beinen. Der rothaarige Jugendliche winkte mit der Hand und sprach von oben mit melodischer Stimme zu Kyles hinab: »Entscheide dich.«

Amaura drehte sich der Magen um. Die Angst um Kyles wich dem Zorn, dem funkelnden Zorn gleich einem geschliffenen Juwel. Sie war zornig auf den theranischen Jungen, wütend auf den Wachsoldaten, böse auf Kyles. Sie war wütend auf sich selbst, denn sie begriff plötzlich, daß sie niemals das Bild vergessen würde, wie man ihren Vater unter den Blicken eines spöttischen Sklaven und der Eiländer, die er anführen sollte, in den Dreck gestoßen hatte.

Kyles keuchte und wand sich. Er drückte die Hände auf seine Lenden. Aus zusammengebissenen Zähnen stieß er hervor: »Nehmt den Stein.«

»Nein!« brüllte der Schmied. Und dann: »Feigling!«

Der bewaffnete Sklave entfernte sich leichten Schritts von Kyles. Der versuchte sich zum Sitzen hochzurappeln und kippte vornüber. Amaura lief hinzu und kniete sich neben ihn. Die beiden anderen Gardisten wichen mit noch gezogenen Schwertern vor dem Schmied und dem Bauern zu dem Boot zurück. Unter den Männern am Strand erhob sich Gemurmel – Wut, Erleichterung und Zorn –, aber keiner trat nach vorn.

»Ich werde Nikos von eurem Frauen- und Insektenbeschluß berichten«, rief der Jugendliche und lächelte aus seinem geschwellenen Mund. Graziös kletterte er in das kleine Boot. Einer seiner Leute stieß es von den Steinen ins Wasser; die beiden anderen gingen rückwärts mit gezückten Waffen hinter dem Boot her, bis sie bis zur Taille im Wasser standen, dann kletterten sie nacheinander hinein. Sie begannen, auf das große Schiff zuzurudern.

»Feigling«, wiederholte der Schmied. Er wandte sich an die Männer am Strand und brüllte. »Wer will mit mir um Eiland kämpfen? Wer ist hier noch ein Mann?«

Einige Männer scharten sich um den Schmied – unsichere Männer, die einander fragende Blicke zuwarfen. Einige ärgerten sich, daß sie gekommen waren, andere,

daß sie zurückweichen mußten. In ihren Gesichtern standen das Entsetzen vor dem, was Kyles vielleicht geschehen war, fehlender Schlaf und Verwirrung. Verwirrung durchzog ihr Gemurmel: Damit hatten sie nicht gerechnet, mit dieser Anschuldigung, Demütigung und plötzlichen Entscheidung. Die Entscheidung erschreckte sie mehr, als Nikos' Armee das vermocht hätte, weil sie sie weniger verstanden. Sie fühlten sich in gewisser Hinsicht gefoppt, um etwas betrogen, das sie nicht einmal hätten benennen können, und in gewisser Weise auch vergewaltigt, wenn sie auch nicht hätten sagen können, wie. Die häßliche Szene am Strand hatte nicht nur Kyles, sondern jeden einzelnen von ihnen um etwas gebracht. Etwas war ihnen genommen worden, also mußte es einen Schuldigen geben. Sie rückten auf den Schmied zu, und der zog sein selbstgeschmiedetes Bronzeschwert und stellte sich gegen Kyles, der sie alle zwischen Kämpfen und Nichtkämpfen hin- und hergerissen hatte, zwischen den Launen von Königinnen und dem Aufgespießtwerden mit einem auf die Geschlechtsteile gerichteten Schwert.

Kyles wankte mit grauem Gesicht auf die Beine.

Amaura sah die Gesichter der Männer und ihres Vaters. Sie dachte erst gar nicht lange nach. Sie schoß zwischen Kyles und dem Schmied hin und her und schrie: »Alle Spinnen sind giftig! *Alle!* Eure Familien ... eure Familien befinden sich in schrecklicher Gefahr!«

Die Männer zögerten. Sie schauten einander und dann Amaura an: Ihr bleiches, erschöpftes Gesicht mit den fremdartigen hellen Augen. Sie wirkte auf sie, wie sie sich das vorher vorgestellt hatte: als schwerelose, weibliche Präsenz von übernatürlicher Macht. Aber gleichzeitig sah sie wie die junge Herrin, das heißt Kyles' Kind aus. Als solche zwang sie sie, an Kyles' zweites Kind zu denken, das an dem Unfaßbaren starb. Eine Giftspinne. Einige der Männer glaubten es nicht. Aber es verwirrte sie auch. Sie wollten Kyles nicht direkt ansehen. Sie hatten Angst um ihre Familien. Ihre neuen Schwerter hingen unbeholfen an ihren Hüften. Sie besaßen keine Tradition von Schlachtfeldehren.

»Eiland ist unser! Daran können die Lügen eines jungen Mädchens nichts ändern!« brüllte der Schmied, aber sein Geschrei war nicht mehr so selbstsicher wie eben. Die Männer nahmen den Unterschied wahr. Wieder schauten sie zu Amaura, die so aufrecht vor Kyles stand wie gespannte Spinnenseide und so leicht wirkte wie ein weißer Vogel mit seltsamen, hellen Augen. Die Männer begannen, sich zweier- und dreierweise umzudrehen und den Hang vom Ufer fort zu erklimmen.

Amaura wußte, welchen Eindruck sie auf die Männer machte. Es schien ihr in ihrem Augenblick der Macht, als beherrschte sie jedes Augenpaar und betrachtete ihre eigene Person von einem Dutzend verschiedener Blickpunkte aus. Diese schmale Gestalt stand zwischen ihrem Vater

und der Gewalttätigkeit, und Gewalttätigkeit und die Abwehr von Gewalttätigkeit loderten um ihr weißes Gewand und schimmerten um ihr angespanntes Gesicht. Der Glanz war schwindelerregend, und unirdisch wie eine Krone dunklen Lichts auf ihrem Kopf. Er verwandelte sie von einem gewöhnlichen Mädchen, das eine Heldentat vollbrachte, in etwas Geringeres und Bedeutenderes gleichzeitig: Sie spinn an ihrem eigenen, grellfarbenen Heroismus, damit sie später davon zehren konnte und sie alle mit klebrigen Fäden an sich zu binden vermochte, die ein berauschendes Muster ergaben, das nur sie sehen konnte.

Als die Hälfte der Eiländer kehrtgemacht hatte, lief der Schmied fluchend hinter ihnen her. Kyles rührte sich nicht. Ein paar Männer blieben am Strand, aber sie hielten sich ein wenig abseits von Kyles und Amaura und warteten, daß man ihnen Zeichen gab, näherzukommen. Der lange Landanstieg im Norden war gesprenkelt von den Männern, die gerade emporkletterten.

Amaura schob die Hand in die ihres Vaters. Er konnte nur unter Schmerzen stehen. Trotz ihrer fieberhaften Erregung kam jedes ihrer Worte langsam, als bedeutete es eine Gefahr für sie beide. »Du hast es nicht wissen können, Vater. Es war nicht deine Schuld. Du wußtest nicht, daß die Spinne Pholen beißen und diese Theraner ... du konntest es nicht wissen.«

Kyles antwortete nicht.

»Mutter wußte es auch nicht. Sie wußte nicht, daß Pholen gebissen würde, daß der Hain den Kampf nicht mehr wert wäre, und daß mit ihrem Widerruf dir... das widerfahren würde. Das.«

Noch immer schwieg Kyles. Rote Aderchen durchzogen das Weiße seines Augapfels und strahlten wie Spinnengewebe von den Pupillen aus.

Amaura rief verzweifelt: »Es tut mir so leid!« und schaute hinaus aufs Meer. Sie konnte es nicht ertragen, ihrem Vater ins Gesicht zu sehen, allerdings nicht wegen der rotgeäderten Augen. Wenn sie ihn anschaute, sah sie nicht nur den Theraner über ihm stehen, sondern auch Arachne und sich selbst. Eine Woge von Verachtung für Kyles durchflutete sie, und sie fragte sich: Hatte der Schmied recht? War es Feigheit, die ihn veranlaßte zu sagen »Nehmt den Stein«? Der Teil ihres Innern, der ihren Vater liebte, war entsetzt über ihre Verachtung, und der Teil, der von dem klebrigen Muster zehrte, zehrte auch von der Verachtung. Amaura erschauerte, schaute hinaus aufs Meer und ließ ihren Vater zu einem verwachsenen Pünktchen am Rande ihres Sichtfeldes schrumpfen. Sie konnte es nicht ertragen, sein Gesicht anzusehen oder die Stelle, aus der er blutete.

Die Sonne auf dem Wasser tat ihr in den Augen weh. Jaens und Nikos' bunte Segel tanzten auf und nieder und zogen fröhliche Muster in das morgendliche Meer.

Suva schöpfte einen übelriechenden Kräuteraufguß in eine Tasse. Der von der Kelle fließende, braune Strom erinnerte sie an etwas, woran, wußte sie aber nicht mehr. Sie versuchte angestrengt, sich zu erinnern, und blieb mit grotesk verzerrtem Gesicht stehen, so daß sich Kelle und Tasse zur Seite neigten. Die Tasse wurde voll und schwappte über. Als braune Tropfen auf Suvas Fuß träufelten, gluckste sie vor Schmerz. Heiß. In der Erinnerung war es nichts Heißes gewesen, also war das nicht der Kern der Erinnerung. Der mußte anderswo liegen. Sie trug die Tasse zur Couch, auf der Pholen unter der Obhut der Herrin ausgestreckt lag, und dann fiel ihr der dunkle Raum ein, wo es sich abgespielt hatte.

Der kleine Junge lag nackt in dem überheizten Zimmer. Er lag ruhig und schien keine Schmerzen zu leiden. Seine Augen waren geöffnet, doch sie starrten blicklos ins Leere als schwarze, glänzende Kreise, deren obere Bögen durch die geschwellenen Lider überschattet wurden. Die wächserne Schwellung hatte seine Züge noch immer aufgebläht, insbesondere die Augenlider. Sein Arm rund um den Biß war gerötet und über den von den

Fängen der Spinne hinterlassenen Löchern hatten sich Krusten gebildet. Sein Atem ging flach und leise und flutete wie friedliche Wellen gegen die Wände.

»Kind, Kind, Kind«, säuselte Suva. Ein halbfertiges, wäßriges Bild zerrte an ihr: Ein anderes Kind, ein Kind, das sich wehrte, was für ein Kind? Suva lief schreiend durch die Gänge der Erinnerung, streckte die Arme weit über den Kopf und floh vor dem wäßrigen Kind. Es lief ihr nicht nach.

»Suva«, befahl Arachne, »gib ihm zu trinken.«

»Kind, Kind, Kind.« Suva hielt die Tasse hin. Arachne hob Pholens Kopf, und die beiden Frauen konnten den Großteil der braunen Flüssigkeit seine Kehle hinabgießen. Sie brannte in seinem Mund, aber er zuckte nicht zusammen. Ein paar Augenblicke später begann er zu schwitzen; es war stark riechender Schweiß, viel zu intensiv für ein Kind.

»Schwitz es aus, schwitz es aus, schwitz es aus«, sumnte Suva. Sie drehte den kleinen Jungen auf die Seite und massierte sanft die Haut über der Spalte von Pholens Hinterbacken. Ein Stoß Urin strömte aus dem kleinen Jungen. Als er nachließ, hob Arachne ihn auf die Arme und schüttete klares Wasser in seinen schlaffen Mund. Suva schlurfte zum Feuer, um es höher zu schüren. Pholen mußte schwitzen.

»Er sagte, ich müßte eine Göttin sein«, sagte Suva laut und ihr Gesicht verzog sich in Falten. Der verfluchte Jaen

war von den Toten zurückgekehrt, also war er ein Gott. *Dann mußt du eine Göttin sein, Suva. Du hast uns doch immer erzählt, du seist aus dem Meer gekommen, weißt du noch?* Aber wenn sie eine Göttin war, dann mußte sie Pholen im Handumdrehen vom Tode erretten können. Sie brauchte nur zu nicken, die kreisenden Vögel herbeizurufen, und Pholen würde über dem Meer durch die Luft schweben, und singen und singen. Jawohl! Sie flogen übers Meer, und Pholen warf den Kopf zurück und stieß einen Schrei aus ... das andere Kind hatte geschrien ...

Nein. Eine Göttin konnte dem Tod Einhalt gebieten, konnte ...

singen und singen ...

So war es. Sie trug eine männerabwehrende Rüstung, flog übers Meer und sang. Sie warf den Kopf zurück und lachte, ruderte mit den Armen und unter ihr im Meer das andere Kind ...

»Suva!«

Die junge Cleis stand erschreckt und empört im Raum. Suva ließ die Arme sinken und blickte furchterregend drein.

»Du hast *gelacht!*« erklärte Cleis.

»Du bist ein dummes Mädchen«, sagte Suva und warf ein weiteres Holzscheit ins Feuer. Funken stieβten hoch.

Aretone trat hinter Cleis ins Zimmer, und die beiden Frauen gingen auf Arachne zu. Cleis standen Tränen in

den Augen, aber Aretones strenges, hübsches Gesicht blieb in sich gekehrt, und sie sprach in festem Ton. »Alle in der Villae sind gewarnt, Herrin. Zwei andere sind noch gebissen worden, beides alte Frauen. Sie gingen zum Hain, ihn ein letztes Mal mit eigenen Augen zu sehen wie früher...«

»Ja«, erinnerte sich Arachne. »Wie früher.« Ihre Stimme klang schmerzlich.

»Spinnen kriechen vom Hain her durch die Villae. Eine wurde schon an der Ostmauer erwischt. Keine kriecht aufs Meer zu, demnach meiden sie immer noch die See. Daran hat sich zumindest nichts geändert«, meinte Aretone finster und legte eine Hand auf Pholens Stirn. Das Kind rührte sich nicht. »Die Menschen fliehen mit aller tragbaren Habe aus der Villae aufs Land zu Verwandten oder Freunden. Viele warten hinter der Südmauer auf die Rückkehr ihrer Männer. Einige sind schon wiedergekommen. Es verhält sich so, wie der Läufer berichtet hat: Es ist nicht gekämpft worden.«

»Hat sich *alles* so zugetragen, wie der Läufer berichtet hat?«

Aretone hörte die ängstliche Betonung in Arachnes Stimme. »Ja, Herrin. Wie man uns berichtet hat. Meister Kyles ... ist noch nicht zurück. Amaura auch nicht. Sie ist bei ihm.«

»Und dein Mann, Aretone?«

»Ist zurück. Er sagt, er hätte sich auf halbem Weg zur Villae noch einmal umgedreht, und da wären die ersten Theraner gerade an Land gegangen. Er hat einen Olivenbaum bestiegen, um es zu beobachten, Herrin.«

»Geh mit ihm zu eurem Gehöft. Geh mit meinem Dank. Und bringt Cleis zu ihrem Vater.«

»Nein«, widersprach Cleis. »Ich werde bleiben. Ich kann mich nützlich machen.«

Suva schnaubte.

Aretone erklärte: »Ich werde so lange bleiben wie notwendig.«

Suva brachte Pholen eine zweite Tasse Kräuteraufguß und begann, ihn ihm einzuflößen. Auf seinen Lippen zeigten sich bereits Blasen von der heißen Flüssigkeit. Ein Großteil floß wieder heraus, sickerte über seine Wangen und auf die durchnäßte Liege. Suva wischte Pholens Gesicht ab und starrte in seine offenen, blicklosen Augen.

Und dann setzte sich irgend etwas in Suvas Innerem in Bewegung.

Pholens Augen waren ausdruckslos und schwarzglänzend wie ein dunkler Spiegel, und in ihnen sah Suva die reflektierten Figuren neben dem Bett – Arachne, Aretone, Cleis und sich selbst – immer weiter schrumpfen, bis sie nur noch Pünktchen unter dem gekrümmten Gewicht von Iris und Lid darstellten. Alles Licht im Raum strömte

in Pholens schwarze Augen, wo es so dunkel wurde, bis der Raum selbst hineingesaugt wurde und sich in der schimmernden Schwärze verlor. Suva tastete durch die tiefe Finsternis, wo Dinge sich ohne Zweck und Ziel ereigneten. Kalte Winde heulten vorüber, und das zähe Schwarz sickerte um sie her. Es war nicht das blaue Meerwasser, das sie letztendlich ertränkte, sondern ein weit schlimmeres Schwarz, dieser brodelnde, erstickende Schlamm, der sich an den Mauern der Erinnerung emporstob und sie niederzwang, bis die letzte unter Kreischen nachgab und Suva sich an diesen anderen Tod, dieses andere Ertrinken erinnerte. Und dann fiel ihr alles wieder ein.

Sie lief ins schlammige Wasser, das ihr bis zu den Knien, der Taille, zur Brust reichte, um sich zu verstecken, und die Arme ihres Kindes schlangen sich zuckend um ihren Hals. Suva schrie das kleine Mädchen an, sie nicht zu erwürgen, sie müßten sich verstecken, aber das kleine Mädchen klammerte sich angesichts der Vorgänge am Strand hinter ihnen nur noch fester an sie und weinte weiter, und ihre Schreie wurden vom salzigen Wind davongetragen. Algen hingen an ihnen, als sie hinauswaten, Suva packte das schleimige Zeug und versuchte, es über ihre Köpfe zu hängen und dem Kind die Augen zu verdecken, damit es nicht das Grauen am Strand beobachtete. Das kleine Mädchen fühlte die kalten, schlüpf-

rigen Algen an seinem Hals, wischte sie fort und schrie nur noch lauter. Hinter ihnen ertönten Rufe, Wasser spritzte auf, und dann hatten die Sklavenjäger sie gepackt und zerrten sie zurück ans Ufer. Ihr Kind glitt aus ihren Armen.

»Sie hat einen Anfall!« schrie Cleis, und Suva hörte die Schreie der Männer und das Gebrüll vom Strand. Wie von Sinnen tastete sie durchs Wasser, schrie selbst und suchte den kleinen Körper durch das Netz von Händen, das an ihr zerrte. Irgendwo hier, oh, irgendwo.

»Packt sie, packt sie, sie hat Pholen!« kreischte Cleis, und so versuchte Suva verzweifelt, sie zu fassen zu bekommen, erwischte für einen kurzen Augenblick den kleinen Arm und sah wieder das Entsetzen in den schwarzen Augen leuchten. Dann wurde ihr das Kind aus den Händen gerissen, fiel zurück ins dunkle Wasser und ging unter. Männerhände zerrten Suva rückwärts bis fast ans Land und warfen sie nieder. Wellen fluteten über ihren Kopf, sie bekam keine Luft, sie ertrank.

»Bringt sie zum Atmen!« schrie Cleis, aber wie hätte sie atmen können, hatte sie doch den Körper ihres Kindes im Meer verloren, und ihre Hände hielten sie immer noch umklammert. Sie ohrfeigten und schlugen sie, bis sie aufhörte, sich zu wehren. Dann schob ihr der Sklavenhändler die Beine auseinander, während das Wasser immer noch über ihr Gesicht spülte und das große therani-

sche Schiff dahinter in den Rauchwolken von dem brennenden Dorf her schaukelte. Suva rang nach Atem, ruderte mit den Armen, wollte atmen, schreien, vergessen.

Und jetzt, da sie sich erinnerte und alles noch einmal durchlebte, schwanden ihr nicht die Sinne wie beim ersten Mal. Sie wußte, was als nächstes geschah, was ihr entfallen war. Der Unrat des Soldaten des Sklavenhändlers hatte sich in Suva ergossen. Unrat! Und im Unrat war es gewesen, im Schlamm, in den Algen, im Wasser, daß sie das Kind verloren hatte. Eines wurde zum anderen, und so mußte das Kind mit dem klebrigen Unrat in sie hineinströmen ... bei der ersten Vergewaltigung hatte sie es nicht begriffen, nein, sie hatte niemals überhaupt etwas begriffen von dem, was geschehen war! Der männliche Vergewaltiger hatte seinen Schlick in sie geschleudert und natürlich war das kleine Mädchen mit hineingerutscht! Ihre schwarzäugige Tochter ruhte sicher in ihrem Innern dank ihm! Dank ihm!

»Sie ist jetzt ruhiger«, sagte Aretone. »Helft mir, sie in ein anderes Zimmer zu bringen.«

Suva rappelte sich hoch. Der Rest der klebrigen Schwärze war in sie geflossen, und der Raum blieb im Frühlingssonnenschein zurück. Die Herrin stand an die Wand gelehnt und drückte Pholen an sich. Von seinem Arm sickerte Blut aus Kratzern von Fingernägeln; jemand hatte seinen Arm so grob gepackt, daß er blutete.

Cleis und Aretone ergriffen Suvas Arme; Suva konnte sich nicht denken, weshalb sie glaubten, sie gerade jetzt halten zu können. Sie waren Dummköpfe. Sie blieb ganz ruhig stehen, damit sie ihren Zugriff lockerten, und das taten sie dann auch. Suva blickte gütig zu der Stelle, wo Arachne mit Pholen im Arm stand, und lächelte ihnen zu.

»Ich habe mein eigenes Kind ertränkt.«

Cleis hielt den Atem an. Arachnes Augen wurden größer. Dummköpfe.

»Ihr versteht nicht«, erklärte Suva mit einem Lächeln. »Ich habe sie in Sicherheit gebracht. Vor den theranischen Sklavenhändlern. Das Kind ist nun in mir, weil ich es ertränkt habe. Für immer in Sicherheit.«

Suva wunderte sich, daß sie das bisher nie verstanden hatte. Wie hatte sie es nur übersehen können? Der Männerfluch, der Zerstörer war das Werkzeug gewesen, mit welchem sie ihr Kind in Sicherheit gebracht hatte. Suva warf den Kopf zurück und lachte und frohlockte in ihrem verkehrten Gerechtigkeitsgefühl. Und sie hatte es bisher nicht verstanden, ja nicht einmal gehört gehabt. Aber jetzt wußte, jetzt hörte sie es: Das kleine Mädchen mit den glänzenden schwarzen Augen in ihrem Innern.

»Hört ihr sie singen?« wollte Suva von den anderen wissen. Ihr Gesicht strahlte, leuchtete voller Triumph. Sie legte ihre Hände über ihren eingesunkenen Bauch. »Hört ihr? Sie singt und singt!«

Aretone wandte sich liebevoll an sie: »Komm Suva. Komm mit.«

»Und Pholen wußte es, der junge Meister Pholen *wußte* es«, wiederholte Suva verwundert. »Er war es, der mir als erster gesagt hat, was ich geworden bin.«

»Komm, Suva!«

»Er wußte es noch vor mir«, brabbelte Suva und lächelte Arachne zu: Es war das siegreiche, zärtliche, allmächtige Lächeln einer Göttin.

*

Sobald Aretone Suva aus dem Zimmer geführt hatte, legte Arachne Pholen wieder auf die Liege. Aretone kam zurück, ihre Füße huschten lautlos über den Steinboden.

»Ich habe sie in den Küchenräumen gelassen. Sie sitzt dort ganz ruhig und singt vor sich hin.«

Cleis platzte heraus: »Sie ist verrückt.«

»Ja«, bestätigte Aretone.

»Glaubt ihr, daß sie wirklich ihr Kind ertränkt hat?«

Aretone schaute zu Arachne und biß sich auf die Lippen. »Ja.«

»Aber wie konnte sie nur? Wie konnte sie das tun?«

Aretone erwiderte scharf: »Woher sollen wir wissen, warum die Menschen außerhalb Eilands das tun, was sie tun?«

»Sie wollte Pholen etwas zuleide tun.«

»Ich glaube ... sie wußte nicht, was sie tat. Sie schaute Pholen an, als sähe sie ihn gar nicht. Als sähe sie statt seiner etwas anderes.«

»Sie ist ein Ungeheuer!«

»Das wärest du wahrscheinlich auch, wenn du ihr Leben hinter dir hättest. Und jetzt schweig.«

Cleis gab Ruhe. Die beiden Frauen knieten neben Pholens Liege, Aretone entschlossen, Cleis zögernd; dort kauerte schon Arachne, die Arme um Pholens schwitzenden Körper geschlungen. Die anderen konnten ihr Gesicht nicht sehen. Aretone feuchtete ein Tuch an und wischte das Blut von den Kratzern am Arm des Kindes. Pholen rührte sich nicht.

Nach einer Weile setzte sein Atmen aus, hob wieder an, setzte erneut aus. Aretone stand auf und zog Cleis mit sich. Sie zerrte die jüngere Frau ein paar Schritte zurück, daß nur noch Arachne das Kind berührte. Aretone erschien das recht und billig; so hätte sie, die unglücklicherweise kinderlos geblieben war, es selbst haben wollen. Die einzige sein, die ihm nahe war, ohne daß fremde Leiber sich dazudrängten, nicht einmal eine Priesterin.

Und so kniete Arachne alleine und als einzige und hielt Pholen, und er starb.

Sobald alle Eiländer den Strand verlassen hatten, führte Nikos seine Männer am Südufer an Land. Die theranische Streitmacht bestand aus Sklaven, die schwere Lasten von Geräten und Ausrüstungsgegenständen schleppten, von einem erfahrenen Soldaten namens Tagas angeführten Söldnern. Jaen und ein Priester, der in einer verhängten Sänfte getragen wurde, begleiteten sie. Das Heer rückte als bewaffnete Kolonne auf die Villae zu. Nikos rechnete halb mit einem Hinterhalt – es wäre eine erfolgversprechende Taktik gewesen, die er an Kyles' Stelle angewandt hätte –, aber es erfolgte keiner. Die Eiländer, die sich bei Gehöften oder Hainen sehen ließen, verschwanden schnell in ihre gekalkten Häuser, sobald sie die Theraner sahen. Andere Eiländer zogen schwer bepackt mit ihrer Habe und ihren Kindern schnell davon.

»Flüchtlinge«, stellte Nikos mit einem Blick auf eine solche Gruppe fest. »Warum, Jaen?«

»Warum glaubst du wohl?« fuhr Jaen ihn an. Er wirkte schlecht gelaunt und niedergeschlagen; Nikos dachte, daß man ihn vorsichtig würde behandeln müssen.

Der Kaufmann wünschte keine unvorhersehbaren Umschwünge von Jaens Seite.

»Ziehen sie fort, weil sie einen Angriff von uns fürchten«, fragte Nikos, »oder um uns das Märchen von dem gebissenen Kind glaubhafter zu machen?«

»Vielleicht ist es kein Märchen.«

»Du kennst deine heimatliche Insel am besten. Aber das Gift scheint doch sehr plötzlich aufgetaucht zu sein und zu einer günstigen Zeit, um uns abzuschrecken. Ich habe noch nie gehört, daß harmlose Spinnen plötzlich giftig werden.«

»Wunder über Wunder.«

»Schaler Zynismus steht dir nicht, Jaen.«

»Ebensowenig wie dir die höhnische Vorspiegelung, dich für meine Meinung zu interessieren. Das ist ein Trick für Schäkereien. Überlaß ihn Ikeria«, sagte Jaen und ging weiter. Nikos sah ihm nachdenklich hinterdrein. Ja, man würde ihn sehr behutsam behandeln müssen.

In langsamem und vorsichtigem Tempo rückten die Theraner zur Südmauer der Villae vor, wo sie gegen Mittag anlangten. Keiner stellte sich ihnen entgegen. Die Villae schien verlassen. Tageas bat Nikos um weitere Befehle.

»Keine Barrikaden, Kaufmann. Könnte ein Hinterhalt sein. In diesen engen Gassen hätten selbst unausgebildete Einheimische einen Vorteil: Straßensperren weiter vorne,

uns von hinten einkesseln und von den Dächern aus angreifen. Mir gefällt das nicht.«

»Niemand wird angreifen«, meinte Jaen knapp.

Tageas schenkte ihm keine Beachtung. »Deine Befehle, Kaufmann?«

Nikos ließ den Blick über die Villae schweifen. Noch ehe er eine Entscheidung fällte, tauchte eine Gestalt zwischen zwei Häusern auf. Die Theraner griffen zu ihren Waffen.

»Aretone«, erklärte Jaen. »Tageas, sag deinen Männern, sie sollen diese lächerliche Angriffsstellung aufgeben. Sie ist nicht bewaffnet.«

»Wer ist sie?« wollte Nikos wissen.

»Eine der Frauen meiner Schwester.«

Aretone kam mit hoch erhobenem Haupt und aufrechtem Gang auf sie zu. Sie grüßte Nikos mit kaltem Spott, ohne eine Miene ihres gut geschnittenen Gesichts zu verziehen. Jaen würdigte sie nicht einmal eines Blickes; es war klar, daß er für sie nicht mehr existierte.

»Herrin Arachne schickt mich, dir zu sagen, daß du den Spinnenstein mitnehmen magst, wenn du es schaffst. Ihr werdet weder aufgehalten noch angegriffen werden. Aber ihr dürft in der Villae nur den Hain und den breiten Gang betreten, der von hier aus dorthin führt. Wenn einer nur einen Schritt aus den Kolonnaden tritt, werden Meister Kyles' Soldaten euch alle umbringen.«

»Ich glaube«, sagte Nikos glattzüngig, »ich sah zwei seiner Soldaten mit Kindern und Ziegen ostwärts ziehen.«

Aretone tat, als hätte sie ihn nicht gehört. »Hain und Stein sind euer. Plündert dort nach eurem Gutdünken. Aber die Spinnen sind giftig geworden, und sie sind aus dem Hain durch die Villae gekrochen. Herrin Arachne will, daß ihr das wißt. Ich hätte es euch nicht gesagt.«

Tageas lächelte.

»Noch eine Bedingung«, fügte Aretone hinzu. »Jaen betritt weder Hain noch Villae.«

Jaen riß den Kopf hoch und errötete. Seine Augen funkelten, seine Stimme jedoch blieb leise, fast flehentlich. »Aretone – ist Pholen tot?«

Sie reagierte nicht einmal mit einem Muskelzucken auf ihn. »Das ist alles, Kaufmann.«

Sobald sie gegangen war, meinte Tageas: »Dumm-dreiste Lügen. Deine Befehle, Kaufmann?«

Nikos überlegte. »Laß eine Vorhut den Gang hinab zum Hain und wieder zurück marschieren. Die Truppe sollte groß genug sein, die Falle zuschnappen zu lassen, sofern eine besteht, aber auch klein genug, daß wir notfalls auf sie verzichten könnten. Statte Sklaven als Soldaten aus; diesen Leuten fällt der Unterschied nicht auf. Stelle Dalien an die Spitze. Laß ihn beobachten, ob tatsächlich Spinnen den Hain verlassen haben und ob der Stein noch intakt ist.«

»Und wenn nicht?«

»Unternehmt nichts. Aber erstattet mir sogleich Meldung«, befahl Nikos. Und fügte hinzu: »Und Meister Jaen.«

»Ja, Kaufmann.«

*

Der Spähtrupp marschierte in die Villae, betrat den Hain und schritt wieder heraus. Sie hatten niemanden gesehen. Der große, runde Stein, so berichtete Dalien, läge unverehrt in der Mitte des Hains. Das ganze Gebiet stänke wie ein Schlachtfeld, obwohl kein Aas zu sehen wäre. Der große Stein selbst sei nicht die Quelle des Gestanks; er hätte daran geschnüffelt und ihn für geruchlos befunden. Einige der Männer berichteten, Spinnen gesehen zu haben, aber sie hatten sich ihnen nicht genähert, und das Ungeziefer war in Deckung geblieben. Im hellen Sonnenlicht waren sie schwer auszumachen.

Nikos war erfreut. »Schlagt hier in reichlichem Abstand zu den Mauern das Lager auf. Ein Drittel der unter dir stehenden Männer, Dalien. Volle Wachen rund um die Uhr. Tageas, wir beide werden eine bewaffnete Garde, die Sklaven und den Rest der Ausrüstung sowie den Priester mitnehmen. Ist er schon da?«

»Seine Sänfte ist gerade angekommen.«

»Laßt sie hier. Er wird zu Fuß gehen müssen. Gardisten an die Spitze und ans Ende.«

»Auf den Häuserdächern wäre besser«, meinte Tageas.

»Nein. Haltet euch an ihre Bedingungen; keiner verläßt den direkten Weg und den Hain.«

»Ja, Kaufmann.«

»Jaen?« fragte Nikos und wartete.

»Ich bleibe hier.«

Nikos verbarg seine Überraschung. Er glaubte nicht an sinnlose, trotzig Gesten; sie vergeudeten nur Energie. Daß Jaen dafür Sinn hatte, kam unerwartet. »Eine kluge Entscheidung.«

»Ich tue es nicht aus Klugheit«, entgegnete Jaen kalt. Seine zornigen und gequälten Blicke ruhten auf den Baumwipfeln, die über den Mauern der Villae gerade noch zu sehen waren. Nikos wahrte ein neutrales Gesicht. Es gab viele Arten sinnlos trotziger Gebärden.

Die theranische Truppe befand sich auf halbem Weg zum Hain, als sie in den Bereich des Gestanks kamen. Daliens Beschreibung war phantasielos, dachte Nikos. Söldner waren meist phantasielos und deshalb ungenau. Der Gestank eines Schlachtfeldes hatte nur oberflächliche Ähnlichkeit mit dem hier. Dieser war zugleich schwächer und übler, als handelte es sich um natürliche Verwesung, in die sich übernatürlicher Groll über den eigenen Zerfall mischte. Nikos kannte den Zorn des Sterbenden auf alles Lebende

und Gesunde sehr wohl. Er hatte Soldaten mit Wundbrand vor hilflosem Zorn zittern sehen, die Eiter ihrer faulenden Glieder auf die offenen Wunden anderer Männer strichen. Dieser Gestank entsprach dem irgendwie.

Am Hain opferte der Priester eine Ziege und goß unter Läuterungsgesängen ein Trankopfer aus. So viele Sklaven, wie um den Spinnenstein paßten, wurden eingesetzt, an seinen Seiten vorsichtig zu graben. Andere schaufelten die Erde ein Stück weg und häuften sie auf das ausgedörrte Gras. Soldaten standen reglos mit nach außen gewandten Gesichtern im Kreis darum.

»Ich sehe keine Spinnen«, erklärte Tageas mit einem Lächeln.

Nikos betrachtete den Mann. Phantasielos. »Ich habe eine gesehen, Tageas. Unter einem gefallenem Blatt, als wir die Kolonnade durchquerten. Sie meiden das Licht. Wie viele immer im Hain verblieben sein mögen, sie werden bei der Dämmerung herauskommen, bei der sie gewöhnlich ihre Netze spinnen. Es ist immer falsch, vor ausreichender Beobachtung ein Urteil zu fällen. Das solltest du nicht vergessen.«

Tageas' Lächeln erlosch. »Ja, Kaufmann.«

»Ja.«

Kyles kniete steif vor der Couch, auf der Pholen lag. Er legte seine große Hand auf die Stirn seines Sohnes, dann sein Ohr auf Pholens Brust und lauschte auf das fehlende Geräusch. Mit den Fingern zeichnete Kyles jeden von Pholens geschwollenen Zügen nach. Er schob die geschwollenen Lider hoch und blickte in die schwarzen Augen des Jungen. Er drehte Pholens Unterarm um und betrachtete schweigsam die verkrusteten Bißstellen. Schließlich ergriff er Pholens Handgelenk und beugte sich über die kleine Gestalt.

Amaura sah das Blut und den Schmutz in Kyles' Haar. Sklaven hatten ihn zur Villae tragen müssen, wo er seine Wunden alleine versorgt hatte. Niemand wußte, wie sehr er von dem theranischen Speer zerfleischt worden war. Daß er überhaupt stehen konnte, sprach für eine unbedeutendere Verletzung; die trockene Starre seines Gesichts sprach dagegen. Keiner wagte, die Hand auszustrecken, um ihn zu stützen. Keiner wagte, ihn zu direkt zu fragen, ob er entmannt worden war.

Eine lange Weile verharrte Kyles über seinen Sohn gebeugt.

Als er mit vornübergeneigtem Körper aufstand, kniete Arachne neben Pholen und wiederholte die formellen Gesten des alten Untersuchungsrituals. Pholens Leichnam war bereits gewaschen und in weiße Spinnenseide gekleidet. Als Arachne fertig war, schlossen sie und Ky-

les jeweils ein Auge ihres Sohnes und legten Bronzescheiben darauf. Arachne stimmte das Klagelied an. Aretone und Cleis sangen mit ihr, Cleis unter Schluchzen, Aretone mit dem gleichen trockenen Schmerz wie ihre Herrin. Nur Amaura konnte weder singen noch sich bewegen, nicht einmal um ihren kleinen Bruder mit der angemessenen Würde zu begraben.

Der Sarkophag stand bereit; Aretones Ehemann Akeumis hatte ihn hereingetragen. Im Gegensatz zu den Sarkophagen für Erwachsene war er weder aus Stein noch rechteckig, sondern aus gebranntem Ton in der Form eines länglichen Ovals mit einer breitrandigen, runden Öffnung oben. Es war eine abgeflachte Version einer mannshohen Amphore, wie sie gefüllt mit Wein und Olivenöl an den Wänden der Vorratskammern standen, nur daß sie weniger hoch war, allerdings ebenfalls mit zwei Henkeln an der Seite ausgestattet und außen völlig schmucklos. Ein dicht sitzender Deckel lag daneben auf dem Steinboden. Die Innenseite des Deckels war azurblau bemalt. Die Leben von kleinen Kindern, der kostbarste Wein der Göttin, wurden ihr unverhüllt in einem Leichenkrug dargeboten, nur die Deckel der Gefäße waren stets blau bemalt. Vertraute Dinge trösteten Kinder an fremden Orten. Pholen mochte sich vielleicht nach dem Himmel sehnen.

Kyles hob Pholen hoch und wankte zur Seite. Sein Gesicht war von Schmerz verzerrt, aber jeder der anderen

wußte wohl, daß man ihm besser nicht zu Hilfe eilte. Kyles sank mit grauem Gesicht auf die Knie und drückte seinen Sohn über dem Beisetzungsgefäß an sich. Dann ließ er ihn hineinsinken und schmiegte den kleinen Leichnam an die kühlen Wölbungen des Tons. Zu Pholen legte Kyles frische Feigen und Käse, einen kleinen Weinschlauch und ein kleines Figürchen der Göttin, die seinen Geist in sich aufnehmen und in sich neu erstehen lassen würde. Der Gesang der Frauen wurde schriller und unsteter im Rhythmus.

Als das Klagelied endete, legte Kyles den Deckel auf und versiegelte ihn mit Pech.

»Es wird nicht einmal eine Prozession zur heiligen Höhle geben!« weinte Cleis. »Keine Priesterin, keine angemessenen Opfer – alle sind fort!«

»Wir werden tun, was wir können«, sagte Aretone streng.

Sobald der Deckel versiegelt war, ergriff Kyles einen der Gefäßhenkel. Akeumis trat nach vorn, um den anderen zu packen, aber Kyles winkte ihn fort. Er versuchte, das Behältnis alleine anzuheben und verzog das Gesicht vor Schmerzen; dann hockte er statt dessen nieder und schlang die Arme um die Tonwölbungen. Er schaute Arachne an.

»Ich werde Pholen zum Weingarten, nicht zur heiligen Höhle bringen. Ich werde ihn dort auf den Feldern begrä-

ben. Alleine. Alles andere hast du mir genommen. Meinen Sohn werde ich behalten.«

Arachne fragte nicht, was er meinte, was sie ihm genommen hatte. Sie wußte es. Sie kniete neben den versiegelten Sarg und schmiegte ihre Wange an die Tonwand.

Amaura wußte nicht, was ihr Vater meinte, aber seine stille Bitterkeit machte ihr Angst. Etwas Trockenes, Hartes saß ihr in der Kehle. Sie wußte, was es war: Es war der zusammengeschrumpfte und festgebackene Morgen am Strand. Wegen des Morgens am Strand würde ihr Vater die Villae verlassen und niemals wiederkehren. Wegen dieses Morgens würde ihre Mutter ihn nicht begleiten; ihre Anwesenheit hätte alles zunichte gemacht, was von Kyles geblieben war. Kyles würde den Geist des kleinen toten Pholen mit sich nehmen. Und wegen dieses Morgens und vieler anderer Morgen, so begriff Amaura, würde er auch sie mitnehmen müssen. Sie hatte sich durch ihre Verachtung an ihn gebunden, als sie sich fragte, ob er ein Feigling war, durch ihren Schritt zwischen ihn und den Schmied, mit dem sie ihn so genüßlich verunglimpft hatte. Kyles sagte, Arachne hätte ihm alles genommen. Das stimmte nicht. Amaura wußte, daß auch sie ihm etwas genommen und dann seine Blöße verspottet hatte. Sie fühlte sich an ihn gebunden, weil sie ihn gekränkt hatte, und plötzlich begriff sie vage und sche-

menhaft, was es war, was sie in Suvas schrecklichen Geschichten derart faszinierte: die engen und dauerhaften Bande von Kränkungen.

Sie liebte ihren Vater, aber Liebe hätte sie nicht derartig verpflichtet. Die Kränkung war es, die sie band, die Kränkung, die sie selbst zugefügt hatte, die Kränkung, die gleichzeitig ihre Macht über einen anderen bewies und verringerte. Sie liebte Arachne nicht, weil sie niemals den Eindruck gehabt hatte, sie könnte ihrer Mutter wehtun. Dazu besaß sie nicht genügend Bedeutung und Profil. Arachne war nur verletzlich für den Hain, Jaen und Pholen. Amaura wußte, daß ihre Mutter nun von allen dreien durchbohrt worden war, doch als das Mädchen über der schweigsamen Gestalt mit der an das Beisetzungsgefäß gepreßten Wange stand, empfand sie nur Mitleid. Das erschreckte sie; schließlich war Arachne ihre Mutter. Aber die Trauer, die sie um Arachne empfand, war gering im Vergleich zu der Trauer um Kyles und um ihrer selbst willen. Und doch wußte sie, daß Arachne Pholen am meisten geliebt hatte.

Amaura schaute von ihrer Mutter zu dem Sarkophag, in dem ihr Bruder lag. Sie erinnerte sich an die flimmernde Sommerhitze und den Klippenrand, wo sie Pholen zum Weinen gebracht hatte und dann niederkniet war, um ihn zu trösten. Wieder spürte sie, wie sich der kleine, feuchte Körper in ihren Armen wand

und die schwarzen Locken ihre Schulter streiften. Pholens staubige runde Zehen hatten gegen ihre Knie gestoßen. Er hatte zu jammern aufgehört, als sie ihn in den Arm genommen hatte, und als Amaura daran dachte und in das Gesicht ihres Vaters blickte, begann sie zu weinen.

*

Nikos' Sklaven gruben und legten die Seiten des Spinnensteins frei. Sie waren so glatt und hart wie die Oberfläche, wenn auch nicht von der gleichen durchschimmernden Bernsteinfarbe. Bis zum späten Nachmittag hatten die Sklaven, die sehr vorsichtig gruben, um nicht den Stein selbst mit Pickel oder Schaufel zu treffen, die Erde bis in eine Tiefe von Manneshöhe abgetragen. Der Stein lag entblößt in einer Mulde schweren Lehms wie ein dicker Juwel auf schwarzer Seide. Die freigelegten Seiten verjüngten sich ganz allmählich nach unten. Nikos schätzte den Winkel auf fünf Grad.

»Keine Einkerbungen oder vorstehenden Kanten«, erklärte Tageas. »Es wird schwer werden, ein Seil daran zu befestigen.«

»Ein wenig tiefer, dort läuft er spitzer zu«, meinte Nikos. »Ich hatte mit Meister Jaen Stangen hinabgestoßen. Was meinst du dazu, Priester?«

»Wir besitzen in der Bibliothek keine Aufzeichnungen über derartiges. Über Wunder und sonderliche Begebenheiten – aber nicht über so etwas«, antwortete der Priester. Er war alt und schwächlich. Nikos hätte die größere Macht einer Priesterin vorgezogen, aber der kümmerliche Priester stammte aus einem Land, wo man vielen Insekten ungewöhnliche Kräfte zuschrieb. Außerdem war Ike-ria ein Mann lieber gewesen. Sie genoß es, die einzige Frau an Bord zu sein.

Nikos fragte: »Demnach kannst du uns nichts sagen, was uns weiterbrächte?«

»Ihr müßtet den Stein fortschaffen, ehe er einem von uns von Nutzen sein kann. Die Göttin hütet ihre Geheimnisse eifersüchtig.«

»Wie auch ihre Gefolgschaftsleute«, antwortete Nikos trocken. Er ging um den Stein herum und betrachtete ihn von allen Seiten. »Tageas, laß weitergraben. So viele Leute wie möglich in die Grube, die restlichen sollen anfangen, Bäume zu fällen und zurechtzuschneiden. Wir brauchen sie als Rollen, um den Stein in Bewegung zu setzen, wenn wir ihn draußen haben. Sägt die Bäume auf Längen zwischen der Breite des Steins und des Korridors. Ich habe den Säulengang vermessen. Die Säulen stehen zu dicht, als daß der Stein zwischen ihnen durchpaßte. Nehmt zwei Säulen heraus; einen Teil des Dachs werdet ihr ebenfalls abnehmen müssen. Und räumt den

Schutt aus dem Weg. Aber entfernt sonst nichts. Tageas, und verbiete deinen Männern, sich zu entfernen.«

»Jawohl, Kaufmann.«

Die Arbeit ging weiter glatt vonstatten. Äxte klangen auf Holz und Stein, und am Säulengang brüllten die Soldaten Befehle. Am Stein jedoch arbeiteten die Sklaven ruhiger. Immer wieder tauschten sie untereinander Blicke und schauten nach der untergehenden Sonne.

Eine halbe Armlänge tiefer begannen sich die Seiten des Spinnensteins scharf zu verjüngen. Die Sklaven kauerten in dem Graben, den sie ausgehoben hatten, und griffen unter den Stein, um die Erde in ihre Körbe zu füllen, welche an Seilen zum Leeren hochgezogen wurden. Unter dem Stein wandelte sich das verblässende Sonnenlicht zu Schatten. Als der Stein anderthalb Körperlängen freigelegt war, war der abgeschrägte Fuß des Felsens von oben schwer zu erkennen. Die Oberfläche schien schwerelos auf wabernden Schatten zu schweben. Nachdem einige der Bäume des Hains gefällt waren, reflektierte der Stein den Sonnenuntergang direkt. Er glänzte stumpf in bernsteinrötlichem Feuer.

»Legt ein Seil um den Stein«, befahl Nikos, »und zieht es mit Führungstauen fest. Wenn der Fuß sich weiter verschmälert, wird der Stein kippen.«

»Es sieht doch aus, als stünde er völlig im Gleichgewicht«, meinte Tageas.

»Trotzdem will ich nicht riskieren, daß er kippt. Ist die Kolonnade frei?«

»Fast.«

»Laß mich selber sehen.«

Nikos und Tageas schritten zum Säulengang. Stein-
stumpen lagen zerschlagen im Gras. Sklaven keuchten
vor Anstrengung, als sie sie zur Seite rollten. Nikos in-
spizierte den freigelegten Durchgang und nickte.

»Gut. Bringt es zu Ende.«

»Ja, Kaufmann.«

»Im Namen der Göttin!« japste der Priester. Er blickte
zum westlichen Himmel. Nikos schwenkte den Kopf
herum, um zu sehen, was los war.

Jenseits des Hains auf dem Kolonnadendach fast ge-
nau gegenüber der Stelle, wo die Sklaven arbeiteten,
stand eine reglose Gestalt, die sich vom Himmel ab-
zeichnete. Die Theraner sahen sie umrahmt vom verdorr-
ten Laub der Hainbäume vor dem blutigen Rot des Son-
nenuntergangs. Eine Falte ihres dunklen Umhangs trug
sie über den Kopf geschlagen und die Figur wies nir-
gendwo erkennbare Formen auf außer durch das Licht,
das sie von hinten anstrahlte. Ihre Reglosigkeit vor dem
blutigen Himmel ließ sie schwer wie Stein erscheinen.

»Ein Zeichen der Göttin«, hauchte der Priester.

»Nein, das ist es nicht«, widersprach Nikos rasch.
»Das einzige, was hier von der Göttin stammt, ist der

Spinnenstein. Konzentriere dich auf ihn, Priester. Deshalb haben wir dich mitgebracht.«

»Nicht bewaffnet«, konstatierte Tageas. Er schwenkte im Kreis, um den Rest des Kolonnadendachs abzusuchen. »Sonst niemand. Die Wachposten haben keine Annäherung gemeldet. Es muß Wege geben, von denen dein einheimischer Liebling uns nichts erzählt hat, Händler.« Er blinzelte in die Sonne. Beide Männer hielten zum Schutz die Arme über die Augen. »Ich kann nicht erkennen, ob es ein Soldat oder eine Priesterin ist.«

»Weder noch«, erklärte Nikos.

»Was meinst du, Kaufmann?«

»Es ist Herrin Arachne.«

Tageas zwinkerte erneut. »Dort oben? Warum?«

»Spielt es eine Rolle?«

»Es gefällt mir nicht«, sagte Tageas. »Ich mag keine Spitzel.«

»Sie bespitzelt uns nicht«, erklärte Nikos ruhig. Er ließ seinen Arm sinken. »Wir werden beide kein Wort davon gegenüber Meister Jaen erwähnen.«

»Nein, Kaufmann«, bestätigte Tageas und zuckte mit den Schultern. Der Priester antwortete nicht. Er starrte trotzig die Gestalt an, in der ein Omen zu suchen ihm untersagt worden war. Noch ehe Nikos ihn besänftigen konnte, ertönte der Schrei eines Mannes.

Die drei Männer liefen zum Spinnenstein, doch der Schrei war ein Stück dahinter erklungen. Ein Sklave, der einen Baum zerhackt hatte, lag zuckend am Boden und krallte nach seinem Gesicht. Andere Sklaven ließen ihre Äxte fallen und wichen zurück; das Grauen umgab sie so fühlbar wie Hitze. Eine halbe Spinne klammerte noch an der Wange des Mannes: Vorderleib, vier haarige Beine und die Fänge. Der Sklave packte noch einmal zu und riß kreischend den Rest fort. Zwischen seinen Schreien hörte man das Knirschen des Exosklettts der Spinne in seiner Hand.

»Noch eine!« schrie ein Sklave und deutete ins Gras. Er stieß ein paar Laute aus und rannte davon. Einer von Tageas' Söldnern erwischte ihn mit der Peitsche, und der Mann stürzte zu Boden. Ein anderer der Soldaten zertrat die Spinne und schmierte sie übers Gras.

»Wachposten zur Beobachtung von Boden und Luft«, befahl Tageas. Er atmete schnell. »Wir können einen Graben um den Stein legen und den Boden abbrennen. Das ist einigermaßen sicher, Kaufmann – der Boden ist nicht gefährlich trocken.«

»Dann fangt damit an«, erklärte sich Nikos einverstanden. »Laßt diesen Mann zum Lager tragen. Und bestraft den anderen, der weglaufen wollte. Statuiere ein Exempel mit ihm, Tageas, aber später.«

»Natürlich«, antwortete Tageas steif.

Der Sklave, der gebissen worden war, hatte zu schreien aufgehört. Er verdrehte vor Entsetzen die Augen, aber sein Körper wurde allmählich ruhig. Es lag fast so etwas wie Gleichgültigkeit in der Art, wie seine Hand ins Gras neben die zerquetschte Spinne fiel. Auf einer Wange zeichneten sich deutlich die roten Fänge auf der bleichen Haut ab.

Der Priester starrte zu der Gestalt auf der Kolonnade hoch. Sie hatte sich noch nicht gerührt.

»Sie war es nicht, die das verursacht hat«, erklärte Nikos so laut, daß alle es hören konnten. Ein Unterton in seiner Stimme ließ die anderen schneller arbeiten, aber der Priester schwieg weiter.

Der gestürzte Sklave wurde fortgetragen. Tageas hatte um den Stein einen flachen, kreisförmigen Graben gezogen, der auch die fertigen Gleitrollen und ein paar weitere Bäume einschloß. Sobald er fertig war, befahl er alle bis auf vier Sklaven außerhalb des Kreises. Die Männer entfernten sich ängstlich. Die rote Sonne tauchte den Rand des Säulengangs in Blut und verdunkelte die Silhouette der Gestalt im Umhang.

Aus großen Amphoren füllten die Sklaven den Graben mit Flüssigkeit. Tageas träufelte den Rest übers Gras innerhalb des Kreises und verteilte ihn in feinen Zickzacklinien. Die im Kreis verbliebenen Sklaven hoben lange Stöcke auf und stellten sich so weit von den Bäumen ent-

fernt auf, wie die Stöcke reichten. Schweiß glitzerte auf ihren Rücken.

»Jetzt!« befahl Tageas. Die Männer schlugen gegen die Bäume. In dem schweigenden Hain klang das Dröhnen von Holz auf Holz donnerartig. Von den Bäumen fielen toten Blätter, Rindenstückchen und goldene Pünktchen. Diese Pünktchen glühten heftig im roten Licht und gedämpft im Schatten der Bäume. Wenn die Spinnen am Boden landeten, huschten sie davon auf der Suche nach Deckung. Die Schläger kamen aus dem Rhythmus und schlugen in unregelmäßigem Mißklang die Bäume. Jemand schrie.

Der Mann, der dem Stein am nächsten stand, ließ seinen Stock fallen und stürzte zu Boden. Er schrie die ganze Zeit über. Die anderen warfen ihm entsetzte Blicke zu, schleuderten ihre eigenen Stöcke weg und rannten übers Gras. Spinnen huschten um ihre Füße. Ein Mann sprang über den ölgefüllten Graben und blieb mit hoch erhobennem Kopf vor Tageas stehen, wobei seine Fäuste sich öffneten und schlossen. Er zögerte, ehe er die Faust hob, doch Tageas schlug ihn bereits für die Absicht. Ein zweiter Sklave setzte über den Graben und lief weiter den Korridor hinunter. Ein Wachposten schlug ihn mit der Peitsche, und der Mann stürzte zu Boden. Im gleichen Augenblick beugte Tageas sich hinab und setzte den Graben in Brand.

Feuer raste um den Kreis. Langsamer und zögernd breiteten sich die Flammen übers Gras aus und leckten die Ölspuren entlang. Die Flammen prasselten, sanken herab, erreichten eine andere, besprenkelte Stelle, liefen aus, schlugen anderswo hoch und bewegten sich in einem Zickzack unregelmäßiger Linien wie ein verzerrtes Netz auf den Stein zu. Schwarzer Rauch stieg auf, der scharf roch und die Sicht verdunkelte. Die im Gegenwind standen, würgten und suchten sich einen anderen Platz.

Ein Geräusch stieg über dem Knacken der Zweige und dem Prasseln der Flammen auf. Es war kein lautes Geräusch, aber es ließ den Männern die Haare zu Berge stehen: Ein unbeständiges Zischeln, wie wenn Haar versengt.

»Die Spinnen«, flüsterte der Priester.

Nikos antwortete nicht. Der Priester hob zu singen an und reckte die Arme empor. Einige der Söldner drängten sich dichter um ihn.

Das kriechende Feuer erreichte den Sklaven, der innerhalb des Kreises gestürzt war. Sein Lendenschurz begann zu schwelen. Der Mann schrie auf und schlug auf den Boden, als versuchte er, aufzustehen. Der Geruch von verkohlendem Fleisch zog durch die stinkende Luft. Der Mann schrie lauter, seine teils gelähmten Gliedmaßen zuckten im vorüberstreichenden Feuer.

Als die Flammen den Erdrand um den Spinnenstein erreichten, erloschen sie. Das Feuer zuckte über den Rest

des Grases und ging schließlich aus. Tageas befahl die Männer zurück in den versengten Kreis. Sie gehorchten ängstlich, traten über die rauchenden Linien im Gras und starrten auf alle verkohlten Überreste. Tageas zog sein Schwert und stieß es in den halbverbrannten, halb gelähmten Sklaven. Der Mann hörte zu zucken auf.

Nikos schaute hoch. Die Gestalt auf dem Kolonnadendach beobachtete immer noch alles.

Zur späten Dämmerstunde lag der Spinnenstein fast völlig frei. Ein Seil verlief eine Handbreit unterhalb der Spitze im Kreis um ihn und wurde von im Zickzack verlaufenden weiteren Seilen gehalten. Von dem um den Stein geschlungenen Seil führten sechs Geitaue zu in den Boden getriebenen Pfählen.

Man hatte das Feuer in dem ölgefüllten Graben am Brennen gehalten, und es war niemand mehr gebissen worden. Direkt vor Einbruch der Dunkelheit rief Nikos, daß die heutige Tagesarbeit beendet sei, und Tageas führte die Männer aus dem Hain. Jenseits des geschützten Kreises fühlte ein Söldner, wie etwas über seine Augen streifte: ein feines, durchsichtiges Spinnengewebe. Er schrie auf, und fuhr sich mit der Hand ins Gesicht. Sobald er aufschrie, liefen die Männer auseinander, rannten davon und blindlings in die Finsternis jenseits der Fackeln des Korridors, unter ihnen auch Nikos und der Priester. Der Söldner fiel nicht um; er hatte ein Stück Netz fortgewischt, auf dem keine Spinne gesessen hatte. Männer prallten gegeneinander und gegen Korridorwände. Nach zwei Dritteln des Weges vom Hain zur Südostmauer schrie ein Soldat

auf und stürzte. Die anderen ließen ihn liegen, trampelten über den zuckenden Körper und stolperten aus der Villae zum erhellten Lager hinter den Mauern.

Sklaven und Herren verlangsamten ihren Schritt, sobald sie das Lager erreichten. Tageas' Männer begannen, die Sklaven zur Strafe für das, was die Söldner genauso getan hatten, auszupeitschen. Nikos schaute sich nach Jaen um; er war nicht da. Er war, so berichtete Dalien, zum Schiff zurückgekehrt.

Nach einigem Nachdenken kam Nikos zu dem Schluß, daß es so am besten war. Ikeria könnte besser als jeder mit allen tölpelhaften Zweifeln umgehen, die Jaen befahlen mochten, und es gab nichts Nützliches, was Jaen ihm hätte über die Spinnen in ihrem veränderten Zustand hätte sagen können. Dieses Gift war für Jaen ebenso neu wie für Nikos, und Nikos besaß die Beobachtungen vom Nachmittag als Verhaltensanweisung für morgen. Morgen würde er keine Männer verlieren. Die heutigen Verluste waren nicht hoch gewesen – zwei Sklaven und ein relativ schlecht ausgebildeter Söldner. Aber morgen würde er nicht einmal soviel verlieren.

Der Sklave, der als erster gebissen worden war, war nicht tot. Nikos untersuchte ihn interessiert: Die Züge des Mannes waren mit einer dicken, bleichen Wachsartigkeit angeschwollen, wie Nikos sie noch nie gesehen hatte. Er konnte sich kaum bewegen und zweifelsfrei nicht arbei-

ten. Er versuchte immer wieder zu sprechen, brachte aber nur »do-de-ne« zustande. Der Priester untersuchte ihn ebenfalls, danach befahl Nikos, ihn zu töten, und beide Sklaven wurden mit einem Läuterungsritual beerdigt.

Drei Männer war kein uneinträglicher Verlust. Aber morgen würde er keinen verlieren.

*

Als die Theraner schließlich am Morgen den Stein aus dem Hain fortschleppten, stand Arachne oben auf dem Säulengang.

Sie sah zu, wie der Händler eine Strickleiter hinab in das Loch um den Spinnenstein kletterte. Nach endloser Zeit kam er wieder herauf. Arachne sah als erstes das Sonnenlicht auf seinem schwarzen Haar schimmern, dann einen Arm unter dem Rand des Steins auftauchen und schließlich stand sein verkürzt wirkender Körper aufrecht, und er strich den Schmutz von seinem Chiton. Sie stand zu weit entfernt, um seinen Gesichtsausdruck zu erkennen, aber sie wußte, wie er sein würde: In seinen Rechenbrettaugen ständen immer noch Befriedigung und Geschäftstüchtigkeit. Er sprach mit dem Befehlshaber seiner Garde. Der nickte, und gemeinsam schritten die beiden zwischen dem Netz von Seilen auf den brennenden Graben zu. Jaen befand sich nicht im Hain.

Der zerstörte Hain bestand aus lauter Kreisen: dem runden Graben um das Netz von Seilen, welches das dunkle Loch von Nichts um den Spinnenstein umgab. Aus diesen Kreisen heraus blickten Männer zu Arachne empor, so daß ihre Gesichter als braun verschwommene Flecken ihr schnell zu- und wieder abgewandt wurden. Sie erfuhr nichts aus diesen Gesichtern in der Ferne, und sie hatte es auch nicht erwartet. Sie erwartete gar nichts: Nicht etwas zu erfahren, nicht Einfluß zu nehmen, nicht in Kontakt zu treten. Als Kyles den Raum am Meer mit Amaura und dem Beisetzungsgefäß mit Pholens Leichnam verlassen hatte, hatten alle Erwartungen Arachnes geendet. Sie hockte auf dem Dach der Kolonnade und beobachtete die Entweihung des Haines, weil sie es mußte. Sie konnte nicht tatenlos zusehen, und es fiel ihr auch nichts anderes ein, was sie hätte tun können. Also sah sie zu.

Die Männer zogen die Seile vom Stein zu Flaschenzügen und dann zu einem Metallrad genau in dem brennenden Graben. Das Rad war mit mehreren Stricken an einige Säulen auf der Südostseite der Kolonnade verankert. Nikos hob eine Hand und ließ sie rasch niedersausen. Männer begannen, an dem Metallrad zu kurbeln. Der Spinnenstein hob sich ein wenig. Ein lautes Bersten zerteilte die Luft; ein Seil war gerissen. Tageas brüllte. Der Stein rutschte zurück in seine Grube, Männer begannen

loszuwinden, aufzuknüpfen und das gerissene Seil zu ersetzen.

Beim zweiten Versuch wurde der Stein aus dem Loch gehievt. Er kam langsam, majestätisch und gelassen inmitten all der schwer arbeitenden, brüllenden Männer. Wolle polsterte sowohl den Rand des Lochs wie die bereitliegenden Laufrollen aus den gefällten Baumstämmen. Der Stein wurde direkt auf die Laufrollen gezogen, und er wurde weder zerkratzt noch zerbrochen. Keine Spinnen ergossen sich aus der umgestülpten Spitze. Die Operation verlief glatt und ohne Zwischenfälle.

Die schrägen Seiten des Steins verjüngten sich nicht so weit, wie Nikos erwartet hatte. Das untere Ende war flach, ein Kreis von einer Elle Durchmesser. Obgleich der Boden fühlbar aus dem gleichen Material bestand wie der restliche Stein, war er auf störende Weise stumpf. Das Licht schien nicht so sehr im Boden des Steins zu verschwinden, es war vielmehr so, als existierte es in seiner Nähe gar nicht, nicht einmal das direkte, strahlende Licht eines Eilandmorgens. So absurd es schien, das Ende des Steins war tatsächlich schwer zu *sehen*. Nikos konnte sich von den Ausmaßen nur überzeugen, indem er in das Nichts griff und sie mit den Händen ertastete. Der Boden des Steins fühlte sich kühl und rauh, aber nicht körnig an.

»Hast du jemals ein Stück Bernstein gesehen?« fragte Nikos Tageas.

»Nein, Kaufmann.«

»Kostbare Ware. Wenn du daran reibst, verströmt er einen angenehmen Geruch, und wenn man ihn anzündet, brennt er. Der hier tut keins von beidem. Aber Bernsteinstücke sind fast von der gleichen Farbe, und auch sie haben immer eine rauhe, halb ausgezogene Spitze, wo der Bernstein geformt wurde. So wie der hier. Bernstein sickert stets aus etwas Lebendigem.«

»Tatsächlich?« fragte Tageas gleichgültig. Er wirkte unübersehbar gelangweilt.

Phantasielos, dachte Nikos wieder. Er sagte unvermittelt: »Sieh nach, ob unter dem Stein in diesem Loch etwas anderes verborgen ist. Grabt noch einmal mindestens eine Manneshöhe.«

»Ja, Kaufmann.«

Sklaven begannen an dem Stein zu ziehen. Er bewegte sich mühelos, fast graziös über die gepolsterten Laufrollen, bis er die letzte erreichte. Tageas brüllte einen Befehl. Die Sklaven hörten zu ziehen auf, die Laufrollen hinter dem Stein wurden wieder nach vorn gelegt, und die Männer zerrten erneut. Der Stein glitt vorwärts, glänzte blendend im Sonnenschein und kam schließlich bis an den brennenden Graben.

»Wir können ihn soweit auffüllen, daß eine Brücke entsteht«, schlug Tageas vor, »oder wir können den Stein durchs Feuer von einem Satz Laufrollen auf den nächsten

rollen. Du sagtest ja, er brennt nicht. Auf diese Weise wahren wir einen gesicherten Kreis und sind schneller fertig.«

Nikos blickte zur Sonne, die noch hoch am strahlenden Himmel stand. Aus den Augenwinkeln sah er Arachne als reglose, dunkle Gestalt auf dem Säulengang.

»Füllt den Graben auf. Das Feuer mag dem Stein nichts anhaben, aber ich möchte nicht, daß etwas von der Flüssigkeit darankommt. Laß die Flaschenzüge. Jetzt, wo der Stein frei ist, können die Männer den Stein direkt ziehen.«

Der Stein rutschte glatt über die Brücke festgetretener Erde. Flammen zuckten zu beiden Seiten und warfen flackernde Lichtmuster auf die bernsteinfarbene Transparenz des Steins. Ein leichtes Windchen kam auf, fachte das Feuer an und blies den Gestank des Hains über die glänzende Oberfläche des Steins. In Licht, Gestank und Flammen durchquerte der Stein Hain, Kolonnade und Korridor und verließ schließlich die Villae.

Als keiner mehr im Hain verblieben war, kehrte Nikos zu dem Loch zurück. Er kletterte in das Loch, das die Sklaven nach der Aushebung des Steins weiter vertieft hatten. Dieser merkwürdige, lichtlose Boden des Steins – wie Bernstein, das aus einer lebenden Quelle tropft. Nikos suchte sorgfältig mit nachdenklichem Blick seiner tiefgründigen Augen.

Aber das Loch blieb leer.

Trotzdem war Nikos insgesamt sehr zufrieden. Als er später am Abend den Spinnenstein im Lager vor der Villaemauer betrachtete, erwartete er keine weiteren Schwierigkeiten. Menschen wimmelten um den Stein: Tageas' Leute, die ihn gegen einen nachträglichen Angriff schützten; Dalien, der die genauen Maße des Steins nahm; der Priester, der verschiedene Flüssigkeiten daraufgoß und die Ergebnisse beobachtete. Bei einigen der Flüssigkeiten handelte es sich um geweihte Öle. Bei der größeren Zahl jedoch um Gebräue, die erweisen sollten, ob das Material des Steins Salzwasser, Fischölen, Algen und Möwenauswürfen standhalten konnte. Nikos wußte, daß seine Planung gut gewesen war.

Am Morgen würde der Stein zur Südküste transportiert. Das sollte kein Problem darstellen: der Abhang war steil genug, dem Stein einen gewissen Schwung zu verleihen und wieder nicht so steil, daß man befürchten mußte, er könnte außer Kontrolle geraten. Es gab einen hindernislosen, wenn nicht gar direkten Weg über leichtes Gelände, wo sich die Laufrollen gut verwenden ließen. Die Reise von Eiland nach Thera würde Umsicht gebieten, aber sie war machbar. Nikos hatte den Transport großer Marmorblöcke von der Größe des Spinnensteins und weit größerem Gewicht von vorgelagerten Inseln nach Thera auf dem Seeweg miterlebt. Er hatte die

Technik studiert, wie er alles studierte, was sich eines Tages als gewinnbringend erweisen könnte. Der Stein würde an riesenhafte Stangen gebunden – just zur Zeit fällten seine Leute entsprechende Bäume an der Südküste – und würde an ihnen den ganzen Weg nach Thera zwischen Nikos' und Jaens Schiff schwimmen. Dadurch würden sie natürlich jeweils auf alle Ruder auf einer Seite der Schiffe verzichten müssen, aber das Gewicht der Männer auf der anderen Seite bildete einen Ausgleich zu der Last des Steins. Nikos' Navigator besaß genügend Geschick, beide Schiffe wie eins zu manövrieren und beide Reihen Ruderer im gleichen Rhythmus synchron arbeiten zu lassen. Die Bürde wäre lästig und die Reise verlief langsam, aber das Wetter würde anhalten. Und falls nicht, hatten sie Ausweichpläne. Nikos bereitete immer Ausweichpläne vor; nur Dummköpfe und Asketen verzichteten auf das Vergnügen einer phantasievoll und gewinnbringend ausgeführten Operation. Planung und Durchführung – im vollkommenen Gleichgewicht wie der Stein in seinem Loch – waren ein fast sinnliches Vergnügen. Thera selbst besaß keine größere Schönheit, nicht für den Scharfsichtigen.

Nikos' Planung umfaßte auch die Spinnen. Sie lebten bereits an Bord des Schiffes, nachdem er sie Wochen zuvor hatte fangen lassen, um sicherzugehen, daß sie in Gefangenschaft auch fraßen und spinnen. Und sie hatten

es getan. Die Spinnen waren in dickwandigen Metalldosen untergebracht, die stets senkrecht in Tanks von frischem Wasser schwammen und waren auf diese Weise von den Geräuschen und Bewegungen des Meeres geschützt. Wenn sie erst in Thera wären, würde es kein Problem darstellen, die Spinnen zu betäuben und ihnen die Fänge zu entreißen. Nikos hatte diese Technik im fernen Osten miterlebt und sie mit großem Interesse studiert. Auch sie sollte sich als nützlich erweisen.

Der Priester beendete seine Arbeit. Der Stein wurde für den Weg den langen Hang hinab zum Südufer von schwitzenden Sklaven in Bewegung gesetzt. Ehe er von der Villae aus außer Sicht rutschte, erklomm Nikos einen hohen, freiliegenden Fels und schaute neugierig zurück. Auf der Südmauer der Villae stand eine Gestalt als winziges, braunes Pünktchen im hellen Licht.

Buch II

DER WEBSTUHL

Man sagt, wir leben friedlich, ungefährdet
Im Hause, wenn sie geh'n zum Lanzenkampf
Wie töricht! Lieber will ich dreimal steh'n
Im Schildgedräng, als einmal niederkommen.

Euripides: Medea

Als es Hochsommer wurde, lag die Villae verlassen unter der heißen Sonne. Echsen huschten geräuschlos an den Steinmauern empor. Ein paar Risse in den Wänden waren bereits breiter geworden, und etliche Steinblöcke waren in die Korridore hinabgestürzt, wo nur noch Echsen einhergingen. Noch ein Winter, und Gras würde die Gehwege überwuchern. Der Stein glühte schweigend unter einem reglosen Himmel, von dem hartes, blaues Licht strahlte. Von allem Lärm und aller Bewegung, die einst die Gänge bevölkert hatten, blieben nur noch Arachne und Suva: Arachne, welche die Trauer an die Einsamkeit band, und Suva, die der Triumph hielt.

An einem Hochsommernachmittag stand Suva auf der Spitze der Nordwestklippe, wo der breite Fußweg sich zum Hafen unten hinabzuschlängeln begann. Sie trug feingespinnene, weiße Wolle, die mit einer Brosche in Form einer gewundenen, goldenen Seeschlange zusammengehalten wurde. Der Chiton war zu groß für sie; wie auch die Brosche hatte er Arachne gehört. Auf ihrem Kopf saß ein merkwürdiger Bronzehelm, der ebenfalls zu groß war und an den sie einige weiße Federn gebunden

hatte. Schweiß rann unter dem Helm hervor über ihre Wangen. Sie trug einen Schild, der teilweise von jemandem poliert worden war, der nichts von Metallen verstand, und einen Speer. Ihr Gebaren war feierlich ernst, eine würdige, verhutzelte Gestalt, deren Augen gleichzeitig vor Aufregung strahlten und merkwürdig stumpf waren wie polierte Steine.

Sie atmete tief ein und machte sich an den Abstieg zum Meer.

Ihre Schritte erschreckten eine Schlange, die ins trockene Gras fortglitt. Suva bemerkte es gar nicht. Unter ihr lag die See, von der aus die einzige Bewegung, das einzige Geräusch ausging.

Auf halbem Wege begann sie zu husten. Der Husten wurde hartnäckig und dann heftig. Der Körper der alten Frau kippte fast völlig vornüber und zuckte dabei von einer Seite zur anderen. Mit einer Hand fummelte sie an ihrem Gürtel und zog ein Stück weißer Seide heraus, die sie sich auf den Mund preßte. Das tief aus der Brust kommende, sumpfige Husten wurde schlimmer. Suva hockte sich auf den Weg, riß ihren Helm herunter und hustete mit ganzer Kraft. Schleim und Schaum ergossen sich in die Seide. Nach einer letzten Zuckung ließ der Husten nach. Der Schleim auf der weißen Seide war von Blut durchzogen.

Blut! Suva war begeistert. Es gab kein stärkeres Omen. Blut war es stets gewesen, das eine Feier kenn-

zeichnete, und für *diese* heilige und einsame Feierlichkeit hätte das Blut einer gewöhnlichen Opferziege nicht genügt. Nur das Blut einer Göttin wäre gut genug.

Sorgsam steckte Suva die blutige Seide in ihren Gürtel zurück und stülpte sich den Helm auf den Kopf.

Keine Fischerboote waren auf den Strand gezogen. Suva nahm unbeteiligt an, daß die Eiländer schon vor Monaten auf dem Wasserweg gekommen waren und ihre Boote geholt hatten. Aber Arachne war geblieben, und nur das zählte. Die Muttergöttin mußte zumindest eine sterbliche Tochter haben, so wie die Unsterbliche sicher in ihr ruhte. Und war Suva es nicht gewesen, die Arachne bemuttert hatte, nachdem die sterbliche Mutter des Kindes von der See nicht freigegeben worden war? Die ganzen Jahre der Knechtschaft für sie: Suva als Sklavin, Arachne mit den widerlichen Männern des Herrschaftshauses. So verhielt sich das häufig mit den Göttern: daß sie verkleidet waren und viel erdulden mußten. Aber nun waren ihre Positionen klar, und Suva sah voller Begeisterung und Triumph, welches die Aufgabe ihres Gottseins wäre: die verlassene Arachne, ihre Tochter und Dienerin und das letzte Objekt ihrer Liebe zu behüten und zu trösten.

Und nun gehörte Arachne ganz ihr.

Ihr, murmelte die See unten. *Ihr, ihr*, und Suva dachte, daß sie niemals zuvor so glücklich gewesen war.

Sie gelangte unten am Strand an. Kiesel schnitten in ihre bloßen Füße, aber sie nahm es kaum wahr. Sie blieb am Rand des Wassers stehen. Vor ihr lag das Meer.

Einen kurzen Augenblick lang rührte sich etwas Finsteres in ihrem Denken – etwas so schrecklich Finsteres, daß ihr Gesicht seinen unpersönlichen Glanz verlor und menschlich wirkte. Der Mund nahm ein individuelles Zucken an, die Augen schnelle Klarsicht und die Wangen- und Kiefermuskeln eine erschreckte und persönliche Spannung. Suva umklammerte ihren Schild und hob die Arme. Dann verzog sich die Finsternis, und der Schild beruhigte sich. Das Gesicht der alten Frau wurde wieder würdevoll und ausdruckslos, fortgewischt war alle Furcht, alle pervertierte Fröhlichkeit, alles Wilde und Boshafte, das die sterbliche Suva ausgemacht hatte.

Die Göttin watete ins Meer. Eine Hand hielt Schild und Speer, die andere streichelte ihren Bauch. Als sie im knietiefen Wasser stand, legte sie sich auf den Rücken mit dem Kopf zum Meer und den Füßen zum Land. Um den Kopf über Wasser zu halten, mußte sie ihren Rücken krumm machen und mit den Armen rudern. Zu diesen Armbewegungen spreizte sie breit die Beine und ließ die See in sich strömen.

»Es ist vollbracht!« schrie Suva und schleuderte ihr schleimbesudeltes Seidentuch hoch in die Luft. Es flog im Bogen übers Wasser und landete eine Armlänge entfernt als blutige Insel. Seevögel stürzten von den Klippen

darauf hernieder, kreischten und zankten sich darum. Suva lachte, verschluckte Wasser und begann zu husten. Hustenstöße schüttelten sie, daß sie wild um sich schlug und Schlamm im Wasser aufwirbelte.

Blut und Schleim lösten sich aus ihren Lungen und befleckten das Wasser. Suva rappelte sich hoch, rutschte aus, fing sich wieder. Schließlich ließ der Husten nach, und sie stand erschöpft im seichten Wasser. Um sie her kreischten die Möwen; sie hörte die Schreie als süße, triumphierende Musik. Die Sonne blitzte auf ihren weißen Flügeln und Suvas Helm und Schild. Suva öffnete die Arme, hob sie über die Vögel, die See, die Felsen, den heißen Himmel.

Ihr – alles war ihr. Sie hatte die Macht über sie alle. Ihre Macht überstieg sterbliche Verletzlichkeit, sie war nicht an den Fehlern Sterblicher zu messen, sondern geläutert und neugeboren. Sie würde Arachne beschützen und dafür würde Arachne sie, Suva, lieben. Suva lachte, und ihre schwarzen Augen funkelten.

Die Göttin schritt unter dem Gesang der Vögel aus dem blutigen Meer ins klare, wahrhaftige Licht.

*

Tagsüber trauerte Arachne still mit ruhig gefaßter Miene und automatischen Bewegungen, die ziel- und zwecklos waren.

Vielleicht fanden andere Ruhe von ihrem Schmerz in der Ruhe ihrer Körper, dachte Arachne. Sie hatte Frauen gesehen, die in der Trauer um zu früh verstorbene Ehemänner oder zu ihrer Zeit gestorbene Eltern an Fenstern gesessen und zugesehen hatten, wie ihre Trauben reiften und Vögel ihre Saat fraßen. Nach Tagen, Wochen oder Monaten standen sie auf, sich einen anderen Ehemann zu nehmen oder Eltern ihrer eigenen Kinder zu werden. Die Ruhe, so begriff Arachne, hatte Anfang und Ende ihrer Trauer zusammengehalten und sie heilen lassen. Bei ihr verhielt sich das anders. Die Ruhe ähnelte zu sehr dem Tod.

So hatte sie in den langen Monaten, seit der Spinnenstein von Eiland fortgebracht worden war, an allem gearbeitet – nur nicht gewebt. Ihre Arbeit war weitgehend überflüssig; die Lagerräume waren voll von Erntegütern für eine ganze Siedlung. Arachne trug Lebensmittel herauf und bereitete sie zu und erfüllte ungewohnte Aufgaben nicht gut und nicht schlecht. Sie pumpte Wasser, schürte Feuer, buk Brote, wusch Kleider, schrubhte Böden. Alles, was Suva einst getan hatte und nun nicht mehr machte, weil sie eine Göttin war. Arachne verrichtete alles gelassen und ohne nachzudenken, weil es getan werden mußte und die Ruhe unerträglich war.

Die Werkstätten der Töpfer, Schuhmacher und Schreiner lagen nun alle verlassen ein paar Korridore weiter

von ihrem Meerzimmer. Arachne begann, sie aufzusuchen. Sie probierte die Drehscheibe des Töpfers, das Auf und Ab der Ahle und das endlose Glätten des rauhen Holzes, um Frühling und Sommer Bewegung zu verleihen. Sie fertigte nichts an, das es wert gewesen wäre, aufbewahrt zu werden, dabei fertigte sie viele Stücke an.

Wenn sich ein Gefäß, eine Brosche oder eine Lederarbeit ihres Materials wert erwies, pflegte sie sie zu vernichten. So vieles war zerschlagen worden. Der geschändete Hain. Pholen in seinem Beisetzungsgefäß, Kyles, der verbittert auf seinem Weingut blieb. Amaura, die aus dem gleichen Grund ihren Vater begleitet hatte, den Arachne nicht benennen konnte, aber in dem sie eine benebelnde Trunkenheit erahnte. Der Rest von Suvas gefährdetem Verstand. Alles dahin, und in ihrer ungerührten Tagestrauer wollte Arachne nicht weniger zerstören als sie. Es war die Trauer eines aktiven Geistes und Körpers, für die Geschicklichkeit und Entschlossenheit so sehr Akte des Lebens waren, daß für den Tod nur sinnlose Unfähigkeit bleiben konnte. Also zerschlug sie schräge Gefäße, fertigte untragbare Sandalen an, polierte wurmstichiges Holz, und diese Geschäftigkeit erfüllte die Tage.

Niemals näherte sie sich dem geschändeten Hain.

Oft dachte sie an Kyles – öfter als in der ganzen Zeit ihrer Ehe. In der Stille ihrer Tage kam es ihr in den Sinn, daß

Kyles so wenige Worte gemacht hatte, weil jedes davon soviel an Bedeutung trug: ganze Reden waren auf gefährliche Weise in kleine, dichte, steinschwere Worte gepackt. Er war unwillig gewesen, sein Sein mit solchen Worten in Gefahr zu bringen, die so schnell hinwegsinken konnten.

Nur ihr gegenüber hatte er sein Ich ins Feld geführt und verloren. Ob aus Standesdenken, aus Liebe oder aus irgendeiner schrecklichen Unfähigkeit heraus, jedenfalls hatte Kyles ihrem Urteil seine Wertigkeit als Ehemann, Bettpartner und Krieger anvertraut. Und sie hatte eines nach dem anderen abgewertet. Jaen würde sagen, man soll solche Urteile keiner Frau überlassen.

Aber Jaen selbst hatte diese Urteile einer Stadt zugestanden.

In den ersten Monaten sah Arachne Spinnen in den Korridoren und Werkstätten. Niemals änderte sie ihren Gang oder ihre zeitausfüllenden Bewegungen. Falls eine Spinne sie beißen sollte, würde sie sterben; wenn keine Spinne sie biß, dann nicht. Dieser Gedanke stand ganz deutlich vor ihr, und selbst in den schlimmsten Augenblicken ihrer Trauer interpretierte sie ihn nicht als Wagemut. Wie die schlechte Töpferei war es eine uninteressante und schlichte Tatsache.

Doch bei Nacht wurde ihr Kummer still und heftig.

Sie erwachte jedesmal in der gleichen Stellung, nämlich auf dem Rücken und mit über dem Kopf gekreuzten

Armen, als wären sie festgenagelt. Es gab keinen Augenblick von Vergessen oder Schläfrigkeit. Sie erwachte, und alles stand vor ihr: der geschändete Hain, Pholen in seinem Beisetzungsgefäß, Kyles, der verbittert auf seinem Weingut blieb, und Amaura und Jaen fort. Arachne lag starr in der Dunkelheit, sah das alles vor sich, und der heiße Schmerz lief ihr sengend die Wangen hinab.

In den schlaflosen Nächten versuchte sie, darüber nachzudenken, wer dafür verantwortlich war, was Eiland, Pholen und Kyles zugestoßen war. Sie war nicht verantwortlich, daß die Spinnen, die Geschöpfe des Hains, in ihrem Todesschmerz giftig geworden waren. Aber, so dachte sie, während das Mondlicht gespenstisch über den Steinboden wanderte, Verantwortung ist nicht immer etwas Direktes. Licht bog nicht um Ecken, aber der Boden hinter einer Mauer liegt nicht in völliger Finsternis. Auch Verantwortung ließ sich reflektieren, tönen und absorbieren von den Gegenständen, die in ihrem Weg lagen.

Ihr fiel auf, daß die Vorstellung nicht von ihr stammte. Jaen hatte das einmal vor langer Zeit gesagt. Sie hatte damals nicht begriffen, was er meinte. So war es oft gewesen. Blind.

Beide, Jaen und Kyles, hatten sie blind genannt.

Sie träumte nicht von Jaen und Kyles. Sie hatte erwartet, von Pholen und Amaura zu träumen, doch nur ein

Traum blieb ihr stets im Gedächtnis, und in ihm kam keines ihrer verlorenen Kinder vor. In ihrem Traum stand sie im Hain und wob die aschfeine Seide. Es war ein lebhafter Traum, weit lebhafter als irgend etwas während ihrer kalten, ruhelosen Tage. Sie spürte in ihren Muskeln jede Bewegung von Schiffchen und Kamm und hörte deutlich das Flüster-Klopf, Flüster-Klopf des Webstuhls. Die Farben der Seide waren deutlich und klar. Sie sah die körnige Struktur der hölzernen Säulen, das Rad, das sich links nach oben kurbeln ließ, und das kunstvolle Muster des Korbes mit den Spinnfäden. Wie ein Lebewesen wuchs die Seide unter ihren Fingern, und als sie erwachte, prickelten ihre überm Kopf ruhenden Hände vor Leben.

In dem ganzen geschäftigen, grauen Tod enthielt nur der Traum vom Weben Leben und Farbe.

*

Aus dem Sommer wurde Erntezeit. Arachne sah niemanden außer Suva. Sie wußte nicht, ob auf Eiland Ernte gehalten wurde oder überhaupt ausgesät worden war. Obgleich sie die Villae hätte verlassen und an der Küste entlangwandern können, tat sie das niemals. Ihr Kummer war nicht so ausschließlich, daß sie nicht darüber nachgedacht hätte, wie es ihren Leuten ging. Es war eher so,

als wären die Eiländer nicht mehr ihre Leute. Delernos hatte sie ins Exil geführt, und sie waren mit dem Hain belohnt worden. Arachne und Jaen hatten sie in die langen Kämpfe um den Hain geführt, und sie waren mit dem Gift belohnt worden.

»Die Herrin sollte nicht wie eine Sklavin oder Bäuerin fischen«, meinte Suva. Sie stand mit Helm und Speer am Strand vom Hafen und hielt Wache. Unter ihrem Helm hervor hing ihr graues, zu Zöpfen geflochtenes Haar, wie die Mädchen es tragen, die für das Priesterinnenamt Keuschheit gelobt haben.

»Wir haben kein Fleisch«, sagte Arachne, die knietief im Wasser stand. »Und als Kind habe ich häufig gefischt zusammen mit ... steh nicht in der Sonne herum, Suva. Dort bei den Klippen ist Schatten.«

»Ich brauche keinen Schatten.«

»Du wirst nur einen Schwindelanfall bekommen. Und dann mußt du wieder husten.«

»Nein. Ich brauche keinen Schatten.«

»Wie du willst«, antwortete Arachne knapp. Sie hatte ihren Chiton zur Taille hochgeschlagen und zog ein kleines Netz durchs Wasser. Sie war sich des Bildes, das sie bot, wohl bewußt: die frühere Herrin von Eiland mit tangbesudeltem Seidengewand und den Haaren vor den Augen. Aber niemand konnte es sehen bis auf die Seevögel und Suva, die Arachne überallhin folgte. In den ersten

Wochen hatte Arachne in ihrer Benommenheit die Gegenwart der alten Frau gar nicht bemerkt. Danach war sie verärgert gewesen, daß sie niemals alleine sein konnte. Suva war immer da! Es war unerträglich. Trotzdem hatte sie Suva nicht fortgeschickt. Während sie zusah, wie die alte Frau ihren kläglichen Helm polierte, und ihrem Geplapper über ihre Göttlichkeit lauschte, hatte sich Arachnes Ärger zu Mitleid gemildert. Wohin konnte Suva schon gehen, wenn nicht mit Arachne? Sie waren alle beide Verbannte. Und Suva hatte einst auch ein Kind verloren. In ihren bittersten Augenblicken fragte sich Arachne, ob Kummer nicht stärkere Bande knüpfte als Freude.

Außerdem bezweifelte Arachne, daß Suva sie allein ließe, selbst wenn sie es ihr befahl. Die alte Frau, die alle Fesseln des Standes abgeschüttelt hatte, da sie sich für eine Göttin hielt, nutzte ihre Freiheit, um sich Arachne gegenüber zu betragen, wie es ihr umherstreifender Geist gerade befahl: als Wächterin, Mutter, Beraterin, Untergebene, Amme, Herrscherin und Gottheit. Sie verkörperte alle fortgezogenen Leute von Eiland in einem alten Weib. Den ganzen Tag zerrte sie an Arachne, schubste sie herum, besänftigte sie, verlangte, daß Arachne die Augen von ihrer eigenen inneren Verstümmelung wandte und statt dessen Suvas beachtete, die vor ihr Kapriolen schlug und gestützt, beruhigt oder mit einer Antwort besänftigt werden mußte. Sie verlangte stets Antworten.

Wenn Suva auf ihre Reden keine Antwort erhielt, begann sie zu zittern und zu weinen, was nur dazu führte, daß sie hustete und Blut spuckte. Also gab Arachne ihr Antwort, und ohne daß sie es bemerkte, durchbrach sie mit jeder Antwort die erstickende Besessenheit ihrer eigenen Verzweiflung.

Suvas Wahnsinn hielt Arachne bei Verstand.

»Ich beschütze dich«, erklärte Suva vom Strand aus.
»Solange ich über dich wache, bist du in Sicherheit.«

»Ich habe keine Angst.«

»Unwissenheit ist immer furchtlos. Gestern entdeckte ich Wildschweine in den Gängen. Eines war bis zur Kolonnade vorgedrungen und dort an einem Spinnenbiß gestorben.«

Arachne blieb reglos stehen. Ein Fisch schwamm in ihr Netz, schlug rasch um sich und schwamm sofort zurück, als sie das Netz nicht aus dem Wasser hob. Sie sagte langsam: »Du gehst zur Kolonnade? So weit?«

»Eine Göttin bewegt sich nach ihrem Gutdünken.«

»Suva ...«

»Vielleicht befindet sich ein Keiler in der Nähe der Schweine. Du hast Glück, dich unter Schild und Schwert einer Unsterblichen zu bewegen.«

»Suva – lebt noch jemand anderes in der Villae? Hast du jemals Anzeichen für andere Menschen außer uns beiden gesehen?«

»Eine Göttin braucht niemanden.«

Ein weiterer Fisch schwamm vorbei. Arachne drehte ihr Netz, fing ihn und trug ihn zum Strand. Mit ihrem Messer trennte sie den Kopf vom Körper. Flüssigkeit ergoß sich auf die Steine.

»Blut«, stellte Suva fest. Sie streckte ein Stück mit Schleim und Blut besudelte Seide hin und lächelte würdevoll: »Bald werde ich ein Leichentuch brauchen.«

Arachne richtete sich auf.

»Dachtest du«, fragte Suva streng, »ich könnte ewig in meiner sterblichen Gestalt verharren, um dich zu beschützen? Eine Göttin darf nicht so eingeschränkt bleiben. Aber ehe ich von dir gehe, will ich dir diese Ehre zuteil werden lassen: Du sollst mein Leichentuch weben.«

»Nein«, entgegnete Arachne. »Nein.« Sie sah Pholen zusammengekauert in seinem Beisetzungsgefäß, wie seine Augen unter dem azurblauen Deckel langsam ausdörren.

Suva meinte zärtlich: »Sei nicht so kleinmütig, Arachne. Deine Arbeit wird annehmbar sein. Denkst du, eine Göttin der Weisheit würde von ihrer Tochter mehr fordern, als diese leisten kann?«

Arachne hockte am Strand und begann, ihren Fisch zu säubern. »Suva. Ich webe nicht mehr. Hast du das nicht gesehen, wo du mir doch überall gefolgt bist?«

»Um dich zu beschützen.«

»Dann eben, um mich zu beschützen. Ich webe nicht mehr. Ich werde nie wieder weben, weder ein Leichentuch noch etwas anderes. Das ist alles vorbei.« Sie blickte Suva entschlossen in die Augen und wandte dann den Blick ihrem Fisch zu. Das Messer flog über die Schuppen.

»Ein prachtvolles Leichentuch«, sprach Suva weiter, »wie es als Gabe für eine Göttin angemessen ist. Es sollte eine Tapisserie sein mit Szenen von Eiland, dem ich entsprungen bin.«

»Nein!«

»Wagst du es, einer Göttin zu widersprechen?« kreischte Suva und rammte ihren Speer in den Boden. Sie begann zu husten. Arachne hielt sie am Ellbogen, und die alte Frau neigte sich vornüber, keuchte und rang um reinen Atem. Sie holte Blut und Schleim aus ihren Lungen und spie sie aus. Der Fisch zu ihren Füßen wurde mit fleckigem Schleim beschmiert.

Sobald Suva wieder sprechen konnte, sagte sie: »Es wird eine wunderschöne Tapisserie. Eine Gabe, wie sie einer Göttin angemessen ist. Jawohl.« Sie rückte ihren Helm zurecht. Arachne stützte sie auf dem Rückweg zur Villae und ließ den Fisch liegen.

In Arachnes Zimmer wartete Aretone.

Arachne war so erschreckt, sie zu sehen, daß sie fast losgeschrien hätte. Aretone sah furchterregend aus, wie sie

sich über eine ungebrannte Töpferarbeit beugte, weil ihre Haltung von Armen, Kopf und Chiton nicht der Suvas entsprach. Seit Monaten hatte Arachne keinen anderen Menschen gesehen; jeder andere wirkte fremd auf sie.

»Aretone!«

»Herrin! Da *bist* du ja! Ich sah die Speisen und die Töpferei und dachte ...« Sie sagte nicht, was sie gedacht hatte, sondern stand da mit einem behutsamen Lächeln, eine hübsche Frau mit müden Augen. Sie trug ungebleichte Wolle. Arachne hatte sie wie all ihre Frauen selten in etwas anderem als Spinnenseide gesehen.

»Welchen Weg bist du gekommen?«

»Am Meer entlang zur Villae, und dann durch die Gänge nahe an den Klippen.«

Aretones Augen huschten über sie hinweg. Arachne begriff, wie sie aussehen mußte in ihrem weißen, zur Taille hochgerafften Chiton, der mit Fisch und blutigem Schleim besudelt war. Aretone sah gesund und normal aus. Als Arachne sie betrachtete, überkam sie so plötzlich ein Hunger nach dem normalen Leben, von dem sie sich ausgeschlossen hatte, daß ihr schwindelig wurde.

»Erzähl mir, Aretone, erzähl mir.«

Aretone verstand. »Die meisten Leute haben Eiland verlassen. Die Spinnen haben sich von der Villae aus über den Rest der Insel verbreitet. Jeden Tag krochen sie weiter ostwärts. Bauern und Hirten siedelten nach Bylia

oder auf die kleineren Inseln über oder zogen an den Strand. Zum Strand kommen die Spinnen immer noch nicht. Leute, die nicht fortziehen wollten, sind umgekommen.«

»Und Kyles und Amaura?«

»Sind noch auf dem Weingut. Es liegt nahe genug am Meer. Die höheren Berge wurden dieses Jahr nicht bepflanzt, die tieferen aber wie gewöhnlich.«

»Wie ...«

»Amaura ist ... Amaura«, sagte Aretone vorsichtig. »Eigenwillig. Sie wächst zu einer Schönheit heran.«

»Und Kyles?«

Aretone antwortete ruhig: »Er trinkt Wein. Viel zuviel Wein, Herrin.«

Arachne zuckte nicht mit der Wimper. Sie sah den betrunkenen Kyles in ihrem Zimmer vor sich und fühlte noch einmal ihre Überraschung und ihren Ekel. Wieder stützte er die geballte Faust auf den kleinen Tisch und schleuderte den Weinbecher gegen die Wand.

Unverblümt stellte Arachne die Frage: »Ist er entmannt?«

»Er schläft mit keiner der Sklavinnen«, antwortete Aretone. »Im übrigen spricht er nicht darüber. Niemand weiß es. Verzeih mir, Herrin, aber ich würde es nicht als schlechtes Zeichen werten, daß er mit keiner zu Bett geht. Er hat niemals eine andere gewollt als dich.«

Arachne wandte das Gesicht ab. Aretone fuhr fort:
»Cleis und ihr Vater leben bei mir auf dem Hof. Es geht ihnen gut. Cleis will den Töpfer Epaka heiraten.«

Aretones Stimme hatte sich bei dem Wort »heiraten« verändert. Arachne fragte: »Und dein Mann? Akeumis?«

»Ist tot«, antwortete Aretone gefaßt. »Gebissen beim Saatmond.«

»Das tut mir leid.«

»Er hatte einen leichten Tod«, sprach Aretone fest, »und nun lebt er bei der Göttin. Herrin, komm mit mir zum Hof. Du hast dich zu lange schon eingeschlossen, um alleine zu trauern. Es ist nun genug.«

»Ich bin nicht alleine. Suva ist hier.«

Aretone grinste. Arachne erschrak; seit fast einem Jahr hatte sie niemanden mehr so grinsen gesehen. Aretones Grinsen war zäh: Es verhöhnte Arachnes Worte, Suva und das Jahr, das sie angeführt hatte. Für Arachne sah das Grinsen unanständig aus: herabsetzend, abwertend – und doch auch wieder nicht. Irgend etwas regte sich in ihr bei Aretones Grinsen, etwas Hartnäckiges, das unter ihrem Zorn und Schmerz erstarrt war, aber noch lebte. Sie sagte: »Suva ist eine Göttin geworden.«

Aretone schnitt eine Grimasse, ohne jedoch Überraschung zu zeigen. »Sie war schon immer verrückt. Du kannst hier nicht bleiben mit einer Wahnsinnigen.«

»Ich kann nicht fort.«

»Im Namen der Göttin – warum *nicht*?« Aretone sprach mit ihr, wie sie es vor dem Untergang von Eiland niemals getan hätte. Arachne hörte den Unterschied; Aretone nicht.

Sie hatten einander so offen begrüßt, dachte Arachne, und auch mit solcher Erleichterung. Doch nun wurde ihr Gespräch bereits wieder eingeengt durch Dinge, die ungesagt blieben. Arachne wußte genau, was Aretone nicht aussprach: Auch ich habe einen geliebten Menschen an die Spinnen verloren, aber ich schließe mich nicht allein in einem Zimmer ein. Ich brüte nicht Tag und Nacht, ich wende mich nicht von den Lebenden ab, ich suhle mich nicht in meiner Qual. Warum solltest dann du, die du die Erste unter uns bist, die Herrin der Insel und Erbin des Hauses von Delernos, in einem schmutzigen, nach Fisch stinkenden Chiton durch den Hafen streifen?

Aber alles, was Aretone laut äußerte, war: »Bleibst du wegen Kyles hier?«

»Was hat er gesagt?«

»Ich sage dir doch, daß er schweigt. Selbst in seinem Weinrausch ist er schweigsam. Er fordert nur, man soll ihn in Ruhe lassen und alle Beschwerden dir, der Herrscherin der Insel, vortragen.«

Arachne zuckte zusammen.

»Du brauchst ihn ja nicht zu sehen. Pas Weingut liegt ja ein Stück von meinem Hof entfernt.«

Arachne bemerkte nichts dazu. Nach einer Weile des Schweigens fügte Aretone hinzu, und es stand in ihrem Gesicht, daß ihr dieser Gedanke eben erst gekommen war: »Du machst dir die gleichen Vorwürfe, wie Kyles sie dir macht.«

»Ich hatte die Verantwortung für Eiland.«

»Für Eiland, ja. Aber nicht für den Hain. Du bist doch nicht schuld, daß er krank wurde und einging, du hättest es nicht verhindern können. Die Göttin weiß, daß du dir alle Mühe gegeben hast. Dir ist kein Vorwurf zu machen wegen des Hains oder allem, was dort vorgefallen ist.«

»Die Theraner wären niemals gekommen, hätten sie nicht meine Seiden gesehen.«

»Nicht du warst es, der sie ihnen gezeigt hat.«

»Aber ich war es, der sie gewebt hat.«

Aretone schaute sich genau in dem Zimmer um. Ihr Blick registrierte die schiefen Töpfe, die Kochutensilien auf dem Herd, das zum Trocknen auf einer Seidenliege ausgespannte Fischernetz. Arachne wußte, was sie dachte, und sagte, ehe Aretone fragen konnte: »Nein, ich webe nicht mehr.«

»Nicht einmal Wolle?«

»Nicht einmal Wolle.«

»Du hast besser gewebt als getöpfert«, meinte Aretone, und wieder kam das zähe, schockierende Grinsen.

»Ja, ich war eine zu gute Weberin.«

»Im Namen der Göttin, Arachne, verzeih mir. Ich spreche zu freimütig. Die Eiländer redeten törichtes Zeug am Abend, als der Hain giftig wurde. Aber trotz allem Gesagten, deine Webarbeiten sind doch nicht verantwortlich für das Vorgehen der Theraner. Du trägst keine Verantwortung. Alles Entscheidende, was dem Hain widerfuhr, wäre ebenso geschehen, wenn die Herrin von Eiland keine Weberin, sondern eine Fischersfrau gewesen wäre. Oder eine Edelsteinschleiferin. Oder eine Idiotin. Wenn du aus dem Zwang eines Verantwortungsgefühls heraus hierbleibst, so ist das eine sinnlose Geste. Ich glaube nicht an sinnlose Gesten. Komm mit mir zum Hof, und bring die nichtsnutzige Suva mit, wenn du sie nicht alleinlassen willst.«

»Ich weiß nicht, ob man sie mitnehmen kann.«

»Sie ist eine Sklavin.«

»Sie beharrt darauf, eine Göttin zu sein.«

»Und du glaubst ihr?«

»Ach, Aretone – natürlich nicht.«

»Warum dann?« Aretone stieß einen Seufzer aus, versuchte dann aber so zu tun, als wäre der ihr nicht herausgerutscht. Doch Arachne hörte den Laut: Erbitterung, Widerwille, Ungeduld. Es war ein Geräusch, wie Arachne selbst es häufig von sich gegeben hatte; heute tat sie das nicht mehr. Aretone trat verlegen an einen Tisch und beugte sich über Arachnes ungebrannte Töpfereien. Sie

strich über die holprigen Wölbungen und die ungleichmäßige Dicke des Tons, die ihn im Brennofen springen lassen würde. Aretone blieb reglos stehen und drehte sich dann langsam um; Arachne konnte an ihrem Gesicht ablesen, daß ihr ein neuer Gedanke gekommen war, der ihr nicht gefiel.

»Es ist nicht das Verantwortungsgefühl, das dich so hartnäckig in deinem Exil bleiben läßt, nicht wahr? Und das dich vom Weben abhält? Es ist nicht Suva. Es ist nicht die Trauer um Pholen oder Kyles, ja nicht einmal um Jaen. Es ist wegen des Hains. Immer noch.«

Arachne blickte aus dem Fenster übers Meer.

»Man erwartet, daß du Herrin von Eiland bist.«

»Ich bin nicht länger Herrin von Eiland. Meine letzte Amtshandlung als Herrin von Eiland war, dem Meister die Genehmigung zu übermitteln, den Hain zu schänden. Und mit diesem Akt habe ich mein Recht verwirkt, Herrin von Eiland zu sein.« Sie sah, daß Aretone sie nicht verstand. Ihr Gesicht besagte eindeutig, daß Arachne und Jaen die Erben und somit Herrin und Meister waren, alles andere war Unfug.

»Nein«, bemerkte Arachne leise. »Es ist kein Unfug.«

»Gehst du manchmal zum Hain?«

»Niemals. Nur manchmal träume ich ...« Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Es gab keine Möglichkeit, den Traum vom Weben zu erklären, dessen strahlende Deut-

lichkeit die einzige unvollendete Bedeutung in der endgültigen Bedeutungslosigkeit war, zu der Eiland sich entwickelt hatte.

Aretone stieß den gleichen Seufzer noch einmal aus und wirkte diesmal nicht verlegen. »Du warst ein klar denkendes und tapferes Mädchen, Arachne, und eine klar denkende, tapfere Frau. Die beste Weberin unter uns, eine unerschrockene Regentin. Aber nun hockst du hier mit einer irrsinnigen Sklavin wegen eines Traums, den du nicht beschreiben kannst – das ist nicht recht. Kyles ist ... du bist die einzige, die ihm helfen könnte. Er benimmt sich wie ein Mann, der sich selbst eine große Schmach nicht verzeihen kann. Er ist mehr Tage betrunken als nüchtern. Amaura streift durch die Hügel, wo die Spinnen sind, und nimmt im Meer ungeheure Gefahren auf sich. Ich habe sie so weit hinausschwimmen sehen, bis sie derartig erschöpft war, daß ihre Rückkehr nur den Strömungen, Gezeiten und Launen der Göttin zu verdanken war. Man hat mir erzählt, daß sie eine Spinne auf die offene Handfläche nimmt und völlig stillhält, um zu sehen, was geschieht. Kyles hat keine Gewalt über sie. Er ist nicht dazu in der Lage.«

Arachne lauschte und hielt den Kopf völlig unbewegt. Amaura. Schließlich bemerkte sie: »Ich bekäme sie auch nicht in die Gewalt.«

»Komm mit, Arachne.«

»Ich *kann nicht*.«

»Du meinst, du willst nicht. Nichts hält dich hier zurück.«

»Doch«, widersprach Arachne.

Aretones Gesicht verschloß sich. Sie hatte, so verstand Arachne, den Hain und das Leben mit ihm hinter sich gelassen und war zu einem anderen übergegangen, so wie Jaen es gemacht hatte. Wenn Aretone dazu in der Lage war, würde es keine Worte geben, die ihr zu erklären vermochten, warum Arachne dazu nicht fähig war. Sie mußte ebenso wie Jaen nur am Rande der Wirkung gestanden haben, die vom Hain ausgegangen war, mußte nur den Widerschein, nur den zerstreuten goldenen Schimmer hinter der Mauer gesehen haben. Aretone hatte nicht den Zugang gefunden zu dieser goldenen Strahlung, zu der offenen Tür, die der Hain an seinem Höhepunkt dargestellt hatte, und sie empfand nur ein vorübergehendes Bedauern für etwas Schönes, das sie gesehen, aber niemals wirklich besessen hatte. Es gab keine Möglichkeiten, einem den Verlust zu erklären, der den Besitz niemals erlebt hatte. Aretone verstand nicht, daß die Seele ebenso gebunden sein kann durch etwas, das nicht ist, wie durch etwas, das ist.

Arachne erklärte einfach: »Ich bin gebunden. Alles andere führt zu nichts.«

Mitleid und Härte lagen in Aretones Augen im Widerstreit. Härte gewann die Oberhand. »Es *hat* schon zu et-

was geführt. Der Hain ist dahin. Träume und Phantastereien sind nichts für mich, Herrin. Ich bin weder Priesterin noch Göttin. Aber wenn ich eine Tochter hätte, die sich zu wild aufführt, und einen Ehemann, der seine Männlichkeit bewußt zu Tode säuft, dann gäbe ich mich nicht Träumen und Phantastereien hin.«

»Ich kann nicht anders«, wiederholte Arachne und mußte daran denken, wie sie diese Worte schon einmal gebraucht hatte: In der Apotheke Jaen gegenüber.

»Du *willst* nicht anders.«

»Aretone! Weißt du wirklich noch, wie der Hain einmal war? Bin ich denn die einzige, die sich richtig erinnern kann?«

Etwas – die Erinnerung oder das Verleugnen der Erinnerung flackerte hinter Aretones Augen auf. Aber sie wollte sich nicht fügen. »Ich will mich nicht erinnern. Ich habe beschlossen, nicht daran zu denken.«

»Wie Suva«, bemerkte Arachne schnell und konnte die Verächtlichkeit in ihrer Stimme nicht ganz verbergen.

Aretone sprang erzürnt auf. »Ich bin keine Sklavin.«

»Suva würde sagen, wir sind alle Sklaven«, antwortete Arachne mit finsterem Blick. Der Gedanke war ihr nicht neu, und sie haßte ihn. »Das ist die Bedeutung all ihrer Geschichten von Grausamkeit und Leid – daß die Sterblichen Sklaven der Launen der Götter sind.«

»Früher einmal schöpfte die Herrin von Eiland ihre Weisheit nicht aus dem Geschwätz einer alten, verrückten Frau. Und auch nicht ihre Vorstellungen von der Göttin.« Aretone durchquerte den Raum mit steifem Rücken. An der Tür jedoch zögerte sie und drehte sich noch einmal um. »Arachne – war das dein Traum? Daß die Göttin wünscht, daß du in der Nähe des Hains bleibst?«

Nun zögerte Arachne. Sie begriff, was es auslösen würde, wenn sie ja sagte. Der Traum würde für Aretone zum größten Hindernis, das sie dann kannte und mit der eiländischen Mischung von Skepsis gegenüber göttlichen Eigenheiten und Glauben an die göttlichen Gemeinplätze abzubauen versuchen würde. Aretone würde andere Interpretationen des Webtraumes ins Feld führen, ein Ersatzopfer vorschlagen oder daß man eine Priesterin zu Rate zöge. Aretone würde Arachne lediglich als irregeleitet und nicht als halsstarrig verrückt betrachten. Ein Traum war etwas Gewöhnliches, folglich gäbe es gewöhnliche und rationale Worte, um ihn zu deuten. Erst als Arachne gesehen hatte, wie Aretone sich über die ungebrannten Tonarbeiten beugte, wurde ihr klar, wie sehr ihr die gewöhnlichen Worte für eine rationale Gesprächspartnerin abgingen. Wenn sie bestätigte, daß die Göttin ihr einen Traum geschickt hatte, demzufolge sie in der Nähe des Hains bleiben sollte, würde das kalte Schweigen ihrer Einsamkeit ein wenig durch Aretones

Verständnis erwärmt und mehr noch durch die Kraft ihrer Reaktion. Arachne brauchte nur ja zu sagen, die Göttin hätte ihr den Traum geschickt.

Aber keine Göttin hatte damit etwas zu schaffen.

»Nein«, widersprach Arachne heftig, »mein Traum beinhaltete keinen Wunsch der Göttin.«

»Dann werde ich nun gehen, Herrin«, sagte Aretone allzu förmlich.

Arachne hielt sie nicht zurück. Doch als Aretone fort war, stellte Arachne fest, daß sie zwei Dinge zurückgelassen hatte: die Kraft aus ihrem derben Grinsen und das Bild von Amaura, wie die eine tödliche Spinne auf der Hand hielt und ihre merkwürdigen, hellen Augen ihrem Krabbeln folgten.

Als Arachne am nächsten Tag vom Hafen zurückkehrte, stand ihr Webstuhl mitten in ihrem Zimmer.

Langsam ging sie um den Webstuhl herum. Es war der ihre. Die Maserung des Weberbaums und des Rahmens war so vertraut wie die Venen auf ihrem Handrücken; das Kurbelrad, das von der linken Seite hochstand, war genau wie in ihrem Traum. Die Holzdübel, die den Rahmen an Traverse und Weber verankerten, waren locker. Der Webstuhl war für den Transport auseinandergenommen und in ihrem Zimmer nicht wieder ganz fest zusammengesetzt worden von jemandem, dem die Kraft fehlte, die Dübel ganz einzuschrauben. Natürlich war das Suva gewesen. Auf dem Boden neben dem Webstuhl standen das Schiffchen und Körbe mit Seidengarnen; es war mehr Seide, als Arachne geglaubt hätte, daß Nikos auf ganz Eiland zurückgelassen hatte. Die Augen taten ihr nach Monaten gekalkter Wände und ungebleichter Wolle von der Menge Farben weh, die ihr unsortiert aus den Körben entgegenleuchteten: Smaragdgrün, Indigo-blau, Bernstein, Sandbeige, Azurblau, Taubengrau, Magenta und Gold. Und Scharlachrot – Jaens Rot. An ihren

Fingern spürte Arachne die Struktur dieses Rots, hörte, wie es auf ihrem Schiffchen durch die Schußfäden flog, und sah es dunklere und hellere Tönungen in die schwächeren Seidenfarben ziehen. Sie starrte das rote Seidengarn an, als wäre es Unrat.

»Ich habe dir die Materialien für mein Leichentuch gebracht«, erklärte Suva von der Feuerstelle her. Sie trug Helm und Schild. Ihr Haar hing in fettigen Zöpfen unter ihrem Helm hervor. Wenn sie sich nur rührte, verströmte sie einen Geruch von Ungewaschensein. Täglich verfiel ihr alter Körper mehr.

»Nein«, protestierte Arachne. »Ich hatte nein gesagt.«

»Das Leichentuch wird erstrahlen in Szenen von Eiland, das eine erwachsene Göttin hervorbrachte«, beharrte Suva. »Und mit Szenen vom Meer. Von singenden Vögeln und vom Meer.«

Arachne starrte ihren Webstuhl an. Die strahlende Klarheit des Traums erstand vor ihren Augen, und die aschfeine Seide wuchs unter ihren Händen. Ihre Finger juckten vor Sehnsucht nach dem Schiffchen, und sein Flüster-Klopf, Flüster-Klopf dröhnte wieder in ihren Ohren.

Fast schon hätte sie Suva versichert, daß sie ihr Leichentuch webte. Doch in dem Augenblick, da sie sich die Worte zurechtlegte, erstarb der Drang auch schon. Sie war nicht dazu in der Lage. Das letzte Mal hatte sie die

aschfeine Seide gewebt, damit die später unter Jaens hungrigen Augen von Ikerias Fingern floß. Sie konnte nicht. Nicht mehr.

Und selbst beim Weben der aschfeinen Seide und beim Tod des Hains hatte Arachne gewußt, daß es nicht sie alleine war, die das Schiffchen führte. Wäre da auch nicht die goldene Strahlung gewesen, die man durch verwirrte Lippen einsog und durch fliegende Finger wieder ausatmete, so wäre da noch irgend etwas gewesen. Sie war es nicht völlig alleine gewesen. Eine andere Macht hatte ihr beigestanden, diese verzweifelten Muster und den aschkalten Schleier darüber zu schaffen. Irgend-eine andere, sterbende Ordnung ...

Langsam sagte Arachne: »Ein Leichentuch habe ich bereits gewebt.«

Suva fragte nicht, wann. Sie lächelte voll geduldigem Verständnis wie zu einem Kind, und Zärtlichkeit stand in ihren schwarzen Augen. »Du wirst ein neues weben.«

»Ich webe nicht mehr.«

»Aber ich bestimme, daß du weben wirst, meine Arachne. Du wirst mein Leichentuch weben, und die Sterblichen werden die Qualität der Arbeit und die Lebhaftigkeit der Muster bewundern.«

»Nein.«

Suva atmete schwerer. »Denke noch einmal nach, ehe du einer Göttin widersprichst!« Sie rammte das Ende

ihres Speers in den Boden. Die schlaffe Haut unter ihren Armen zitterte.

Zorn durchflutete Arachne. Suva war lächerlich, entnervend und bemitleidenswert. Nichts von dem, was sie sagte, war mit irgendeiner Realität verwoben. Zusammenhangloses Zeug, das sich in ihre eigenen, törichten Winde verflog. Arachne blickte finster drein.

Suva betrachtete Arachnes Gesicht, und ihr eigener Ausdruck veränderte sich. Ihre Brauen zuckten, in ihren Augen funkelte plötzliches, boshafte Leben. Selbst ihre Stimme nahm einen anderen Ton an und verlor ihre sonore Aussprache und ihre Ausstrahlung, als ob deutliche Flektionen nicht aus Geräuschen, sondern aus Licht bestünden.

»Es war einmal ein Mädchen, das sich die Augen nach dem Mond ausweinte. Ihr Vater war ein mächtiger Edelmann, und er befahl Sklaven, den höchsten Berg zu besteigen und ihr den Mond herunterzuholen. Jeder, dem es nicht gelänge, sollte enthauptet werden. Hunderte starben schreiend in ihrem Blut. Schließlich entdeckte ein verzweifelter Sklave auf einem Berg eine runde Scheibe Bernstein. Er trug sie hinunter und sagte, das wäre der Mond. Der Zufall wollte es, daß der Mond sich am nächsten Abend nicht sehen ließ, so daß das Mädchen glaubte, den Mond in den Armen zu halten. Sie nahm ihn mit in ihr Bett. Mitten in der Nacht wollte sie den Schatz,

dem sie ihr Herz geschenkt hatte, noch einmal anschauen und lieblosen und zündete die Lampe an. Sie stieß sie mit dem Ellbogen um. Die Bettvorhänge fingen Feuer, und in diesem Feuer verging der Bernsteinmond, so daß das Mädchen weinend und schmutzig in der Asche saß.«

Arachne hörte argwöhnisch zu und nahm an, daß dies das Ende des einfachen Märchens war. Aber Suva fuhr fort.

»Es war einmal ein weißer Stier, der war so schön, daß eine Königin sich in ihn verliebte. Sie gab sich ihm im Innern einer hölzernen Kuh hin und wurde schwanger. Ihr Kind war ein Ungeheuer, halb Stier, halb Mensch, das sich von Menschenfleisch ernährte. Das war der heilige Anfang der Städte von Thera, wohin der verfluchte Jaen gereist ist. Frißt Menschenfleisch.«

Suva legte einen Finger unter die Nase und wackelte obszön damit.

»Es gab einmal einen Hain, der war so golden, daß eine Dame sich in ihn verliebte. Sie erklärte den Hain für heilig und gab sich ihm hin. Ihre Kinder waren goldene Spinnen, die sich von Menschenfleisch ernährten. Das war das heilige Ende von Eiland.«

Suva lachte kreischend auf und schwenkte ihren Schild. Juchzend und keuchend stieß sie den Speer auf den Boden, daß der Stein dröhnte. Das wilde Lachen wurde zu einem Hustenanfall, bis sie schließlich Blut

spie. Zwischen den Stößen, mit denen sie blutigen Schleim aus ihren Lungen preßte, schaute Suva zu Arachne hoch und sagte deutlich: »Ein Leichentuch für eine Göttin. Ich vertraue dir diese Aufgabe an.« Sie kippte unter Husten vornüber, umklammerte Brust und Bauch, bis der Anfall vorüber war und sie sich zitternd erhob und Arachne aus alten, verängstigten Augen anschaute.

*

Die halb unterirdisch liegenden, fensterlosen Lagerräume rochen nach feuchter Erde. Große Tonamphoren von der Höhe eines erwachsenen Mannes reihten sich an einer Wand; kleinere Krüge standen an den drei anderen Seiten. Arachne hielt ihre Lampe in Schulterhöhe, daß das Licht wabernde Kreise auf glatte Tonwölbungen, dicht verkorkte Hälse und wie Krummschwerter geschwungene Doppelgriffe warf. Sie enthielten Öl, Wein, Getreide, Trockenobst, die als Zins an das Herrscherhaus von Eiland bezahlt worden waren.

Ein solches Gefäß umschloß auch Pholen.

Arachne führte ihre Lampe über die kleineren Krüge und suchte nach der Kennzeichnung dessen, der Öl enthalten sollte. Das Öl in den Lampen oben war fast völlig aufgebraucht. Als sie einen Krug an der Wand in der ge-

genüberliegenden Ecke fand, nahm sie die Lampe in die Linke und hob den Krug mit der Rechten hoch. Der Henkel fühlte sich glatt und kühl an.

Auf dem Erdboden inmitten eines vom Boden des Kruges schwach abgezeichneten Kreises lag eine tote Spinne.

Gewöhnlich schrumpften die Spinnen nach dem Tod sehr schnell, aber diese war fest und heil geblieben. Vielleicht, dachte Arachne benommen, war sie durch die kühle Dunkelheit unter dem Krug erhalten geblieben. Aber nein – die Erde war zu feucht. Die Spinne war kein bißchen plattgedrückt, und sie hob den Krug auf Schulterhöhe und neigte den Kopf, um seinen Boden sehen zu können. Der Ton bildete einen Rand und wölbte sich dann leicht nach oben; der Krug hatte nicht direkt auf dem Spinnenkörper gestanden. Ein Stück des Randes war abgeschlagen. Die Spinne hatte sich durch die Öffnung gequetscht, war unter den Krug gekrochen und gestorben.

Woran?

Vorsichtig, als wären beide viel zerbrechlicher, als sie es wirklich waren, setzte Arachne den Ölkrug und die Lampe ab. Mit zwei Fingern hob sie die Spinne auf, legte sie auf ihre andere Hand und hob die Lampe, um sie nahe an das tote Tier zu führen. Sie sah, daß die Spinne jung war: Die Zeichnungen auf ihrem Rückenpanzer waren

eher kartäuser- als jadegrün, und die goldenen Härchen waren fein, fast flaumig. Kein Teil der Spinne war mißgebildet. Die acht Beine krümmten sich zu makellosen, goldenen Bögen; die Fänge ihres Kieferwerkzeugs waren scharf.

Arachne drehte die Spinne um. Die sechs Spinndrüsen unter ihrem Bauch waren alle unversehrt. Von einer hing ein winziges Fetzchen aschgrauer Seide herab.

Es war die erste Spinne, die sie seit dem Sommer gesehen hatte. Vorsichtig legte sie sie in den Kreis feuchter Erde zurück und stellte den Ölkrug darüber. Als sie aus den Lagerräumen in den grellen, kalten Sonnenschein emporstieg, der zwischen den dahinziehenden Wolken durchbrach, richtete sie ihre Schritte zum Hain.

Wo waren die Spinnen? In den Gängen drehte sie von den Wänden gefallenen Verputz um, fühlte mit den Fingern in Ritzen zwischen Steinen, zerrte Türen auf, untersuchte verlassene Räume, insbesondere die Ecken, die am weitesten von den Fenstern entfernt lagen. Sie fand Spinnennetze, deren Seidenfäden noch stark, aber von Staub und toten, nicht eingesponnenen Insekten verkrustet waren. Nirgendwo entdeckte sie eine Spinne. Waren sie alle gestorben?

Oder waren sie zum Hain zurückgekehrt?

An der Kolonnade blieb Arachne stehen und machte eine Pause. Sie hatte den Hain seit dem Tag, da Jaen den

Stein geholt hatte, nicht mehr aufgesucht. Seit der Hain sich aufgebäumt hatte und giftig geworden und Pholen gestorben war.

Etwas wehte ihr mit dem kalten Wind entgegen, und zuerst glaubte sie, es wäre ein Geruch. Es kitzelte ihre Nasenflügel wie ein Geruch, und Arachne atmete tief ein und trat durch den Säulengang. Der Geruch wurde intensiver, und das Kribbeln in ihrer Nase hörte nicht auf. Vielmehr breitete sich das Gefühl langsam über ihr Gesicht aus und streifte dann ihr Denken: zart wie eine Feder, aber gleichzeitig auch mit einer Wärme, wie die ersten Schlucke neuen Weins sie hervorrufen.

Sie blieb ganz still stehen.

Das Gefühl schwoll an, und sie hatte den Eindruck, als würde das kalte Sonnenlicht wärmer und überzöge ihr bloßes Haupt mit süßem Perlmutterglanz. Dann begann der süße Schimmer zu flackern und wurde kleiner, wie ein Lampendocht, der noch nicht richtig Feuer gefangen hat. Aber die Flamme war da, und sie kam vom Hain.

Vor ihr erstreckte sich der Hain und sah genauso aus wie im Frühjahr. Aus dem Schutz der Kolonnade zwang Arachne sich, ihn zu betrachten, doch hinabzutreten war sie nicht in der Lage, als wäre sie eine der Steinsäulen. Dann fiel ihr auf, daß sie nun fast an der gleichen Stelle unter der Kolonnade stand, wo sie an jenem letzten Tag

obenauf gestanden hatte. Im Hain vor sich sah sie das gleiche versengte Gras, die gleichen gefälltten Baumstümpfe und abgehackten Äste, die nun am Boden vermoderten, denselben Erdhügel, wie der Misthaufen eines Bauernhofs, der aus dem Loch um den Stein herum aufgeworfen worden war. Sie konnte den Erdrand um das Loch erkennen, von ihrem Standort aus allerdings nicht in die Grube hineinsehen. Dahinter, wo der Säulengang aufgebrochen worden war und ein Loch zum Himmel klaffte, lagen dieselben zerschlagenen Säulen am Boden neben demselben Steinhaufen verstreut.

Sie konnte nicht weitergehen. Das warme Kribbeln in ihrem Innern ließ nun nach, und wenn dieses Gefühl auch lautlos gewesen war, so hörte sie nun Suvas Stimme, wie sie die Geschichten von dem Mädchen, der Königin und der Dame erzählte. Und sie hörte gleichzeitig Kyles' Stimme sagen: »Die Herrin von Eiland treibt es nur mit dem Hain«, und haßte sich dafür, diese Erinnerung zuzulassen.

Nach einem Augenblick jedoch waren die Stimmen verstummt und verdrängt von neuen Fragen. Was hatte diese prickelnde Wärme hervorgerufen? Sie hatte nichts gemein gehabt mit der Deutlichkeit, der Tiefe und der ernstesten Freude des alten Hains. Diese Empfindung war ungewiß und zaghaft. Und doch ...

Arachne trat ein paar Schritte in den Hain und suchte wieder dieses Gefühl prickelnder Wärme. Es kam nicht.

Sie kauerte sich ins Gras, drehte Steine um, wühlte unter Unkraut und suchte erst vorsichtig, dann zu hektisch, um noch Behutsamkeit zuzulassen. Aber es waren keine Spinnen da. Die Reste von Netzen, die sie fand, waren staubig und schmutzverklebt wie die im Korridor.

Plötzlich befiel sie schreckliche Angst. Aber wovor? Sie wußte es nicht, und ihr wurde klar, daß darin das Bedrohlichste der Angst lag. Sie wußte nicht, was dieses faszinierende Kribbeln anzeigte, woher es gekommen war, was mit all den Spinnen geschehen war und was sich als Nächstes ereignen würde. Aber sie hatte sich noch niemals vor Dingen gefürchtet, nur weil sie neu waren; das war ihr stets als dumm erschienen. Das völlig Neue konnte ebenso gut wie schlecht sein. Oder glaubte sie nicht mehr an diesen Grundsatz?

Nein. Nicht mehr.

Und doch hatte sie weniger Angst vor dem, was das kribbelnde Wärmegefühl hervorgerufen hatte, als vor der Wärme selbst, und das eben deshalb, weil sie *nicht* neu war. Sie erkannte sie. So blaß, schwach und zaghaft sie war – sie erkannte sie wieder. Es war die Ausstrahlung des Hains in embryonaler und schwächster Form, und sie stellte fest, daß sie sich davor fürchtete. Sie hatte Angst, sie würde sich täuschen oder das Gefühl könnte verschwinden oder nicht verschwinden. Hoffnung und Hoffnungslosigkeit erschienen gleichermaßen schrecklich.

Arachne stand auf und schritt übers Gras zu dem Loch, wo einst der Spinnenstein gestanden hatte. Ihr Gesicht war starr, und sie fühlte nicht den Boden unter ihren Füßen. Sie wußte nicht, was zu sehen sie erwartete, aber sie beugte sich mit so zusammengebissenen Zähnen über den Rand, daß ihr die Kiefer schmerzten.

Das Loch war leer.

Plötzlich wurde sie wütend. Das schwache Prickeln schien eine Verhöhnung zu sein, eine boshafte Karikatur der strahlenden Geradlinigkeit, wie sie das Geschenk des Hains gewesen war. Einer Geradlinigkeit, die zu Tod und Zerstörung, Schmerz und – ja, genau wie in Suvas Geschichte – zum Verzehr von Menschenfleisch geführt hatte.

Immer noch wütend machte Arachne kehrt und ging durch die Gänge zu ihrem Zimmer. Der Webstuhl stand immer noch da. Suva saß mit von sich gestreckten Beinen daneben und spielte mit den unberührten Seidenkörben. Sie hatte sie in fließenden, vollkommen geraden Reihen aufgebaut und so nach Farben angeordnet, wie ein Kind dies machen würde – und wie Pholen es häufig getan hatte. Von Rosa über Scharlach- zu Weinrot, Rotbraun, Bronze und Gold bis Bernstein. Suva hockte mit über die Knie gezogenem Chiton, wo sie sich an einem ihrer schlaffen Schenkel gekratzt hatte. Rosiger Schaum war in ihren Mundwinkeln getrocknet. Als Arachne eintrat, hielt Suva einen Seidengarnstrang empor.

»Blau. Dieses Blau für den Hintergrund. Dieses Meeresblau, und alle Bilder auf meinem Leichentuch schwimmen auf der See.«

Arachne stierte sie an. Wut und Verzweiflung herrschten immer noch in ihrem Innern, und immer noch waren ihr Suvas Geschichten von dem Mädchen, der Königin und der Dame präsent. »Suva. Ich habe es dir schon gesagt: Ich werde kein Leichentuch weben!«

»Du wirst«, beharrte Suva majestätisch und kratzte sich. »Eine Göttin bittet dich darum.«

Arachne drehte ihr den Rücken zu. Irgendwie war es zu einem sinnlosen und albernen Wettstreit zwischen ihnen geworden. Ein Wettstreit an Willenskraft. Willenskraft – jene Macht, von der sie einst angenommen hatte, sie könnte verbunden mit dem entsprechenden Verlangen Gestalterin des Lebens sein. Willenskraft, wie sie nun zu einem dummen Wettstreit mit einer sterbenden Göttin pervertiert war.

Ich bin schon so verrückt wie sie, dachte Arachne und schloß die Augen vor Suva, dem Webstuhl und all den strahlenden Spinnenseidensträngen in Meeresblau.

*

Täglich hatte Arachne Wasser vom nahegelegenen Brunnenhaus zu den Räumen geschleppt, die Suva und sie be-

nutzten. Aber nun war die Quelle, die zwischen den Felsen emporsprudelte, auf denen die Villae erbaut war, brackig geworden. Die Regenfälle des letzten Winters waren zu spärlich gewesen; und die dieses Winters, nach denen Arachne täglich Ausschau hielt, hatten noch nicht eingesetzt. Sie säuberte die Quelle, griff mit nackten Armen so weit in die Felsöffnung, wie sie nur konnte, aber die Verschmutzung war nicht durch eine Verstopfung verursacht. Selbst nach der Reinigung blieb das Wasserrinnsal träge, das Wasser selbst farblos und ein bißchen dick. Arachne probierte einen Mundvoll und spie es wieder aus.

Ein anderes, größeres Brunnenhaus, das von einer tieferliegenden Quelle gespeist wurde, hatte die ganze Villae mit frischem Wasser versorgt. Die Arachne gerade geputzt hatte, war nur für die Herrschaftsräume benutzt worden. Das andere Brunnenhaus stand in der Nähe des Hains, nordöstlich hinter der Kolonnade. Arachne nahm ihren Krug hoch und trug ihn durch die Korridore. Der Tag war bewölkt und kalt, und sie zog den Umhang um ihre nassen Arme.

Sie hatte damit gerechnet, daß die Quelle in diesem Brunnenhaus, die nun fast ein Jahr lang vernachlässigt worden war, verstopft und schmutzig wäre. Statt dessen sprudelte das Wasser sauber hervor. Das Brunnenhaus hatte mir zwei Wände, doch der Steinboden war frei von Staub und herumwehenden Blättern, und der Sand um

den Brunnen war sauber und geharkt. *Suva*, dachte Arachne – *Suva* muß den Brunnen saubergehalten haben. Sie streifte nun frei durch die Villae im Schutz ihrer Göttlichkeit und nahm alle Aufgaben wahr, die sich einer verrückten Göttin stellen. Es mußte *Suva* gewesen sein. Aber dann erblickte Arachne das Netz.

Es war groß und hing zwischen einem Dachträger und der rauhen Steinwand auf einer Seite, so daß der untere Rand des Netzes die Quelle selbst umspannte. Das Netz war grau, doch nicht vom natürlichen Grau der Gewebe ohne *Pharmaka*. Dieses Grau war hell und reflektierend; in ihm fing sich sogar das gedämpfte Licht eines wolkenigen Tages unter einem Dach und widerspiegelte es mit leichtem Funkeln. Arachnes erster Gedanke war, daß es sich um ein neues Netz handeln mußte, denn es war frei von Staub und Fliegen. Aber das konnte wiederum nicht sein; dieses Grau war eine *Pharmakonfarbe*. Und das Gewebe konnte auch nicht unbeschädigt hängen, seit die Eiländer aus der Villae geflohen waren, sonst wären seine Fäden ebenso verkrustet und schmutzig wie die Netze, die sie in den verlassenen Räumen gesehen hatte.

Sie trat näher hinzu. Jeder Faden des Netzes war so sauber wie die Quelle selbst. Vorsichtig strich Arachne mit einem Finger über eine Spirale und stellte fest, daß sie weich war. Jemand hatte alles Klebrige von jedem Faden gewaschen, Strang um Strang.

Suva? Aber Suva wußte nicht, was man dem Wasser beimischen mußte, um die klebrige Oberschicht von der Seide zu spülen – diese Kunst lag ganz bei Arachne und ihren Frauen. Die Spinnen waren fort; es war nur eine Frage der Zeit, daß die Menschen in die Villae zurückströmten. Offenbar war eine ihrer Frauen wiedergekehrt und hatte das graue Netz gewaschen. Wer? Wozu?

Die Farbe des Gewebes erinnerte sie an etwas, aber woran, wollte ihr nicht einfallen. Außerdem rief es ihr viele andere Netze ins Gedächtnis: das aschfeine Netz an jenem letzten Abend im Hain, das mißgebildete Gewebe in Scharlachrot, das sie mit Jaen entwickelt hatte, Netze, an die sie sich seit Kindheit an wegen ihrer besonderen Standorte erinnerte. Eines hatte sich sogar einmal in Jaens Haar befunden. Er war ausgestreckt im Gras des Hains eingeschlafen, und unter Arachnes freudigem Blick hatte eine Spinne ein blaues Netz von seinen Locken zu einer Distel gesponnen. Jaen hatte beim Aufwachen gemurrt, weil das Netz blau anstatt scharlachrot war. Es hatte sie wütend gemacht, daß ihm die Farbe wichtiger war als das Netz selbst – es war ihr wie die Ablehnung eines Geschenks erschienen, und sie hatte ihm eine Ohrfeige versetzt. Er hatte sie zurückgeschlagen. Sie waren noch sehr jung gewesen.

Arachne lächelte schmerzlich angesichts dieser Erinnerung. Sie tauchte ihre Hand in die Quelle und spritzte

Wasser auf das graue Netz. Es blieb in winzigen Tröpfchen daran hängen und ein plötzlicher Sonnenstrahl aus den Wolken ließ sie auffunkeln.

Sie füllte den Krug, balancierte ihn auf dem Kopf und drehte sich um, ohne dem Netz einen weiteren Blick zu schenken. Im Eingang des Brunnenhauses stand Amaura.

Sie sah wie Jaen aus. Im ersten erschrecken und schmerzlichen Augenblick des Wiedererkennens begaffte Arachne die Veränderungen, die neun Monate in ihrer Tochter bewirkt hatten, und sah Jaen in Amauras großer, schlanker Gestalt, in der ruhelosen Grazie ihrer Haltung, in den klaren, kräftigen Linien von Wange und Kiefer. Eine Schönheit, wie Aretone gesagt hatte – eine Schönheit und Jaen. Nur Amauras helle Augen waren die ihren, und als Arachne sie benommen ansah, begriff sie, wo sie die Farbe des Gewebes über dem Brunnen schon gesehen hatte.

»Hallo, Mutter.«

»Amaura. *Amaura* ...«

»Gib mir den Wasserkrug.« Sie nahm ihn von Arachnes Kopf. Im letzten Jahr war Amaura so gewachsen, daß die beiden Frauen fast gleich groß waren. Amaura lächelte zart und geheimnisvoll und strich sich das Haar, das ihr offen auf die Schulter hing, aus dem Gesicht. Arachne schlang die Arme um sie. Amaura wehrte sich weder, noch erwiderte sie die Umarmung ihrer Mutter.

»Bist du alleine, Amaura? Wie bist du zur Villae gekommen? Geht es dir gut? Amaura ...«

»Das Netz ist meines, Mutter. Ich habe alle Beutetiere aus der Seide gepflückt und die Fäden gewaschen. Es hat viel Zeit in Anspruch genommen.«

»Wie bist du gekommen? Bist du alleine, Spinnchen?«

Sie sagte es, ohne nachzudenken, aber Amaura strich sich das Haar aus dem Gesicht und lächelte. »Das Netz ist eine Gabe an die Göttin. Als ich die Fliegen herunterpflückte, kam ich mir wie eine kleine Spinne vor. Ich fühlte mich wie eine Spinne. Ja, eine Spinne.«

Entmutigt trat Arachne einen Schritt zurück und schaute ihre Tochter an. Unter ihrem Blick schnitt Amaura eine leichte Grimasse und warf ihr Haar zurück. Die Geste war so mechanisch und bedeutungslos wie eine Gewohnheit, aber Arachne war klar, daß Amaura sich dieser Geste und der Fragen ihrer Mutter wohl bewußt war. Amaura ignorierte die Fragen nicht aus einer geistigen Verwirrung heraus, sondern sie paßten einfach nicht in ihr eigenes dramatisches Konzept. Amaura umgab der Hauch von Theatralik: nicht falsch, aber übersteigert. Sie spielte, so begriff Arachne, eine Rolle zu Ende, als wäre diese Begegnung mit ihrer Mutter ein Ritual und sie eine Priesterin, die in ein großes, aber geheimes Unterfangen eingeweiht war. Ihre Augen blitzten.

»Aretone sagt, Suva wäre eine Göttin geworden.«

Arachne packte ihre Tochter bei den Schultern. Sie sprach deutlich und artikulierte jedes Wort mit gewissem Abstand. »Amaura. Bist du alleine vom Weingut über Eiland gegangen?«

»Ja. Ich habe ein paar Tage gebraucht. Ich wollte Suva als Göttin sehen. Wußtest du, daß ich ihren Geschichten niemals Glauben geschenkt habe? Ich dachte, sie würde sich all diese schrecklichen Dinge ausdenken.« Sie lächelte spöttisch und strich sich das Haar aus dem Gesicht.

Arachne packte Amaura und führte sie aus dem Brunnenhaus, fort von dem grauen Netz. Im matten Sonnenlicht verlor Amaura etwas von ihrer Selbstsicherheit. Nun wirkte sie auf Arachne mehr wie ein junges Mädchen und weniger wie eine gezielte Schauspielerin. Aber ihre grauen Augen behielten ihren kalten Schimmer, und Arachne fühlte darin etwas Bedrohliches. Arachnes Brust schmerzte; sie streckte die Arme nach ihrer Tochter aus, und diesmal erwiderte Amaura ihre Umarmung.

»Und dein Vater? Kyles?«

»Ein Trinker«, antwortete Amaura brutal und trat ein Stück zurück. *Um meine Reaktion zu beobachten*, dachte Arachne und war sich wieder einer namenlosen Gefahr bewußt.

»Aretone hat es mir erzählt«, sagte Arachne. *Kyles ...*

»Er trinkt jetzt weniger Wein als anfänglich«, berichtete Amaura. Ehe sie es aussprach, hatte sich auf ihrem Gesicht ein kurzer innerer Kampf widergespiegelt, als

wäre sie hin- und hergerissen zwischen der Möglichkeit, ihrer Mutter diesen mildernden Umstand mitzuteilen und irgend einem anderen Verlangen. Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht. »Ist Suva wirklich eine Göttin?«

»Natürlich nicht, Amaura.«

»Ich hole deinen Wasserkrug.« Sie duckte sich ins Brunnenhaus. Als sie zurückkam, schmiegte sie den Krug in ihre Arme und kniete zu Boden. Arachne erstarrte. Es war genau Kyles' Haltung, als er Pholens Sarkophag hielt. Amaura beobachtete sie aufmerksam, und Arachne sah, daß sie dieses grausame Erinnern bewußt herbeiführte. Amaura wollte, daß sie die Ähnlichkeit sah. Ihr stockte der Atem, und sogleich ließ Amaura den Wasserkrug fallen und schoß auf sie zu. »Entschuldige! Oh, Mutter, es tut mir so leid!«

Sie faßte Arachne um die Taille und hielt sie fest. Wasser aus dem zerschlagenen Krug hatte die Säume ihrer beider Chitons bespritzt. Amaura war stark; Arachne hätte Schwierigkeiten gehabt, ihre Arme freizubekommen. Als Amaura sie losließ, standen in ihren blaß-grauen Augen gleichermaßen reumütige Tränen und lau-ernde Wachsamkeit.

Arachne dachte deutlich: Sie will mich aufwühlen. Deshalb ist sie gekommen.

Wortlos ergriff sie die Hand ihrer Tochter. Amauras Gesicht errötete, und sie wurde ganz steif. Mit der ande-

ren Hand strich Arachne über das lose Haar; es war Amauras eigene Handbewegung, bevor das Mädchen selbst sie ausführen konnte. Das Haar war dicht und wild, und die schwarzen Locken ebenso unzähmbar wie Jaens. Und von Jaen stammte auch diese Sucht nach Aufwühlendem, Dramatischem, nach Gefühl und Abenteuer. Solche Menschen waren nur glücklich – falls man das Glück nennen konnte –, wenn der Augenblick hektisch und ungewiß war, wie hoch der Preis dafür auch sein und wer immer ihn bezahlen mochte.

»Amaura«, begann Arachne und verstummte. Die Kehle schnürte sich ihr zusammen. Sie wußte nicht, was sie sagen wollte, aber ihr fiel auf, daß sie nicht sonderlich erschreckt, ja nicht einmal überrascht war. Am meisten sorgte sie sich um die Wunden, die ihre Tochter suchen und schlagen würde. So hatte sie sich Amauras Zukunft nicht vorgestellt. Hatte sie sich denn überhaupt Vorstellungen gemacht? Amaura hatte Herrin von Eiland werden sollen. Da hatte man keine großen Vorstellungen entwickeln müssen.

Amaura beobachtete ihre Mutter wachsam. Als Arachne nicht weitersprach, sagte Amaura leise: »Onkel Jaen ist wieder auf Eiland.«

Arachne wurde bleich. Amaura erzählte: »Alle Spinnen, die er und Nikos an Bord genommen hatten, starben kurz nach ihrer Ankunft in Thera. Die Priesterinnen

und Gelehrten konnten nicht feststellen, woraus der Spinnenstein bestand, wie er entstanden war und wie man ihn dazu bringen könnte, weitere Spinnen hervorzubringen. Also gab es keine Seide mehr. Es war alles umsonst gewesen.« Sie schob ihr Haar zurück und beobachtete Arachne. »Und als es keine Seide mehr gab, segelte Onkel Jaen nach Hause. Wahrscheinlich war er selbst in Thera nicht bedeutend genug, als daß er hätte bleiben wollen. Es war alles sinnlos, alles. Mutter, schau doch nicht so, nein! Ich hole dir einen Becher Wasser!«

Sie rannte zum Brunnenhaus, kehrte mit einer Tontasse zurück, die dort stets für Reisende stand, und hielt sie ihrer Mutter an die Lippen. Das Wasser war rein und kalt. Amaura goß ihr alles in den Mund und beobachtete sie über den Tassenrand mit besorgten Raubtieraugen. Als das Wasser zu Ende war, schob Arachne sie fort.

»Wo ist Jaen?«

»Auf einem Gehöft in den Bergen. Lyseles' Hof.«

Das klang, als könnte es wahr sein, Lyseles und Jaen waren Jagdfreunde gewesen. »Woher weißt du es?«

»Ich bin in den Bergen herumgeklettert und habe ihn getroffen. Ich habe mit ihm geredet. Er war nicht begeistert, mich zu sehen.« Sie lächelte spöttisch bei einer ihrer Erinnerungen.

»Hat er Kyles besucht?«

»Nein, Vater weiß nicht, daß Jaen hier ist. Jaen kam vor weniger als einem Monat mit einem Schiff von Bylia, das ihn an der Südküste abgesetzt hat. Nicht mit seinem eigenen Schiff. Nur Lyseles und seine Angehörigen und Bediensteten wissen, daß Jaen hier ist.« Wieder das spöttische Erinnern. »Und ich.«

Arachne faßte grob nach dem Arm ihrer Tochter. Ihre Nägel gruben sich in Amauras Haut. »Sag deinem Vater nicht, daß Jaen auf Eiland ist. Sag es ihm nicht!«

Amaura starrte sie an. Etwas zuckte über ihre hellen Augen, aber Arachne konnte nicht erkennen, ob es nun Widerstand oder Einverständnis war. Eine kalte Bö wirbelte Amauras Haar durcheinander und wehte schwarze Strähnen über ihren Mund.

Mit finsterem Blick wiederholte Arachne: »Sag es ihm nicht!«

Die Luft flimmerte. Eine satte Klarheit streifte Arachnes Denken. An Amauras Gesicht sah sie, daß das Mädchen es einen Augenblick früher empfunden hatte. Das Gefühl gesteigerter Klarsicht war weit stärker als beim letzten Mal im Hain, doch es war immer noch von zaghafter, wechselnder Intensität. Es war wie eine reine, richtige Note, die man auf einer Lyra anschlug, aber nur eine, die das Ohr gespannt auf den Rest der Melodie zurückließ. Arachne fühlte in ihren Knochen sowohl den reinen Ton wie auch dahinter die Harmonie und Ord-

nung, die diese Note beinhaltete. Diese Note versprach die Harmonie lebenswichtiger Rechtmäßigkeit, reicher und deutlicher Gefühle, und sie empfand, wie beflissen ihr Innerstes sich dem entgegenneigte, bis sie die Augen aufschlug und Amaura sah.

Das Mädchen hatte den Kopf zurückgeworfen, und ihr Mund war leicht geöffnet, als wäre das Gefühl ein süßer Wind, dem sie das Gesicht entgegenreckte. Ihr offenes Haar wehte. Amauras Gesicht war hingerissen, aber abwesend, als träumte sie im tiefen Schlaf. Sie hatte sich dem Augenblick völlig hingegen, und als er vorüberging, kehrte sie langsam zum Bewußtsein zurück und schnitt dann eine Grimasse in Richtung des Brunnenhauses direkt vor ihr. Die Grimasse war verächtlich, ein rasches Hinabziehen von Mund und Brauen, das unwillkürlich geschah, aber seine Bedeutung hatte. Arachne begriff, daß Amaura das Brunnenhaus vor dem Hintergrund der erhöhten Ausstrahlung des soeben verflogenen Gefühls sah. Das greifbare Objekt wirkte schwer und behäbig, die ungreifbare Empfindung brennend und vielfältig. Amaura wandte den Blick ihrer Mutter zu, und die Grimasse blitzte wieder auf.

Langsam sagte Arachne: »Das Gefühl war nicht so stark.«

»Für mich schon.«

»Hast du es jemals zuvor empfunden?«

»Zweimal, seit ich gestern zur Villae kam. Einmal gestern abend, einmal heute früh.« Als Arachne nicht antwortete, sagte Amaura eifrig: »Hast *du* es denn nicht gefühlt?«

»Gestern nicht und heute früh nicht. Erst jetzt.«

»Es ist wieder der Hain, nicht wahr, Mutter? Der Hain kehrt zurück.«

»Ja. Nein. Der Hain war niemals jenseits des Säulengangs wahrzunehmen!«

»Jetzt aber wohl«, widersprach Amaura. Sie lächelte und strich ihr Haar zurück.

»Warst du schon im Hain, seit du gestern gekommen bist?«

»Ja. Dort ist nichts Besonderes zu sehen.«

»Amaura, du hast niemals zuvor so auf den Hain reagiert. Niemals zu deiner Kinderzeit, als der Hain noch in seiner vollen Pracht existierte.«

»Er hat sich nie zuvor so angefühlt.«

»Doch. Das hat er. So und noch stärker«, erklärte Arachne und versuchte nachzudenken. Amaura war jung, ihr Wesen noch nicht ganz ausgeformt, so wie Arachne jung gewesen war, als sie den Hain auf dem Höhepunkt seiner Kraft empfunden hatte. Spielte das Alter eines Menschen in bezug auf seine Wahrnehmung des Hains eine Rolle? Aber Jaen war jünger als sie, und er hatte stets weniger empfangen. Und einige ihrer Frauen waren älter

als sie. Und auch Delernos hatte sich in seinem letzten Lebensdrittel befunden, als er seinen verbannten Hofstaat zum Hain auf seinem Höhepunkt gebracht hatte. Wie lange hatte der Hain vor Delernos' Ankunft existiert? Niemand wußte es; Eiland war nicht bewohnt gewesen. Sie und Jaen hatten die Frage nie aufgeworfen, weil sie davon ausgegangen waren, der Hain sei unsterblich.

Er war es nicht gewesen. Aber wenn lebendige Dinge starben, dann brachten sie auch Nachwuchs hervor. Vermischten sich das Alter des Hains – *eines* Hains – und das Alter einer Person wie zu einem unantastbaren Pharmakon, um die Wirkung der klaren Ausstrahlung zu beeinflussen? Oder war es nicht das Alter, sondern das Temperament, das sich auswirkte? Aber der Stein war fort, die Bäume verstümmelt, die Spinnen tot. *Nichts* konnte mehr Nachwuchs hervorbringen.

Was hatten sie und Amaura dann aber gefühlt?

Amaura zog ihren Umhang dichter um sich und schauderte. Mit trotzigem Gesicht starrte sie zum Brunnenhaus und dann auf das verschüttete Wasser zu ihren Füßen. Der Wind fegte Körner und Staub über die Scherben. Noch immer hing die irdene Wassertasse von ihren Fingern herab; sie ließ sie fallen. Sie zerbrach nicht, und sie trat freudlos mit dem Fuß dagegen.

»Sag es ihm nicht«, versuchte Arachne es noch einmal und wartete. Amaura sah sie verwundert an. Sie wußte

schon gar nicht mehr, worüber sie geredet hatten. So deutlich, als befände sie sich im Denken ihrer Tochter, sah Amaura die Erinnerungsfetzen sich wieder zusammenfügen: erst Kyles, dann Jaen, ihre Entdeckung von Jaens Ankunft auf Eiland, Arachnes Befehl und – schließlich – ihr Interesse an alledem. Die mögliche Erregung und Dramatik, die Amaura aus ihrer Familie schöpfen konnte, war geringer als die mögliche Erregung und Dramatik, die von dem ausging, was ihre Psyche gestreift hatte.

Sie lächelte, zuckte mit den Schultern und strich ihr Haar zurück. »Ich werde es ihm nicht sagen.«

»Komm mit mir zu meinem Zimmer, Amaura.«

»Ja, ich möchte Suva sehen. Glaubt sie wirklich, sie wäre eine Göttin geworden?«

»Eine Göttin, die ihre Ungezieferstiche kratzt und Blut speit.«

»Also immer noch«, bemerkte Amaura, und ihr spöttischer Ton war genau der von Jaen.

Aber die Abwesenheit, mit der sie ihrer Mutter folgte, war ganz ihre eigene. Arachne verstand, daß Amaura im Geiste noch einmal diesen reinen, strahlenden Ton erlebte. Sie ging wortlos und blicklos. Arachne führte ihre Tochter fest bei der Hand, und ihr Daumen streichelte immer wieder Amauras Knöchel. Einmal griff sie nach Amauras Kinn und drehte das Gesicht des Mädchens zu sich. Sie wollte, daß Amaura nicht vergaß, daß Arachne immer noch da war.

19

Amauras Anwesenheit veränderte die Villae. Als Suva das schöne junge Mädchen das erste Mal neben Arachne stehen sah, erkannte sie sie gar nicht wieder. Die alte Frau ließ ihr Kinn bis fast auf die Brust sinken und schaute Amaura unterm Rand ihres Helmes hervor von unten herauf an.

»Wer ist das?«

»Das ist Amaura, Suva. Du kennst doch die junge Herrin.«

Suva gaffte sie streitsüchtig und unsicher an. »Sie ist nicht die Tochter einer Göttin.«

»Sie ist meine Tochter«, erklärte Arachne. Sie sagte es ruhig und ohne besondere Betonung, aber Amaura hörte etwas aus den ruhigen Tönen, das sie unerwarteterweise nach der Hand ihrer Mutter greifen ließ. Arachne umschloß fest die Finger ihrer Tochter. Sie waren kalt.

»Hallo, Suva«, grüßte Amaura.

Suva stierte weiter vor sich hin. Zwei spärliche Tränen ergossen sich unter dem Helm hervor und tropften auf den Boden.

»Oh, im Namen der ... Suva, hör zu. Das ist meine Tochter. Sie braucht ebenfalls den Schutz einer Göttin.

Also bitte ich dich, deine Segenswünsche auf meine Tochter auszudehnen.«

Amaura beobachtete die lächerliche Freundlichkeit aufmerksam. Ihre Finger krampften sich zur Faust zusammen. Suva überlegte, hob dann den Kopf und lächelte. »Du wirst mich nicht verlassen?«

»Ich werde dich nicht verlassen«, erwiderte Arachne müde.

»Das ist deine Tochter.«

»Das ist meine Tochter.«

»Demnach ist sie die Tochter meiner Tochter.«

»Ja«, bestätigte Arachne gereizt und voller Mitleid. Sie führte Amaura zur Wärme der Feuerstelle. Hinter ihnen zischte Suva plötzlich: »Du hast deinen kleinen Bruder zum Weinen gebracht, an dem Tag, da euer Onkel in See stach. Draußen auf der Klippe. Du wolltest, daß er weinte. Ich kenne dich, Amaura.«

Amaura und Arachne drehten sich um. Aber Suvas Aufflackern vernünftiger Erinnerungen war, falls es sich überhaupt darum gehandelt hatte, schon wieder erloschen. Sie stand da und lächelte ihnen unter ihrem Helm hervor entgegen, sumnte leise vor sich hin und spielte mit den Enden ihrer grauen, ausgefransten Zöpfe.

Später sagte Arachne zu Amaura: »Du mußt nett sein zu Suva. Ich glaube, sie stirbt bald.«

»Sie ist alt. Ihre Zeit ist gekommen.«

»Ja. Aber sie und ich waren hier alleine zusammen, und sie ist mir ...«

»Was?«

Arachne schaute ihre Tochter an. Sie fand nicht die richtigen Worte, um zu erklären, was Suva ihr in den langen Monaten in der Villae gewesen war. Die Peitsche, durch deren Schnur der Häftling weiß, daß er noch am Leben ist. Der Krüppel neben einem, der einem Trost bedeutet, weil er zwei Beine und man selbst nur eines verloren hat. Der Idiot, dessen Hilflosigkeit einen veranlaßt, etwas zu unternehmen, zu arbeiten und somit zu leben. Die Zähne, die das Gift entziehen. All die bitteren Dinge, und sie konnte sie Amaura nicht nennen, die da stand und sie hochmütig anschaute und ihr schwarzes Haar zurückstrich. Statt dessen wies Arachne sie grober als beabsichtigt an: »Tu, was ich sage. Sei nett zu Suva.«

»Sie«, meinte Amaura, »war niemals nett zu mir.«

Im folgenden Monat regnete es jeden Tag. Die drei Frauen trafen sich gewöhnlich am späten Nachmittag in Arachnes Zimmer am Kamin. Ihre Unterhaltungen verliefen schleppend und trocken. Anstatt zu sprechen, tranken sie einen Becher Wein und schauten einander an: Suva würdevoll, ihre Anbeter beobachtend; Amaura gemessen; Arachne mit einer Angst, die sie nicht benennen konnte.

Bis auf den täglichen Wein am Kamin war Amaura eine schwer faßbare Präsenz in der Villae, stand in einem

Augenblick im Zimmer und war im nächsten schon wieder verschwunden. Arachne folgte ihr niemals. Sie dachte, daß Amaura vermutlich zum Hain ging, zum Brunnen, wo das graue Netz hing oder zu was auch immer in der verlassenen Villae, das ihrem ruhelosen Geist für einen Augenblick gefallen mochte. Arachne selbst ging alle paar Tage zum Hain. Jedesmal fühlte und empfand sie nichts. Ihr zeigte der Hain nur einen von Regen triefenden Ort der Zerstörung. Sie fragte nicht, was er Amaura zeigte.

Amaura ließ ihr wildes, schwarzes Haar offen und trug nur weiße Chitons und Umhänge. Sie umrahmte ihre Augen dunkel mit Holzkohle, wie sie es bei Ikeria gesehen hatte. Einmal hatte Arachne Amaura nachts alleine auf der Klippe über dem Meer tanzen sehen – als eine weiße Gestalt, die vor dem dunklen Himmel herumwirbelte. Wenn Arachne die Jugend ihrer Tochter bedachte, fand sie das alles leicht verzeihlich; es war albern, aber unwichtig.

Und doch ahnte Arachne hinter Amauras Gehabe mit Kleidung und Bewegung jenes andere, das weder albern noch unwichtig war und das sie bereits beim Brunnenhaus verwirrt hatte. Amaura sehnte sich nach Dramatik, wie sie nicht in ihrem Kopf entstand. Diese Sehnsucht selbst war pubertär; Amauras Verbissenheit dabei jedoch nicht. Sie suchte nicht nur Zerstreuung, sondern etwas

anderes, irgendeinen dunklen Kern, den Arachne sich nicht vorstellen konnte.

»Erzähl mir eine Geschichte«, bat Amaura Suva. Suva hockte neben der Feuerstelle mit dem Rücken an der gekalkten Wand und dem Helm und dem leeren Becher in ihrem Schoß. Daneben saß Amaura auf einem niedrigen Schemel und polierte den Schild der Göttin mit einem weichen Lappen. Sie hatte sich freiwillig dazu bereit erklärt. Amaura beobachtete Suva wortlos und mit zusammengekniffenen Augen, was die alte Frau für den Respekt hielt, wie er einer Göttin angemessen ist. Arachne, die sie beide von ihrem Platz am Fenster aus beobachtete, sah, daß es weder Respekt noch Furcht war. Sie glaubte, daß Amaura möglicherweise, ohne es zu wissen, auf etwas Substantielleres wartete.

Unvermittelt stand Arachne auf. »Ich gehe in den Vorratsraum. Wir brauchen Wein.«

Amaura wiederholte: »Erzähl mir eine Geschichte, Suva. So wie früher.«

Hinter sich hörte Arachne Suva antworten: »Ich konnte früher keine. Ich kam aus dem Meer.« Sie holte zu größeren Schritten aus, damit die Stimmen hinter ihr nicht mehr zu hören waren.

Sobald ihre Mutter fort war, lehnte Amaura sich auf ihrem Schemel nach vorn. Ihre Stimme war sanft und schmeichelnd. »Aber gewiß kennen Göttinnen doch

Wunder aus der Zeit, bevor sie dem Meer entstiegen. Erzähl mir die doch.«

Suva schürzte nachdenklich die Lippen.

»Siehst du, an Wundergeschichten kannst du dich erinnern«, drängte Amaura.

»Es war einmal«, begann Suva und verstummte. »Es war einmal ...«

»Es war einmal ...« schmeichelte Amaura.

Suva straffte ihren Rücken an der Wand. »Es war einmal eine Hungersnot in einem weit entfernten Land. Es lag weit im Osten am Rande der Welt. Die Menschen dort wußten nichts von der Göttin und verehrten nur unbedeutendere, männliche Gottheiten, was der Grund dafür ist, daß nichts wachsen wollte. Männer bringen aus ihren Leibern nichts hervor.« Sie hielt inne und zog die Stirn kraus; ihre Augen zuckten und wurden dann wieder heiter. »Aber die Göttin erbarmte sich ihrer Unwissenheit, und ihre Milde machte der Hungersnot ein Ende. Dann konnten die Menschen weiterleben.«

Amaura rückte sich auf ihrem Schemel zurecht.

»Es war einmal eine unfruchtbare Frau«, erzählte Suva weiter, »die ein Kind haben wollte. Sie opferte der Göttin zwei Stiere, weiße Stiere mit Blumengirlanden, und ihr Blut strömte rot zur Erde. Das machte der Göttin Freude, und sie belohnte die Frau mit Zwillingsöhnen mit weißem Haar. Sie wuchsen stark und helläugig heran und führten ein glückliches Leben.«

Amaura platzte heraus: »Die sind nicht wie deine alten Geschichten!«

Suva schaute überrascht und dann ein bißchen aufgewühlt drein. Sie stülpte ihren Helm auf den Kopf und ergriff den Speer.

»Es war einmal ein Mädchen, die weinte sich vor Sehnsucht nach dem Mond die Augen aus. Ihr Vater war ein mächtiger Edelmann und er befahl Sklaven, auf den höchsten Berg zu klettern und ihr den Mond herunterzuholen. Jeder, dem es nicht gelänge, sollte enthauptet werden. Aber keiner starb. Der erste Mann, der den Berg erklomm, ein verzweifelter Sklave, erregte das Mitleid der Göttin. Sie schenkte ihm eine Bernsteinkugel. Er trug sie hinab und nannte sie den Mond. Die Göttin ließ den nächsten Abend mondlos werden, so daß das Mädchen glaubte, den Mond in Armen zu halten. Der Sklave wurde mit seiner Freilassung belohnt, und das Mädchen war glücklich.«

Amaura fragte gelangweilt: »Und was passierte, als der richtige Mond schließlich aufging?«

Suvas Züge verkrampften sich vor Anstrengung. Sie blickte ärgerlich auf ihren Speer, kratzte sich an der Lende und schaute zu Amaura. »Was starrst du mich so an?«

»Du bist eine Göttin«, erklärte Amaura. Ihre hellen Augen musterten die alte Frau aufmerksam, und sie lächelte.

Suva kreischte: »Du sollst eine Göttin nicht verhöhnen!« Das Kreischen brach zu einem Krächzen zwischen »Göttin« und »nicht«!

Amaura erhob sich von ihrem Schemel. Sie blieb über die alte Frau am Boden gebeugt stehen. »Bist du eine Göttin, Suva? Bist du es *wirklich*?«

Suva kam wankend auf die Beine. »Fort mit dir! Gotteslästerung! Fort mit dir!«

Amaura rührte sich nicht. Sie wiederholte sanft: »Bist du eine Göttin, Suva? Bist du es wirklich? Wirklich und tatsächlich?«

Suva packte ihren Speer in der Mitte des Schafts und begann, mit Spitze und Schaftende um sich zu schlagen. Amaura tänzelte nach hinten, blieb jedoch in Reichweite. Suva schluchzte mit vor Entsetzen geweitetem Blick und versuchte, Amaura mit dem Schaftende zu treffen oder mit der Spitze zu durchstoßen. Amaura wich dem Speer mühelos aus. Sie hätte ihn packen können, tat es aber nicht. Sie streckte eine Hand aus, jedoch nicht, um selbst nach Speer oder Schild zu fassen; sie hielt die Hand hochgereckt wie zur Bitte oder zum Gruß und stöhnte leise dabei.

»Geh weg! Geh weg!« schrie Suva, während Amaura um sie herumtanzte. Suva stolperte, fiel auf die Knie und begann zu husten. Der Speer polterte zu Boden. Amaura tat keinen Schritt, ihn aufzuheben; sie blieb reglos stehen

und sah zu, wie Suva hustete und schluchzte und Blut und Schleim auf den Boden spie. Amaura verzog das Gesicht. Ihre fahlen Augen glänzten.

Als Suva ausgehustet hatte, half Amaura ihr auf die Beine. Suva schaute finster drein und zitterte. Schließlich leckte Amaura über ihre Unterlippe und fragte: »Bist du eine Göttin, Suva? Bist du wirklich eine?«

Suva riß sich los, packte ihren Speer und stieß ihn nach Amaura.

Die Spitze stieß zwischen Amauras Rumpf und ihren linken Arm. Die Augen des Mädchens wurden größer, und sie zischte überrascht vor sich hin. Suva blieb nur noch wenig Kraft, aber sie stieß immer wieder zu und kreischte zusammenhangloses, unsinniges Zeug. Amaura wich den Stichen aus, und ihre Augen glänzten, als Arachne, die den Lärm gehört hatte, ins Zimmer stürzte.

»Suva!«

Auf Arachnes Schrei stieß Suva blindlings zu. Ihr Fuß trat in die Blutpfütze, daß sie nach vorne rutschte. Der Speer ritzte das weiche Fleisch von Arachnes linkem Arm. Es floß Blut.

Arachne taumelte, allerdings nur für einen Augenblick. Mit ihrem rechten Arm packte sie den Speer, riß ihn Suva aus der Hand und schleuderte ihn durch den Raum. Er fiel polternd auf den Steinboden. Arachne schlug die rechte Hand auf die Wunde. Blut sickerte zwi-

schen ihren Fingern hervor. Benommenheit und Schwindelgefühl durchströmten sie und ließen wieder nach.

»Amaura! Komm her!«

Aber Amaura drehte sich plötzlich um und reckte das Kinn hoch.

»Amaura!«

Das Mädchen lehnte sich an die Wand und betrachtete seine Mutter und Suva, die schluchzend am schleimbesudelten Boden hockte.

In seinem Blick standen Erkenntnis und betroffenes Begreifen: Wie schlimm seine Mutter verwundet war, wieviel Hilfe Suva benötigte. Ein Krampf schüttelte Amauras Schultern. Sie reckte den Kopf höher und neigte ihr Gesicht nach hinten wie in einen lieblichen Wind; ihr verzweifelter Ausdruck verflog. Sie wirbelte herum und lief davon.

»Amaura!« schrie Arachne. Amaura lief weiter.

Arachne hielt immer noch ihren Arm fest und suchte nach einem Stück Wollstoff. Sie band es um ihre Wunde und verknotete es mit den Zähnen und der rechten Hand. Suva hatte wieder zu husten begonnen. Arachne geleitete sie zu einer Liege und zwang sie, sich hinzulegen. Suva ruderte mit beiden Armen und blickte sich schwach um. »Ich entstieg ... der See!« Arachne hielt Suva eine Schüssel hin und wandte den Blick ab, als die alte Frau hineinspuckte.

»Singend«, flüsterte Suva und begann zu weinen. Ihre Tränen flossen spärlich und heiß.

»Ruh dich jetzt aus«, sagte Arachne und zog eine Decke über Suvas Beine. Trotzig kickte Suva sie fort. Sie lag auf dem Rücken mit neben dem Kopf nach oben gewandten Handflächen und vom Husten erschöpftem Körper und sah aus wie ein ausgezehrt, trauriges, zorniges Kind.

»Singend ... unablässig singend. Das ist ... kein Märchen!«

»Es ist ein wunderschönes Märchen.«

»Es ist keine Lüge. Nein.«

»Nun gut«, beruhigte Arachne sie. »Es ist keine Lüge!«

»Ich bin ... eine Göttin.« Suva packte den Zipfel von Arachnes Chiton.

»Dann bist du eben eine Göttin! Laß los!«

Suva ließ den Stoff aus ihren Fingern gleiten. Ihre Tränen waren versiegt; sie betrachtete Arachne aus boshaften, verschlagenen, verzweifelten Augen. »Eine Göttin braucht ein Leichentuch.«

»Im Namen der ...«

»Ja«, flüsterte Suva. Plötzlicher Gestank stieg von der Liege auf; Suva hatte sich beschmutzt. In ihrer schwächlichen Konzentration auf das Leichentuch bemerkte die alte Frau es nicht einmal. Arachne drehte den Kopf fort.

»Ein Leichentuch ... ein Leichentuch ...«

Arachne biß die Zähne zusammen. »Du sollst dein Leichentuch bekommen.«

»Mit Szenen von Eiland«, flüsterte Suva. »Und ... vom Meer.« Sie begann zu summen und lächelte friedlich vor sich hin, während sie in ihrem eigenen Dreck lag.

Verbissen wusch Arachne sie sauber. Dann wickelte sie ihren Arm auf und untersuchte ihn. Die Blutung hatte aufgehört; die Wunde war nicht tief. Sie wusch sie aus, verband sie mit sauberem Wollstoff und schritt zum Hain. Zorn durchflutete sie. Sie hatte vergessen, wie ermutigend Zorn war. Beim Brunnenhaus am Säulengang rief sie: »Amaura!« Sie bekam keine Antwort. Das graue Spinnennetz über dem Brunnen strahlte sauber. Wut befiel Arachne; sie griff in das Netz und riß es vom Dach. Das Netz speiste Amauras theatralische Rituale, nährte die grausamen Spiele, die sie im Geiste ausführte. Sollte sie sich etwas anderes suchen, aus dem sie ihre Krisen spinnen konnte – Spinnenseide würde sie dafür jedenfalls nicht benutzen!

Das Netz ließ sich leicht aus seinen Verankerungen reißen. Die Seide selbst riß nicht, sondern verhedderte sich nur. Arachne warf das zusammengeknüllte Netz in den Brunnen und schritt durch die Kolonnade in den Hain.

Sie spürte sie sogleich: die verlorene, goldene Wahrnehmung von Harmonie und intensiver Lebendigkeit. Obgleich das Gefühl schwächer war als im Hain ihrer Kinderzeit, war es auch stärker als bei ihren vorangegangenen Besuchen. Diese erschienen jetzt eher als Luftströmungen. Das hier war nicht nur eine Veränderung der Luft, nicht nur etwas, das ihren Geist streifte, sondern eine triumphierende Gewißheit: Vorahnung, die zur Wahrheit geworden war. Die Welt verlief nach einem Plan, verkündete diese Wahrheit; es existierte ein buntes Gewebe von Leben und Licht, und sie war so fest darin eingewoben wie Himmel und Meer. Sie war von entscheidender Bedeutung. Das Gewebe wäre nicht dasselbe ohne sie und ohne diesen Augenblick, der alle Augenblicke beinhaltete. Die Kraft des Lebens, die sie durch ihre Adern strömen und in ihren Lungen atmen fühlte, war rein, kostbar und richtig, und es war die Richtigkeit aller Schöpfung, die deutlich in der klaren Luft lag. Arachne hob den Kopf, ihre Augen wurden größer, und ein goldenes Wärmegefühl lief prickelnd über ihren Körper.

Sie, die sich zuvor nur mechanisch bewegt hatte, lebte!

Die Flut des Gefühls verebbte. Arachne blieb benommen stehen, und Tränen standen ihr in den Augen. Sie wußte nicht, ob die Tränen dem Wiederaufleben dieses

Gefühls oder seinem Verstreichen galten. Sie schlug sich die Hände vors Gesicht, und als sie sie wieder sinken ließ, stand Amaura vor ihr und beobachtete sie aus einer ganz gewöhnlichen Gruppe verstümmelter Bäume.

Amaura fragte begierig: »Was hast du empfunden?«

Arachne hörte den Eifer und fühlte in der Ernüchterung ihren Zorn wieder aufsteigen. Mit drei Schritten überwand sie den Zwischenraum zu ihrer Tochter. »Du hast mich alleingelassen, als ich dich um Hilfe bat.«

»Ich fühlte den Hain«, erklärte Amaura. Etwas lief über die Oberfläche ihrer fahlen Augen.

»Du kannst den Hain nicht jenseits des Säulenganges fühlen.«

»Das kann ich wohl.« Und dann verschlagen: »Du hast es ja auch gekonnt. Am Tag meiner Ankunft am Brunnenhaus.«

Das stimmte.

Amaura fuhr fort: »Diesmal ist der Hain anders, nicht wahr? Diesmal erkenne *ich* ihn besser als du. Diesmal gehört er mir.«

Arachne packte ihre Tochter bei den Schultern. »Amaura! Du hast eine sterbenskranke Frau in eine Wut versetzt, der ihr Geist nicht mehr standhalten kann! Du wußtest oder ahntest zumindest, daß sie das nicht verkraften konnte, und trotzdem hast du ...«

»Du warst doch gar nicht dabei!«

»Ich muß nicht dabeigewesen sein. Ich kann auch so sehen, was geschehen ist. Die Folgen der Szene, die du provoziert hast, gehen auf deine Rechnung, und doch bist du einfach davongelaufen und hast Suva in Atemnot und mich mit blutender Wunde zurückgelassen.«

»Der Hain hat mich gerufen.«

»Ich habe gesehen, wie er dich gerufen hat. Ich will einmal hinnehmen, was du sagst – daß der Hain selbst aus dieser Entfernung seine Wirkung auf dich hatte, und zwar eine starke Wirkung. Aber ich habe dein Gesicht gesehen, als du den Hain fühltest, Amaura. Du hattest nicht vergessen, daß Suva sich die Lunge aus dem Leib hustete und mein Arm blutete. Du hast uns beide gesehen und dich entschieden, trotzdem zu gehen. Du hättest uns auch im Stich gelassen, wenn es um Leben und Tod gegangen wäre.«

Amaura stritt es nicht ab. Ein leichtes Windchen zerzauste ihr offenes Haar. Ihre hellen Augen sahen direkt in die Augen ihrer Mutter.

»Du solltest Herrin von Eiland werden«, erklärte Arachne in schneidendem Ton. »Eine Herrin von Eiland vergißt nicht ihre Verantwortung. Eine Herrin von Eiland läuft nicht davon und läßt ihre Leute verzweifelt zurück, nicht einmal um des Hains willen.«

»Du hast das getan«, entgegnete Amaura. »Um des Hains willen.«

Arachne ließ Amauras Schultern los. Ein neuer Windstoß fegte vorüber. Kalter Nieselregen setzte wieder ein. Als Arachne nicht antwortete und keinen anderen Ausdruck annahm, wurde Amauras Gesicht trotzig.

»Ich weiß, daß Aretone etwas anderes behauptet«, fuhr Amaura fort. »Sie glaubt, der Hain wäre gestorben, was immer du auch getan hättest.«

»Was sagst du da, Amaura?« fragte Arachne. »Was glaubst du?«

Das Mädchen schwieg. Arachne sah, daß Amaura ihre Mutter nicht verantwortlich machte. Aber sie glaubte auch nicht, daß sie nicht dafür verantwortlich war. Verantwortlichkeit war Amaura völlig gleichgültig; sie sagte, was sie sagte, nicht weil es stimmte oder sie es für wahr hielt, sondern weil es interessant war. Wenn sie, Arachne, Wut oder Schmerz gezeigt hätte, hätte Amaura versucht, sie zu besänftigen und sich mit aufrichtiger Inbrunst und Leidenschaft entschuldigt. Würde Arachne nicht zornig, führe Amaura fort, bis sie soweit wäre, und beobachtete ihre Mutter aus wachsamen, gierigen Augen.

Plötzlich sah Arachne Suva vor sich, wie sie die Seidenstränge auf dem Steinboden nach Farben ordnete und immer wieder umlegte, bis ein Muster erschien, ein klares, kräftiges Schema. Und wenn es auch nur ein Schema für ein Leichentuch war.

Andere Schemen und Muster schossen durch ihren Kopf, daß sie Schmerzen bekam. Seide für ein Leichentuch, Theatralik zum Aufwühlen, der Hain um Leben und Licht willen.

Und die aschfeine Seide ohne Schema.

Amaura beobachtete sie im leichten Regen. Mit einer Hand strich sie sich das feuchte Haar aus dem Gesicht. »Onkel Jaen ist jetzt in der Villae.«

»Ist das wahr? Oder willst du es nur wahr machen, Amaura?«

Amaura runzelte die Stirn. Sie mußte, so dachte Arachne deutlich, auf die gleiche dramatische Reaktion wie beim ersten Mal gewartet haben, als sie ihr erzählt hatte, daß Jaen sich auf der Insel aufhielt. Aber diesmal hatte Arachne ihre Stimme zur Ruhe gezwungen und ihre Reaktion auf Amauras Angriff – denn es *war* ein Angriff – auf eine Frage und keine Regung beschränkt, und die Frage selbst war eine Art Gegenangriff. Es kam ihr in den Sinn, daß Jaen häufig so vorgegangen war: Daß er einen Angriff mit einem Gegenangriff beantwortet hatte.

Jaen – in der Villae. Der Schmerz zog ihr die Brust zusammen, aber sie ließ sich nichts anmerken. Ihre Tochter beobachtete sie genau. Ihre Tochter mit Jaens ruhelo-
ser Haltung und seinem trotzigen Schmollmund. Wann hatte Amaura diesen Ausdruck angenommen? Hatte sie ihn schon immer gehabt, oder war er neu?

Die beiden Frauen starrten einander durch den kalten Nebel an.

Amaura hob eine Hand zu einer sinnlosen Geste, ließ sie fallen, hob sie plötzlich wieder und packte das Handgelenk ihrer Mutter.

»Komm, ich will dir etwas zeigen.«

»Ich will nichts sehen.«

»Du *mußt*«, beharrte Amaura drängend und zerrte Arachne zum Zentrum des Hains zu dem Loch, wo einst der Spinnenstein gestanden hatte.

Regenfeucht häufte sich die Erde am Rande des Lochs und fiel an den Seiten dunkel hinab. Sie roch kräftig und stark. Zuerst konnte Arachne nichts sehen als den dunklen Schmutz und dunkle Schatten. Als sie sich dann an den Rand kniete und hinabspähte, sah sie es.

Am Boden der Grube lag eine runde Form von der Größe eines menschlichen Kopfes. Die Oberfläche der Kugel war glänzend und glatt, von einer Farbe zwischen Braun und Gold, einem streifigen Bronzeton. Regentropfen rollten darüber und verschwanden an der unteren Halbkugel.

»Bei genauer Untersuchung ist er oval, nicht rund«, erzählte Amaura. Sie betrachtete nicht die gestreifte Kugel; ihr Blick wich keinen Augenblick vom Gesicht ihrer Mutter. »Ein Oval, das auf einem Ende steht. Die Farbe ist fast täglich heller geworden. Als ich ihn entdeckte,

war er erdfarben und halb so groß. Er wächst, Mutter. Er *wächst*.«

Arachne ließ sich in das Loch rutschen. Kalter Schlamm schob sich auf ihren Chiton und klebte an ihren Beinen. Unten hockte sie sich neben die Kugel und spähte darunter. Wie Amaura sagte, war ein Ende oval und das letzte Viertel steckte in der Erde. Arachne ging drum herum. Das Oval war von allen Seiten gleich. Sie beugte sich darüber. Die Oberfläche wies keine Löcher auf und die Streifen ergaben kein Muster. Schließlich berührte sie es. Die Oberfläche fühlte sich gespannt an wie ein praller Weinschlauch und gab leicht unter ihrem zitternden Finger nach.

»Es ist noch weich«, rief Amaura von oben.

»Weich.«

»Ja«, meinte Amaura. »Wie ein Babykopf. Wie Pholens früher.«

Nach langer Zeit stand Arachne auf. Sie konnte nicht mehr aus der Grube herausklettern; die feuchte Erde rutschte unter ihren Füßen fort, und der durch Suvas Speer verletzte Arm konnte ihr Gewicht nicht halten. Amaura holte ein Seil – es war aus Spinnenseide, wie Arachne registrierte – und zerrte sie hoch, eine mühselige und schmutzige Aufgabe. Ihr Arm begann wieder, durch den lehmverschmierten Verband hindurch zu bluten. Als Arachne am Rand des Loches stand, starrten beide Frauen auf die bronzefarbene Kugel hinab. Beide waren naß

und verschmiert, das Haar hing ihnen vom Regen strähnig ins Gesicht, und sie atmeten schwer. Amauras Lidstrich lief ihr in schwarzen Schmierstreifen über die Wangen. Sie schauten einander nicht an.

»Wenn der Hain zum Leben erwacht«, sagte Amaura leise, »schwillt die Kugel ein bißchen, ein ganz klein bißchen an und wird heller. Ich habe es gesehen.«

»Du glaubst, es wird ein neuer Spinnenstein.« Es war keine Frage.

»Ich weiß es nicht.«

»Wann hast du ihn entdeckt?«

»Ein paar Tage nach meiner Ankunft in der Villae.«

»Wir haben beide die Empfindung schon vorher wahrgenommen.«

»Ja.« Amaura zögerte. »Ich verstehe das nicht. Wenn der ... der ... der Stein das Leben des Hains hervorruft, wie konnte ich es dann fühlen, ehe der Stein entstand? Es ergibt keinen Sinn.«

Arachne schaute sie an. Amauras Gesicht wirkte echt verwirrt, ihre Züge waren weich und rund, da der unausgesprochene Wettstreit mit ihrer Mutter nun für einen Augenblick beiseite geschoben war. Sie blinzelte in das Loch, und Arachne mußte nicht mehr an Jaen, sondern an Pholen denken, wie er in sein Spinnenhaus gespäht hatte. Jung ... sie durfte nicht vergessen, wie jung ihre Tochter in Wirklichkeit war.

»Du warst noch nicht schwanger«, sagte Arachne ruhig. »Du hast noch nie gespürt, wie ein Kind sich vor seiner Geburt bewegt.«

Amaura schaute erschreckt drein, dann nachdenklich. Schnell sagte sie: »Wie Pholen.«

Arachne rührte sich nicht. »Oder du.«

Amaura senkte den Blick und strich ihr Haar zurück.

»Amaura. Was genau empfindest du, wenn der Hain sich regt?«

Sie leckte sich über die Lippen. Plötzlich wirkte sie weniger jung und verärgert, als hätte Arachnes Ruhe sie um irgend etwas gebracht. Ihr Gesicht erstrahlte wie das einer Priesterin beim Opfer in einer deutlichen, heiligen Todesahnung. »Ich fühle mich lebendig! Ich fühle mich wie eine Gefangene, die in die Freiheit entkommen ist. Frei von all dem Stumpfsinn, dem Arbeiten, Essen, Schlafen und Reden und wieder Arbeiten, Essen, Schlafen und Reden, bis Eiland eines Tages im Meer versinkt oder wir alle tot sind. Wenn der Hain ruft, lasse ich diesen öden Ort hinter mir und sehe plötzlich einen anderen, wo ich von Bedeutung bin, von der Bedeutung, zu der ich geboren wurde, von der gleichen Bedeutung wie die Menschen in Suvas Geschichten. In ihren alten Geschichten, nicht in denen, die sie jetzt erzählt! Sie waren ... leidenschaftlich und real. Aufregende Dinge ereigneten sich in ihnen, und im Hain habe ich ein Gefühl, als widerführen sie mir. *Mir*,

Mutter. Wenn ich etwas anfasse, fühlt es sich fest und wirklich an. Wenn ich etwas anschau, erstrahlt es in hellen Farben. Wenn ich etwas empfinde, dann fühlt es sich leidenschaftlich und intensiv und wahr und richtig an. Es fühlt sich so an, wie das Leben ablaufen sollte. Auf Eiland ist früher ... im Namen der Göttin! Nichts ist hier so gelaufen, wie es sollte! Aber jetzt im Hain ...«

Amaura verstummte. Ihre grelle Widerspenstigkeit war zu Trotz verblichen. Sie strich sich das nasse Haar aus dem Gesicht; Regentropfen liefen ihr von den Strähnen auf der Stirn in die Augen. Und mit stierem Blick in das Loch auf den embryonalen Spinnenstein wiederholte sie schmallend: »Es ist ein Gefühl köstlicher Flucht.«

Arachne stand da wie zum Tode verurteilt.

»Und?« fragte Amaura gereizt. »Hat der alte Hain die gleichen Gefühle hervorgerufen?«

»Nein«, antwortete Arachne. »Ja.«

Amaura schaute schnell hoch. Doch ihre Mutter hielt den Kopf gesenkt, daß ihr Gesicht von der durchtränkten Mähne verborgen blieb und starrte in das verdunkelte Loch.

»Hast du darüber nachgedacht«, fragte Arachne, »wie es für dich weitergeht, da du jetzt schon soviel Gefühl vom Hain empfängst, wenn dieser kleine Stein erst einmal ausgewachsen und groß ist?«

Amaura schlang die Arme um ihren Körper. Wind zupfte an ihrem Haar. Sie beantwortete etwas ganz ande-

res. »Onkel Jaen ist *wirklich* in der Villae. Ich habe ihm nichts vom Hain erzählt. Er kam von sich aus zur Villae.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht.«

»Hat er den neuen Stein gesehen?«

»Ja. Natürlich.«

»Amaura. Hat er gefühlt, daß der Hain wieder zu Leben erwacht?«

»Einmal. Er stand schon an der gleichen Stelle wie du jetzt. Ich weiß nicht, ob der Hain ihn ruft, wenn er fort ist vom Stein«, berichtete Amaura und war so trotzig, daß Arachne begriff, daß Jaen kein großes Interesse für die Ideen seiner Nichte gezeigt hatte.

»Hör, was ich dir sage«, verlangte Arachne und drehte das Gesicht ihrer Tochter, daß sie ihr in die Augen sehen konnte. »Sag Suva nichts davon.«

»Sag Vater nichts, sag Suva nichts.«

»Amaura, wenn du mich noch einmal nachäffst, schlage ich dich zu Boden.«

Das Mädchen riß überrascht die Augen auf. Arachnes Ton war gelassen, entschlossen, sachlich. »Wenn Suva erfährt, daß Jaen in der Villae ist, beunruhigt sie das nur. Du hast sie heute schon einmal aufgeregt und dann im Stich gelassen. Für dich war es nur ein kleiner Zwischenfall, nur ein Zeitvertreib. Aber für Suva war es nicht klein und unbedeutend. Sie wird es nicht vergessen.«

»Woher willst du wissen, was sie vergißt? Früher hast du die Stimmungen einer verrückten Sklavin nicht einmal registriert.«

»Nein. Früher habe ich das nicht.«

Arachne starrte ihre Tochter aus ruhigen Augen an. Amaura nickte, aber es interessierte sie nicht wirklich. Die Szene mit Suva, die sie heute morgen gefesselt hatte, wirkte nur flüchtig und irgendwie beschämend. Eine verrückte Sklavin, mehr nicht. Amaura schlang die Arme fester um ihre Schultern und blickte trotzig auf den dunstverschwommenen, embryonalen Stein. Verglichen mit den Empfindungen, die der Stein in ihr wachzurufen vermochte, waren die Spannungen zwischen ihrer Mutter, ihrem Onkel und der Sklavin unwichtig. Ablenkungen. Unwirkliche Widerspiegelungen des intensiven und unvergleichlichen Gefühls des Hains, wie Mondschein im Wasser. *Sie* waren real. *Sie* waren Wahrheit. *Sie* waren die Ausstrahlung, die ihrer würdig war.

Aufmerksam beobachtete Arachne das Gesicht ihrer Tochter. Ihrem Blick entging nichts. Er war so gründlich und unbarmherzig wie der von Nikos oder Amauras eigener.

*

Sobald Arachne in ihr Zimmer zurückgekehrt war, spannte sie das Garn auf den Webstuhl.

Am Webstuhl war es anders und auch wieder nicht.

Arachne stellte fest, daß sie trotz der Monate des Müßiggangs unverändert geschickt weben konnte. Ihr Talent hatte sie nicht im Stich gelassen. Die Seide glitt noch ebenso rasch durch ihre Finger, das Schiffchen flog noch ebenso gerade durch die Schußfäden. Wenn sie in den Korb zu ihren Füßen griff, schloß ihre Hand sich um die benötigte Seide, ohne den glatten Fluß von Schiffchen und Kamm zu beeinträchtigen. Jede Bewegung war ihr so vertraut wie der Rhythmus ihres Atems, und genauso notwendig.

Doch als sie am ersten Tag vom Hain zurückgekehrt war und die Schußfäden in der von Suva ausgesuchten azurblauen Seide gespannt hatte, mußte sie feststellen, daß die Seide riß und hängenblieb. Ihre Fingernägel waren fürs Weben zu lang geworden. Lange Zeit starrte Arachne finster auf ihre Hände und spreizte sie mit nach unten gewandten Handflächen, ehe sie sich die Nägel schnitt. Es war so eine scheinbar belanglose Tatsache, die doch von so großer Bedeutung war.

Suva freute sich kindisch. »Mein Leichentuch!« rief sie, klatschte in die Hände und stieß das stumpfe Ende ihres Speers auf den Boden. Die weißen Federn auf ihrem Helm wippten vor und zurück.

Amaura fragte: »Warum webst du jetzt?« Sie betonte das letzte Wort so leicht, daß Arachne nicht genau wußte, was ihre Tochter meinte. Amaura verrichtete bereitwillig all die Pflichten einer Tochter wie auch einer Sklavin des Herrschaftshauses, aber sie wollte niemals weben. Arachne hatte es nicht von ihr verlangt.

»Ich webe ein Leichentuch für Suva.«

»Aber warum gerade jetzt?«

»Suva hat nicht mehr lange Zeit«, antwortete Arachne.

Arachne zog die Stirn kraus. »Sie ist eine verrückte, alte Sklavin.«

»Ja.«

»Herrinnen von Eiland weben keine Leichentücher für Sklaven.«

»Herrinnen von Eiland weben, was sie wollen«, erwiderte Arachne. Sie reagierte nicht auf die Provokation in Amauras Stimme, obgleich sie sie sehr wohl hörte. Was bedeutete es jetzt schon, »Herrin von Eiland« zu sein?

Amaura zuckte mit den Schultern. »Welches Muster soll das Leichentuch bekommen?«

»Wie Suva es sich wünscht. Szenen von Eiland.«

Irgend etwas im Ton ihrer Mutter, etwas, das zu deutlich unter Kontrolle gehalten wurde, ließ Amaura scharf aufblicken. Arachne webte weiter, warf das Schiffchen, hob den Schlagbaum und zog die Seide. Das Flüster-Klopf, Flüster-Klopf erfüllte den Raum und wurde nur durch Suvas gelegentliches, plötzliches Gebrabbel unterbrochen. Die Webgeräusche waren monoton, das Gebrabbel unsinnig. Auf dem Tuch ließen sich keine Muster erkennen; Arachne schlang ihre Tagesarbeit um den Webbaum, sobald sie fertig war. Das Feuer war heruntergebrannt, im Raum herrschte Kälte.

Als Arachne das nächste Mal vom Webstuhl hochsah, war Amaura gegangen.

Arachne nahm das Schiffchen in eine Hand und bemühte sich, ihr Innerstes zu öffnen. Sie fühlte nichts. Wenn sie freilich zum Hain ginge, würde sie sie fühlen – jene schneidende Klarheit, die Amaura gerufen hatte.

Mit reglosem Gesicht drehte Arachne sich wieder zum Webstuhl um.

»Singend, unablässig singend«, sagte Suva. Würdevoll ließ sie sich in die Asche vorm Kamin sinken. Sie liebte die Seidenfetzchen auf ihrem Schoß und lächelte Arachne mit unendlicher Liebe zu.

Arachne wickelte ihre Arbeit höher über den Warenbaum des Webstuhls. Sie konnte Suvas Anblick nicht ertragen.

Stunde um Stunde, Tag um Tag machte Arachne nichts anderes als weben.

Bei Morgengrauen trat sie an ihren Webstuhl, und ihre Finger hatten sich bereits nach der Form des Schiffchens gekrümmt. Manchmal webte sie noch nach Sonnenuntergang beim Schein von Öllampen oder im Mondlicht. Der Nacken tat ihr weh, und ständige Schmerzen breiteten sich in einem Dreieck von ihren Schulterblättern bis ins Kreuz aus.

Das Muster auf ihrem Webstuhl wuchs so schnell wie die Tapisserien im Hain, mit nur einem Unterschied. Bei jeder geistigen, wenn nicht gar manuellen Bewegung war Arachne bewußt, daß sie nicht im Hain, sondern in ihrem Zimmer am Meer stand. Keine goldene Strahlung linderte ihre Schmerzen oder erfüllte ihren Atem, um durch die Finger wieder ausströmen zu können. Das Muster dieser Weberei strömte von *irgendwo* in ihre Finger – sie fühlte es wie Wasser, das von weit unten emporstieg, um sprudelnd aus einem Brunnenhaus zu fließen. Wieder erstand vor ihr das Bild eines Brunnens, und wieder arbeitete sie. Ihre Tapisserie strömte so unaufhaltsam weiter wie kaltes Wasser aus lebendigem Fels.

Aber, so wußte sie, sie stammte nicht von dem gestreiften, embryonalen Stein im Hain. Dieses Muster stammte nicht vom Hain.

*

Ihre Träume veränderten sich. Nun erlebte sie nie mehr den schmerzlich bunten Traum vom Weben im Hain. Zuerst träumte sie überhaupt nicht mehr. Erschöpft ließ sie sich nach den Stunden des Webens auf ihre Liege fallen, und aus der Stille der Tagesarbeit entwickelte sich die Stille eines traumlosen Schlafs.

Doch als der Winter voranschritt, setzten bei Arachne vage, halb erinnerte Träume von einer Art ein, wie sie ihr neu waren. Sie träumte von Kyles' Händen auf ihren Brüsten und ihrem Bauch, von seinem festen Körper, der der Länge nach an den ihren gedrückt lag. Sie konnte seinen Atem in ihrem Gesicht spüren. Wenn er sich bewegte, streifte sie zart das Haar auf seiner Brust.

Sie erwachte im schauernden Halbdämmern und stellte fest, daß sie, die kaum mehr als Zuneigung beim Beischlaf empfunden hatte, mit der Hand zwischen den Schenkeln dalag.

*

Was immer ihr Körper empfand, es beschäftigte ihre Gedanken. Während sie mit reglosem Gesicht an ihrem Webstuhl arbeitete, tastete sie sich durch Gedanken von Männern, Frauen und Waffen.

Die Tapisserie vor ihr – sie wußte, daß sie sie mit der gleichen unerschütterlichen Willenskraft webte, mit der sie verfolgt hätte, was Eiland niemals gekannt hatte und Arachne selbst auch nur aus alten Geschichten vertraut war: einen Todfeind. Aber einen Todfeind hätte man mit Speer und Schild bekämpfen können. Armeen hätten Wehklagen erhoben und Blut wäre geflossen – all das, was an der Südküste geschehen wäre, hätte sie, Arachne, es nicht im allerletzten Augenblick verhindert. Aber sie *hatte* es verhindert, und Kyles hatte ihre Entscheidung – zu welchem Preis auch immer – respektiert. Ihre endgültige Waffenwahl für die Schlacht war der Rückzug gewesen. Ihre Waffe für diesen Kampf – denn sie wußte, wenn bislang auch noch sehr vage, daß das Weben dieser Tapisserie ebenfalls einen Kampf darstellte – war der Webstuhl. Rückzug, ein Webstuhl. Vielleicht, dachte sie, hatten Frauen nicht den Mut zu anderen Waffen. Unbedeutende Gefechte mit unbedeutenden Waffen: ein von einem Brunnen gerissenes Spinnengewebe, ein Pharmakon aus Kräutern und Mineralien, ein alter, verbrauchter Geist, der sich noch tiefer ins Dunkel zurückzog. Das schneidende oder niederschmetternde Wort. Die glatte Ohrfeige statt des Schwerts.

Der Webstuhl.

Waren Frauen demnach Feiglinge? Hatten sie Angst, nicht so sehr vor den Wunden, als diejenigen zu sein, die Wunden zufügten? War es das nackte Verantwortungsge-

fühl, das sie vor dem dahingeschleuderten Becher, dem auf gestürzte Körper einstechenden Schwert und den Äxten in heiligen Bäumen zurückschrecken ließ?

Sie dachte, daß Amaura nicht davor zurückschrecken würde, Wunden zuzufügen.

Nein. Es lag nicht daran, daß Frauen feige waren. Es kam ihr vor, als erahnten Frauen nur häufiger, wie oft große Kämpfe mit einer kleinen Gewalttätigkeit begannen. Es war wie das Spinnen eines großen und kunstvollen Netzes, das mit dem Versuch eines einzigen Brückenfadens beginnt. Wie der schwere Deckel einer Truhe, der sich in einem kleinen Scharnier bewegt.

Es fiel ihr auf, daß sie niemals über die Waffen von Männern und Frauen nachgedacht hatte. Auf Eiland besorgten die Männer den Anbau auf den Feldern und die Ernte und bearbeiteten Metalle; Frauen zogen Kinder auf und bearbeiteten Garne. Beide herrschten, fällten Entscheidungen und besaßen etwas. Und keine all dieser Aktivitäten hatte etwas mit dem Hain zu tun, wo Männer und Frauen gleichermaßen in dieser satten Klarheit gestanden hatten und ...

Aber in Thera, wo es keinen Hain gab?

Jaen hatte herausfinden wollen, welche unterschiedlichen Wunderdinge in Thera gedeihen sollten.

Arachnes Finger arbeiteten wie rasend. Es schien ihr, als drängten die Bilder von Männern sich nicht in ihrem

Kopf, sondern in ihren Fingerspitzen und standen in Gruppen um den Webstuhl. Sie sah, wie der ruhlose, spöttische Jaen, alles, was ihm auf Eiland zur Verfügung stand, für alles, was ihm auf Thera zur Verfügung stand, aufs Spiel setzte.

Sie sah Kyles' Gesicht angespannt über das ihre gebeugt. Mit seinen Knien schob er ihre Schenkel auseinander, und in seinen Augen und seinen fest zusammengepreßten Kiefern stand ein Verlangen, das sie nicht verstanden hatte und nicht hatte verstehen wollen, ein so präzise konzentriertes Feuer, daß es gebündeltem Licht glich, das den Brand auslösen und sie beide verzehren könnte.

Sie sah Nikos, dessen scharfen Augen nichts entging: nicht ein wechselnder Gesichtsausdruck, nicht der Reichtum einer Tapiserie, nicht der berechnete Gewinn, in der Art und Weise, wie ein Mann eine Frau ansah.

Aufs Spiel setzen, in Brand stecken, berechnen.

Sie, Arachne, hatte niemals etwas aufs Spiel gesetzt, um einen anderen zu erobern, war niemals in Flammen gestanden, hatte niemals einen anderen berechnet. Nicht Jaen, nicht Kyles, nicht Amaura, nicht einmal Pholen. Statt dessen, so begriff sie langsam im Laufe der Tage und Wochen über der Arbeit an ihrer Weberei, waren die entscheidendsten Taten ihres Lebens alle aus ihr heraus und durch sie geschehen.

Alleine hatte sie den Hain empfunden.

Alleine hatte sie die aschfeine Seide gewebt.

Alleine hatte sie Kyles Nachricht geben lassen, Jaen am Südufer nicht anzugreifen. Ihre Frauen standen um sie geschart, und ihr Kind hatte sterbend in ihren Armen gelegen, aber sie hatte alleine für sich die Entscheidung gefällt. Sie hatte niemandes Einschätzung wissen wollen, um niemandes Liebe in Flammen gestanden, nichts mehr aufs Spiel setzen wollen angesichts dessen, was sie bereits verloren hatte. Und ihre Entscheidung – die unblutige Waffe des Rückzugs – hatte geheißen, Leute, die gegeneinander gewalttätig werden wollten, voneinander zu trennen und nicht, sie aufeinander zu hetzen. Die Männer hatten aufs Spiel setzen, berechnen, in Brand stecken wollen. Sie hatte sie daran gehindert und sie damit weiter voneinander entfernt, anstatt sie einander näherzubringen. Sie hatte sie einsamer gemacht.

Kyles hatte das am besten verstanden. Da er nicht in der Lage gewesen war, die bittere Einsamkeit mit ihr zu ertragen, hatte er eine bittere Einsamkeit ohne sie gewählt.

Hieß das, so überlegte Arachne, daß Männer ihr Leben zwischen anderen Menschen woben und diese anderen wie viele Stränge grellbunter Seide benutzten, während Frauen die ihren alleine spinnen bis auf die kleinen Körper ihrer Kinder, die dazwischen hingen?

Aretone nicht. Cleis auch nicht. Nicht einmal Suva, die so übel in die wirren Leben anderer verstrickt war, daß das einzige, was sie alleine hervorbrachte, der Wahnsinn war.

Aber sie, Arachne, hatte ihr Leben alleine aus kleinen Gefechten und unblutigen Taten gesponnen.

Sie stand mit schmerzendem Rücken vor ihrem Webstuhl und webte. Azurblau, scharlachrot, grau, smaragdgrün, taubengrau. Das Bild wuchs.

Wieviel Schuld gab Kyles ihr für seine Demütigung an der Südküste und wieviel sich selbst? Arachne wußte es nicht. Ihr Ehemann war ein schattiger Winkel ihres Lebens gewesen, in den sie selten einen Blick geworfen hatte; sie wußte nicht, welcher Gefühle und welcher Einsichten er fähig war. Sie wußte nicht, ob er das Bild auf ihrem Webstuhl verstünde, wenn er es sähe.

Jaen hätte es früher vielleicht verstanden.

Es kam Arachne in den Sinn, daß diese Webarbeit, diese Tapisserie, an die es sie Tag für Tag mit solcher Inbrunst trieb, die zentrale Tat ihres Lebens war: Der Brückenfaden, das kleine Scharnier. Sie erkannte das ohne die gesteigerte Wahrnehmung des Hains, ohne die bohrenden Fragen von Jaens scharfsinnigem Intellekt, ohne Amauras Fieber und Theatralik. Die Erkenntnis kam weniger aus ihrem Kopf als aus ihrem Körper. Sie fühlte sie in der Wölbung des Schiffchens unter ihren

Fingern, in den Schmerzen über der Länge ihres Rückens, im Flüster-Klopf, Flüster-Klopf, das den ganzen Tag ihre Ohren erfüllte. Es war ein Faktor, der so direkt und unsentimental war wie der Sonnenschein auf Eiland. Das Weben dieses Tuchs war die zentrale Tat ihres Lebens.

Eine unbedeutende und unblutige Handlung. Keine Armeen, keine Schlachten, keine kühnen und grellfarbenen Risiken. Nur eine Frau, die alleine und verbissen an ihrem Webstuhl arbeitet.

Arachne dachte, daß es angemessen war. Entschlossen webte sie den ganzen Winter an der Tapisserie, deren Anblick sie nicht ertragen konnte. Und nachts träumte sie von Kyles' Körper, den sie nicht geliebt hatte.

21

In der Nacht, da Arachne Suvas Leichentuch fertigstellte, konnte sie gar nicht aufhören zu weben.

Es war schon weit nach Mitternacht. Am Boden schlief Suva, wo sie eingenickt war, als schmutziges, zuckendes Bündel voller Asche. Amaura schlief vermutlich auch, in einem anderen Zimmer. Ein warmes Lüftchen, ein Frühlingslüftchen blies ins Fenster, und es schien von einer klaren Flut von Mondlicht getragen. Öllampen brannten in der Nähe des Webstuhls, und das Leichentuch erstrahlte klar im Schein der beiden Lichter, von denen eines ruhig brannte und das andere flackerte.

Wenn Arachne versuchte, das Weben zu beenden, begannen ihre Hände zu zittern und ihr Herz flatterte in unregelmäßigen schmerzhaften Zuckungen. Sobald sie das Schiffchen wieder zur Hand nahm, beruhigten sich ihre Hände und das Pochen in ihrer Brust wurde langsamer. Als sie einmal absetzte, um an einem Weinbecher zu nippen, zitterten ihre Finger so sehr, daß sie fast den ganzen Wein verschüttete. Dann wandte sie sich durstig und verbissen wieder dem Webstuhl zu.

Im Laufe der Nacht ging ihr Atem tiefer und schneller. Sie bemühte sich, ihn zu zügeln, doch dann sog sie zuviel Luft ein, daß ihr schwindelig wurde. In diesem Schwindelgefühl beschleunigte sich ihr Atem von selbst wieder, bis sie erneut so schnell atmete, wie das Schiffchen durch den Schußfaden flog, und ihr Herz klopfte.

Sie konzentrierte ihr ganzes Denken auf das Atmen. Sie versuchte, das Schiffchen zu verlangsamen, damit ihre Lungen seinem Rhythmus folgten. Das Schiffchen blieb hängen und ihre Finger zitterten so sehr, daß sie es fallen ließ. Sie hob es wieder auf und webte schneller. Ihr Atem raste, und der Raum begann, sich um sie zu drehen und zu schwanken.

Sie dachte: *So schickt die Göttin also Anfälle*, und sogleich ging ihr Atem wieder normal.

Suva warf sich am Kamin unruhig herum.

Später sah sie sich selbst von außen. Deutlich fühlte sie sich in zwei Arachnes gespalten, zwei unterschiedliche, weibliche Gestalten vor einem Webstuhl. Eine schwebte zum Fenster und beobachtete die andere ruhig. Diese Gestalt – sie – sah die andere Gestalt – auch sie – in allen Details: allzu große Augen, starres Kinn, verzweifelter Gesicht, geschickte Hände. Die Arachne vor dem Webstuhl webte wie von Sinnen und völlig lautlos bis auf das Flüster-Klopf von Schiffchen und Kamm. Nichtsdestoweniger hörte die Arachne am Fenster, wie

die Luft sich mit bitteren Schreien füllte, die an den Wänden wie Steine abprallten. Einer dieser Steine traf die andere Arachne am Hinterkopf, und dann verschwanden sie beide.

Träume ich, dachte sie und schüttelte sich, *träume ich im Stehen? Erschöpfung. Ich kann jetzt nicht aufhören*, versuchte aufzuhören und begann, heftig zu zittern. Sie packte das Schiffchen und warf es wieder durch den Schußfaden.

Sie webte ein, zwei Stunden weiter. Noch zweimal bereitete ihr das Atmen Schmerzen. Einmal schlief sie im Stehen ein und konnte sich gerade noch an einem Pfosten halten, ehe sie nach vorne fiel. Der Mond ging unter, und der Himmel wurde fahl.

Zuerst erstrahlte der Raum nur im gewöhnlichen Dämmerlicht, dann aber noch in einem anderen. Es war keine plötzliche Grelligkeit oder ein Schock von Verzückung. Nur ganz allmählich wurde sich Arachne des Gefühls in der Luft bewußt, und dann dauerte es noch eine ganze Weile, ehe sie sich sicher war.

Ihre Finger spannten sich um das Schiffchen.

Es war der Hain. Er erfüllte die Luft mit einem Schimmer, jedoch auf andere und subtilere Weise als zuvor. Dies war nicht die gefühlsmäßige Verzückung, die Amaura »Flucht« hatte zischen lassen und auch nicht die strahlende, transzendente Freude jenes letzten Abends

vor zwei Jahren, als Jaen ihr sagte, daß er nach Thera segeln wollte. Und doch war es der Hain. Von nirgendwo anders konnte dieses Gefühl in ihrem Innern stammen, als würde sie von einem warmen und ruhigen Wohlsein erfaßt. Es ließ ihre verzweifelte Raserei als feste Zielgerichtetheit und ihre körperliche Mattigkeit als gesunde Erschöpfung erscheinen. Es veränderte sogar ihre Sicht des Raumes um sie her. Die kalte Asche im Kamin wirkte weich und pelzig und wies perlig graue Tönungen auf, die ihre eigene, zarte Schönheit besaßen. Sanftes Plätschern der Wogen am Fuße der Klippen klang lauter als Suvas Schnarchen und dämpfte das heisere Geräusch, so daß es sanft klang. Dämmerlicht lag silbern über dem Steinboden. Irgendwo sang ein Vogel; es war ein Laut, den Arachne in der Raserei ihres Webens nicht bemerkt hätte, den sie jetzt jedoch deutlich vernahm, durchdringend und süß wie er war. Nichts und alles im Raum hatte sich verändert. Alles lag sanft in den Händen der geliebten, goldenen Göttin.

Ihr Haß flackerte so unvermittelt auf, daß ihr schwindelig wurde.

Wieder warf sie sich auf die Weberei. Schneller und schneller und mit schmerzverzerrtem Gesicht schleuderte Arachne das Schiffchen gegen die liebliche Existenz des Hains. Kurz vor dem Ende der Tapiserie zitterten ihre Hände, gleichgültig bei welcher Geschwindigkeit sie ar-

beitete; sie hätte nicht mehr sagen können, ob sie aus Wut oder vor Müdigkeit zitterten. Sie webte, bis sie goldenen Frieden ihre Psyche umspülen fühlte. Als sie soweit war, griff sie nach oben und rollte die Tapisserie ab, bis sie in voller Länge herabhing, so daß sie das ganze Muster überblicken konnte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte niemand, einschließlich sie selbst die ganze Arbeit gesehen. Nun mußte sie sich auf den Boden hocken, um die Abschlußkante fertig zu machen. Um das Schiffchen bewegen zu können, rutschte sie auf Knien hin und her wie ein in die Enge getriebenes Beutetier oder ein Bittsteller. Sie schürfte sich die Knie auf, bis sie bluteten. Über ihr blähte sich das Leichentuch im leichten Wind.

Als das Schiffchen das letzte Mal durchgeschossen worden war, rappelte sich Arachne hoch, fiel zurück und rappelte sich wieder auf. Die klare Strahlung des Hains erfüllte die Luft um ihre keuchende Gestalt. Blut von ihren Knien befleckte den Boden. Arachne stützte sich mit einer Hand gegen den Rahmen des Webstuhls, um nicht wieder zu fallen, schüttelte sich das Haar aus den Augen und zwang sich anzusehen, was sie geschaffen hatte.

Die Webarbeit war eine Gotteslästerung.

Im Zentrum des Leichentuchs strahlte der Hain in seinem alten Glanz. Arachne hatte ihn in den brilliantesten Farben gewebt, so daß ihr ganzes Verlangen darin zu

erkennen war: Die Bäume wirkten so lebendig, wie sie sich in der leichten Brise neigten, jedes Blatt schimmerte klar und frisch um den gloriosen Mittelpunkt, den Spinnenstein. Bäume und Stein waren mit feinen Goldfäden überlegt, die eine helle Strahlung bewirkten. Einzelne Stränge des Netzes spannten sich bis zu den Rändern der Tapiserie und verbanden den Hain mit den Bildern auf der Webkante. Diese Randbilder rund um den Hain waren in derben, grellen, platten Farben gefertigt.

Es waren Bilder der Verzweiflung, die die lebendige Reinheit des Hains Lügen strafte. Arachne hatte den sterbenden Pholen gewoben, wie sein kleiner, steifer Körper von kriechenden Spinnen wimmelte. Jaen mit ausgestreckten Armen, als wollte er nach dem Hain tasten, und seine Füße waren umschlungen von Strängen scharlachroter Spinnenseide, die am Rande der Weberei zu sich windenden Schlangen wurden. Amaura stand als schlanke, weißgekleidete Gestalt mit einer Blumengirlande im Haar, und juwelenbesetzte Schwerter lagen zu ihren Füßen angehäuft. Die Gestalt hatte gar kein Gesicht, sondern nur eine verschwommene, weiße Fläche. Aretone stand über den Sarkophag ihres toten Ehemannes gebeugt. Kyles nackt und sein kräftiger Körper verstümmelt. Beide Arme waren ihm an den Ellbogen abgeschlagen.

Am Fuße der Tapiserie hatte Arachne sich selbst eingewebt. Sie stand direkt dem Hain zugewandt, so daß sie

keine der anderen Personen sehen konnte. In einer Hand hielt sie ein Weberschiffchen. Das goldene Licht vom Hain flutete in dichten, prachtvollen, starken Strahlen über sie hinweg. Es war die hellste Stelle des Tuches, dieses Licht – das massiver wirkte als der Spinnenstein und realer war als die Bäume. Es schien direkt in die Augenhöhlen der gewebten Arachne. Sie lächelte und war geblendet.

Arachne ließ ihr Schiffchen zu Boden fallen. Hinter ihr ertönte ein leises Geräusch, ein unwahrscheinliches Echo des gefallenen Schiffchens, und sie drehte sich um. Im Türrahmen stand Jaen in scharlachroter Seide mit thebanischem Dolch, wie er zur Villae zurückgekehrt war, wie sie gewußt hatte, daß er eines Tages zurückkehren mußte.

*

»Raus!« schrie Arachne. »Raus.«

Jaen schlenderte durch das Zimmer zu dem Leichentuch auf dem Webstuhl. Sie glaubte, ihn leise sagen zu hören: »Im Namen der Göttin ...«, aber sie war zu zornig, als daß sie hätte sicher sein können. Was sie deutlich verstand war: »Du willst mich nicht in der Nähe davon haben ...«

»Ich will dich nicht auf Eiland haben.«

»Aber ich bin hier, Spinnchen.«

Ihr Kopf fuhr hoch. Es war ungeheuerlich. Er redete, stand da und betrat den Raum, als wäre er niemals fort gewesen und mit der vertrauten Selbstverständlichkeit des Hausherrn. Als setzte er ein Gespräch fort, das sie gestern abgebrochen hatten.

Er lächelte, ohne sie anzuschauen. »Niemals hast du etwas derart Kunstvolles gewebt, Arachne. Schau dir diese Spinne an – als ob sie lebendig wäre. Die Härchen an ihren Beinen regen sich im leichten Wind. Die Blätter in den Bäumen rascheln.«

»Danke«, sagte Arachne bitter. Darauf warf Jaen ihr einen plötzlichen, scharfen Blick zu.

»Vor einem Jahr wärest du auf mich losgegangen, wenn ich mich so geäußert hätte.«

»Aber wir sind ein Jahr weiter.«

»Wie deine Weberei beweist.«

»Selbst vor einem Jahr habe ich keinen gebrochenen Mann geschlagen.«

Einen Augenblick lang glühten seine schwarzen Augen, und sie sah in diesem Augenblick, wieviel Anstrengung ihn seine Pose selbstverständlichen Wohlbehagens kostete. Die Selbstverständlichkeit kam nicht von seiner Arroganz und nicht – wie sie halb befürchtet hatte – von dem unumstößlich herrschenden Frieden, der die Luft schimmern ließ, sondern aus seiner Willensanstrengung.

Jaen wollte etwas. Er wollte Ruhe zwischen ihnen beiden. Er wollte glauben, daß sie beide etwas verloren hatten, daß die Verluste gleichwertig waren und sie das Gleiche zurückließen: zwei gleichermaßen verwundete und damit gleichermaßen gerüstete Krieger. Keiner hatte einen Vorteil über den anderen, so daß sie sich einig waren auf der Grundlage, ihren Streit zu vergessen und zu handeln, als wäre niemals etwas vorgefallen. Wie Suva wollte er die direkte Vergangenheit vergessen und sie vergessen lassen. »Hier bin ich, Spinnchen...« Jaen wollte, daß seine Gegenwart der entscheidende Punkt war und nicht seine Taten. Wie Suva. Wie ein Gott.

»Wenn ich gebrochen worden bin«, sagte Jaen, »dann du ebenfalls, Spinnchen.« Er strich über die Tapiserie auf dem Webstuhl. »Aber das ist nun vorbei.«

»Tatsächlich? Diese Webarbeit existiert noch. Möchtest du sie nicht nach Thera schaffen, Jaen, und sie dort feilbieten? Du könntest sie mir ebenso mühelos entreißen wie den Spinnenstein.« Er wandte sich ab, aber zuvor konnte sie noch einen Blick auf sein Gesicht werfen. »Bedenke, Jaen, welchen Preis sie in Thera erzielen könnte.«

»Das ist vorbei. Hör auf, Arachne. Ich werde Vergeltungsmaßnahmen nicht als Schmerz fehldeuten.«

»Hier liegt die Tapiserie, Jaen. Willst du sie mir nicht gewaltsam entreißen? Noch habe ich ein Kind am Leben. Du bist hier noch nicht fertig.«

»Ich bin nicht schuld an Pholens Tod.«

»Du hast nur deinen Profit daraus geschlagen. Sogar daraus noch Profit. Dich können weder Stolz noch Loyalität bremsen.«

Jaens Augen funkelten. »Du hättest keinen Ehemann, der mich aufhalten könnte. Oder glaubst du, du könntest Kyles noch einmal dazu bringen und ihn veranlassen, wieder für einen Preis ins Rennen zu gehen, den du dann anderweitig vergibst?«

Sie fügten einander ruhig und mit tödlicher Gelassenheit Wunden zu.

»Aber ich vergaß«, fügte Jaen hinzu, »du hast Kyles ja seinen ganz persönlichen Preis gewährt. Du hast ihn seinen toten Sohn mitnehmen lassen.«

»Und was hat Ikeria dir gelassen? Ließest du bei ihr einen Sohn zurück, der mit der Lüge aufwächst, sein Vater wäre ein anderer als ein gescheiterter Tuchhändler aus der Provinz, der am theranischen Hof ausgelacht wurde?«

Sie sah seinem Gesicht an, daß es stimmte, daß es ein Kind gab und er den Gedanken nicht ertragen konnte.

»Ein Sohn, Jaen? Vielleicht wird er sich deiner nicht schämen. Vielleicht wird Ikeria ihn niemals darüber aufklären, wer sein Vater ist – aus Angst, sich lächerlich zu machen.«

Jaens Hand fuhr zu seinem Dolch. Während der langsamen Bewegung und der unendlich langen Zeit, die sei-

ne Finger scheinbar brauchten, sich um das stierförmige Heft zu schmiegen, dachte Arachne deutlich: *Er wäre niemals in der Lage zu vergessen, wenn er mich erstäche.* Sie konnte gerade noch den Gedanken abschließen und zusehen, wie Jaens Finger sich wieder von dem Dolch lösten, ohne ihn zu ziehen, ehe ein gellender Schrei die Luft zerriß und in ihren Ohren widerhallte.

Suva war am Boden aufgewacht. Mit irrem Blick starrte sie zum Webstuhl, schrie und raste auf die Weberlei los.

»Aiiiee! Mein Leichentuch! Mein Leichentuch! Gotteslästerung!«

Jaen wich vor ihr zurück. Suva sah ihn gar nicht. Speichel triefte aus ihren Mundwinkeln; Asche von ihrem Chiton rieselte zu Boden. Ihre Augen funkelten vor Zorn, vor Verzweiflung und so heftiger Empörung, daß ihre Wangenmuskeln zuckten und ihre Schultern bebten. Sie packte das Schiffchen und begann unter wildem Geschrei auf Arachnes Kopf einzuschlagen.

»Mein Leichentuch – ein Leichentuch für eine Göttin! Und *das* ... Verhöhnungen und Blasphemien! ... einer Göttin ... du hast Jämmerliches gewebt, Jämmerliches für eine Göttin – Jämmerliches! Für eine Göttin! Blasphemie und *Hohn!*«

Ein Schlag seitlich an ihren Kopf ließ Arachne ins Taumeln geraten und entriß ihr einen Schrei.

»Jämmerliches ...« Suvas Geschrei wurde zu einem durchdringenden und gespenstischen Winseln. Es war ein Wehklagen, das einem die Kopfhare zu Berge stehen und Schweiß aufs Rückgrat treten ließ. Die Augen der alten Frau wurden glasig, und sie begann zu schwanken. Worte mischten sich in das gellende Jammern, Worte einer unbekannten Sprache, Worte, die so verzweifelt und gefährlich klangen wie Heulen aus der Ferne. Suvas Gefuchtel mit dem Schiffchen wurde zu einem Webertanz, irgendeinem toten Ritual, das aus ihrem ertränkten Bewußtsein an die Oberfläche stieg. Ihr ausgemergelter Körper wankte grotesk immer mit Brüsten und Armen auf den Webstuhl zu und wieder zurück, vor und zurück. Mit jedem Vorwärtsschwung riß sie das Schiffchen quer über die Tapiserie auf dem Webstuhl.

»Aieeee ... auauau ... aieeee!«

Jaen packte sie am Handgelenk. Mühelos befreite sie sich aus seinem Griff. Ihr Tanz aus den Knien heraus verlieh ihr eine unheimliche und erstaunliche Kraft; sie führte das Schiffchen wie ein Messer, und ihr Handgelenk fuhr bei jedem Schnitt hoch, als durchtrennte sie nicht Seide, sondern Fleisch. Es war die Auseinandersetzung eines Kriegers mit dem Feind oder eines Priesters mit dem Opfertier. Suvas Gesicht wirkte, als befände sie sich in Trance; sie bejammerte einen Verlust jenseits aller Vernunft und Hoffnung, und in jeder ihrer Bewegungen lag die Kraft eines Kriegers.

»Aieeee!«

Jaen und Arachne wichen vor ihr zurück. Alle bekannten Züge waren aus ihrem Gesicht gewichen, das zu einem erschreckenden, kalten Feuer gewalttätigen Zorns verschwommen war. Suva war weit fort von ihnen an einem Ort, zu dem sie nicht vorstoßen konnten. Wenn sie sie nur berühren würden, würden sie sich verbrennen.

Immer wieder stach sie heftig auf das Leichentuch ein. Arachne hatte die Weberei über dem Kamm noch nicht verknotet. Das mit umnachteter, unmenschlicher Kraft geführte Schiffchen brach den Kamm in zwei Stücke und dann in drei. Die Schußfäden begannen sich zu teilen und unter den unablässigen Schlägen schließlich zu reißen. Die Schußfäden lösten sich. Die reißende Seide erzeugte ein Geräusch wie versengendes Haar, das noch über Suvas bebenden Klagelauten zu vernehmen war.

»Aieeee – auauau – aieeee!« und dann deutlich »Singend ...«

Die Webarbeit hing in Fetzen herab. Der glühende Spinnenstein in der Mitte zuckte, riß und löste sich in bernsteinfarbene Fäden auf. Pholens Gesicht begann zu schrumpfen und einzufallen, wie es nun tatsächlich in seinem Beisetzungsgefäß schrumpfen und einfallen mußte. Suva ließ das Weberschiffchen fallen und packte ihren Speer. Sie durchstieß die Figur von Kyles und riß die

Bäume des Hains zu Fäden herunter. Amaura wurde der Arm von der Schulter getrennt.

Amaura stand im Türrahmen und schlug die Hände vor den Mund.

»Der Hain!« sagte Jaen. »Ihr fließt Kraft aus dem Hain zu!«

Die Luft im Zimmer wogte und flimmerte. Suva jammerte, stieß mit ihrem Speer zu, trennte Kopf von Körper und Seide von Seide, Gestalt von Hain.

Als die Tapiserie in Fetzen vom Warenbaum des Webstuhls hing, schleuderte Suva ihren Speer zu Boden und blieb keuchend und zitternd stehen. Arachne trat ein paar Schritte nach vorn, um Suva zu halten, als diese unter einem Hustenanfall zusammenzubrechen drohte, aber sie brach nicht zusammen. Sie neigte sich Arachne mit einem Blick von so abgrundtiefem Zorn entgegen, daß diese reglos stehenblieb. Suvas Gesicht war so verzerrt und purpurn angelaufen, daß es schon nicht mehr menschlich wirkte. Die Augen quollen ihr hervor, ohne den tranceartigen Glanz zu verlieren, und ihr Mund war lautlos aufgerissen. Ihr Kopf kippte nach hinten wie der Kopf eines Toten, der im gewaltsamen Tod aufgeschrien hatte. Suva sah aus wie eine Ertrinkende.

»Die Seife«, flüsterte Amaura, »der Seifenkopf.« Niemand hörte sie.

»Du«, wandte sich Suva zu Arachne, »du ...« und dann: »Meine Tochter ...« Sie heulte wie ein gekränktes

Kind, aber ihre Augen waren nicht die eines Kindes. Aus ihnen strahlte die übernatürliche Kraft des Hains, der selbst noch auf einer kindlichen Stufe stand, und die drei Beobachter schreckten zurück. In ihrem irren Schmerz sah die verrückte Sklavin zum ersten Mal wie eine Göttin aus. »Du ...« Sie sprach nicht zu Ende. Suva wirbelte herum und lief aus dem Zimmer.

Arachne befielen Schwäche und Übelkeit. Sie streckte die Hand aus, um Halt zu suchen, und stellte fest, daß sie sich auf Jaen stützte. Seine Arme trugen ihr Gewicht mühelos und selbstverständlich – so selbstverständlich, daß sie unwillkürlich nachschaute, ob er tatsächlich den theranischen Dolch trug, den er schon halb gegen sie gerichtet hatte. Er trug ihn.

Amaura bemerkte: »Er hat aufgehört. Der Hain hat aufgehört!«

Der perlige Schimmer der Luft war verschwunden. Gewöhnliches Sonnenlicht erhellte den steinernen Raum.

Arachne ließ Jaen los, setzte sich auf einen niedrigen Schemel und legte den Kopf auf die Knie, damit ihre Übelkeit vorüberginge. In dieser vornübergebeugten Stellung konnte sie nicht mehr nachvollziehen, wieviel Zeit verstrichen war. Sie sah das Zimmer aus einem schrägen Winkel und mit einer deutlichen, zeitlosen Entfremdung. Zusammengekauert auf dem Schemel nicht weit überm Boden war sie zu einer kompakten Form geworden, das

Zimmer dagegen hatte sich ausgedehnt zu einem riesenhaften, verschwommenen Raum. Weite Ausdehnungen des Steinbodens erstreckten sich zwischen Amaura, die die Fetzen auf dem Webstuhl inspizierte, und Jaen, der einen Becher Wein einschenkte. Amauras Hand war ruhig, ihr Gesicht nur ein zitternder, weiß verschwommener Fleck in einer Mähne schwarzen Haars. Jaens Hand zitterte – ein Weintropfen fiel langsam, ganz langsam auf den Boden – aber sein Gesicht war scharf und deutlich zu erkennen.

In dieser Deutlichkeit lag Ungeduld. Jaen, so begriff Arachne, war verärgert, daß Suvas Drama seinen eigenen dramatischen Auftritt gestört hatte. Bevor Suva erwachte, hatte Jaen mit Arachne gestritten und um seinen Platz auf der Insel und im Herzen seiner Schwester gekämpft. Beides war ihm wichtig. Suvas Vernichtung von Arachnes Weberei hatte eine Ablenkung bedeutet. Die Weberei selbst – eine weitere Ablenkung. Was Jaen nicht nützte, stellte ein Hindernis für ihn dar.

»Hier, Spinnchen. Trink das.« Er reichte ihr den Becher. Arachne richtete sich auf, aber ihre merkwürdige Sicht des Raumes blieb die gleiche. Sie selbst war kompakt, klein, fast unsichtbar; das Zimmer war verschwommen und groß, so verschwommen und weit wie die Welt geworden war, wenn es keinen Hain gab, auf den man sein Augenmerk richten konnte.

Jaen strich zärtlich über ihren Arm und gab ihr Zeichen, doch zu trinken. Der Wein schmeckte süß und kühl, und Arachnes Übelkeit ließ nach. Amaura kniete sich neben ihre Mutter auf den Fußboden; die Augen des Mädchens wanderten ruhelos von Arachne zu Jaen, und ihre Hände fuhren durch ihr wildes Haar.

»Was ist hier denn passiert, Mutter? Mutter?«

»Laß sie trinken«, befahl Jaen.

Amauras Augen funkelten. Das Aufeinandertreffen dieser beiden hatte sie versäumt. Und sie hatte irgendeine Szene, eine Krise verpaßt. »Was ist passiert, Mutter? Was hat Suva dazu gebracht?«

»Laß uns alleine, Amaura«, forderte Jaen unmißverständlich.

Als sie nicht ging, packte Jaen sie bei den Schultern und zog sie auf die Beine. Amaura stand wütend auf und trat ihn gegen sein Schienbein. Sie war barfuß und der Tritt schwach, aber Jaen fluchte lautlos, und sein Blick wurde finsterer. Amaura lächelte. Inmitten ihres Lächelns erstarrten ihre Lippen, und ihre Augen wurden größer.

»Nein«, sagte sie leise und schrie dann: »Nein! Nein!«

»Im Namen der ...«

»Der Hain! *Nein!*«

Sie trat wieder zu und diesmal mit voller Wucht. Jaen ließ ihre Schultern los. Arachne strengte jede Faser ihres Innern an, aber sie konnte nichts fühlen. Ein Blick auf

Jaens fassungsloses Gesicht, und Arachne wußte, daß auch er den Hain auf diese Entfernung nicht fühlen konnte. Sie empfand einen Augenblick heftigen und kleinlichen Triumphs. Sie versuchte es wieder, bemühte ihr erschöpftes Denken, und nun nahm sie etwas wahr. Aber es war keine innere Empfindung.

Es war Brandgeruch.

»Nein!« schrie Amaura. Sie stürzte aus dem Raum, daß das schwarze Haar und der weiße Chiton hinter ihr herflatterten. Jaen schnupperte, und sein erschreckter Blick begegnete Arachne. Er lief davon zum Hain, und sie wankte hinter ihm her.

*

Die Regenfälle hatten vor einem Monat aufgehört. Die lebenden Bäume des Hains waren trocken – nicht wie nach dem Sommer, aber doch ausreichend trocken. Totes Holz war von Nikos' Männern zurückgelassen worden, zum Teil zu Haufen aufgestapelt, zum Teil im Gras verstreut. Es lag direkt unter den Bäumen: Stämme, Äste, Zweiglein zum Feuern. Das Gras war trocken. Suva mußte nicht mehr tun, als glühende Kohlen ins Gestrüpp zu werfen.

Flammen prasselten laut über den Boden und leckten an den Baumstämmen empor. Im hellen Sonnenschein warfen sie keine zusätzlichen Schatten. Holz und Gras

knisterten und knackten, als ob Knochen gebrochen würden. Ein großer, brennender Ast stürzte herab und landete in einem ausgedörrten Gesträuch. Blauer, aschegesättigter Holzrauch wurde vom Wind davongeweht.

»Amaura!« schrie Arachne. »Amaura!« Sie konnte sie nicht sehen. Arachne lief ziellos durch den Hain, bog so knapp wie möglich um die Flammen und suchte Stellen, wo der Rauch von ihr fortgeweht wurde, damit sie durchs Feuer schauen konnte. Als sie eine Lücke fand, stürzte sie darauf zu.

»Amaura!«

»Arachne! Nein!«

Jaen hielt sie an den Armen. Sie wehrte sich, war aber zu erschöpft und zu durcheinander, um sich aus seinem Griff befreien zu können. Über seine Schulter, die so scharlachrot leuchtete wie das Feuer, sah Arachne Suva.

Die alte Frau stand auf der Erde, die noch kein Feuer gefangen hatte, am Rande des Lochs zum Spinnenstein. Suva trug ihren Helm und ihren Schild; der Widerschein des Feuers spielte über die gewölbte Bronze. Mit dem anderen Arm hielt sie ihren Speer hoch und richtete ihn, um ihn ins Loch hinabzuschleudern. Über dem Prasseln der Flammen vernahm Arachne ihre Stimme, die kräftig und siegesgewiß Worte brüllte, bei denen es sich um Schlachtrufe einer unbekannten Sprache hätte handeln können.

Amaura sprang zwischen zwei brennenden Sträuchern hervor auf Suva zu. Sie war in engem Kreis um den Stein

gelaufen, indem sie sich in dem Erdgraben hielt, den Tagas hatte ausheben lassen. In ihm hatte einst selbst Feuer gebrannt, nun aber verzögerte er das Ausbreiten der Flammen außerhalb des Hainzentrums. Ihr Chiton war rußbeschmiert, und ihr wildes, schwarzes Haar wogte um sie her. Arachne erspähte das Haar und sah, daß es wie ein Netz davonflog, um Feuer zu fangen, und sie schrie Jaen an und versuchte, nach seinen Augen zu kratzen.

»Laß mich los! Laß mich zu ihr!«

Amaura hatte den Schaft von Suvas Speer gepackt, als die ihn gerade in das Loch schleudern wollte. Suva und Amaura rangen am Rand, zerrten beide an dem Speer, brüllten beide, bewegten sich beide als rußverschmierte Gestalten in Weiß, deren Silhouetten das Feuer abzeichnete. Arachne sah so deutlich, als stünde sie neben ihnen, wie die Flammen ihre Augen aufleuchten ließen: Suvas schwarz, Amauras fahl und voller Angst. Sie konnte sehen, als wäre es bereits Realität, wie die Flammen nach Amauras Haar züngelten, über ihren Chiton hüpfen und sie verbrannten, wie Nikos' gestürzter Sklave verbrannt war, nur daß das Spinnengift sie nicht betäuben würde, wenn ihr Fleisch verbrannte und ihr Schädel unter dem schwarzen Haar verkohlte.

»Amaaaaauuuura!« Arachnes Daumen fand eines von Jaens Augen, aber ehe sie so fest hineinbohren konnte, daß er sie losließ, hatte er den Daumen fortgeschlagen.

»Arachne! Bleib hier!« Er stieß sie zu Boden und lief zum Feuer. Sie rappelte sich hoch und rannte hinterher. Er packte sie mit einem Arm um die Taille. »Ich sagte, du sollst dort bleiben!« Sie wehrte sich. Sein anderer Arm holte aus, seine Hand schloß sich, und seine Faust hieb gegen ihr Kinn.

Arachne stürzte zu Boden. Der Boden war erst schwarz, dann rot. Als sie außer diesen beiden schrecklichen Farben wieder etwas sehen konnte, hob sie den Kopf. Jaen hatte den Rand des Loches erreicht. Der Saum von Amauras Chiton begann in winzigen Flämmchen zu brennen. Jaen schlug sie mit der Hand aus, packte Amaura und zerrte sie zurück. Amaura hielt immer noch das Ende des Speerschafts umklammert und Suva die Mitte. Alle drei brüllten, Flammen von Lauten, die einander verzehrten. Amaura wollte den Speer nicht loslassen. Arachne sah, wie Jaen um sie herumgriff, um ihre Hände zu packen, und wie Suva sich gleichzeitig drehte und den Speer zur Seite riß. Die drei Figuren schwankten, hingen über dem Abgrund und stürzten zusammen in das Loch des Spinnensteins.

Arachne stützte die Arme gegen den Boden und versuchte aufzustehen. Plötzlich loderte das Feuer höher. Im Innern von Arachnes Kopf explodierte alles in Schwarz und Rot, und schließlich ins Nichts.

Sie erwachte auf kaltem Stein, als sie jemanden weinen hörte.

Lange Zeit nahm Arachne nur das Weinen wahr. Es war laut, aber ohne echte Inbrunst – eher ein Weinen aus Enttäuschung als aus Seelenqual. Arachne versuchte, trotz ihrer Kopfschmerzen die weinende Stimme zu identifizieren. Sie hörte ein Trillern in den Schluchzern und dann die Heiserkeit feuchter Lungen.

Suva.

Nicht Amaura.

Arachnes Körper wurde kälter als der Steinboden unter ihr. Sie schlug die Augen auf und stellte fest, daß sie mit seitwärts zum Hain gedrehtem Kopf in der Kolonnade lag. Die Bäume in ihrer unmittelbaren Nähe waren vom Feuer nicht beschädigt. Die weiter entfernt standen, waren am Stamm und den ihr zugewandten Ästen unversehrt, jedoch verbrannt an den ausladenden Ästen, die zur Mitte des Hains hin reichten. Durch lichte Zwischenräume konnte sie bis zum Zentrum des Hains sehen. Alle Bäume hatten gebrannt; die Äste waren herabgestürzt, und die Stämme standen wie große, verkohlte Pfähle und

glühten immer noch. Ein Großteil des Feuers war von selbst ausgegangen, nur zwischen der glosenden Asche flackerten noch einzelne Feuerstellen. Verbrannte und nichtverbrannte Bäume waren deutlich durch einen Ring nackter Erde getrennt: Nikos' Graben hatte das Feuer in Grenzen gehalten und den Rest des Hains gerettet.

Inmitten der Asche regte sich etwas Schwarzes am Boden.

Arachne hob erst den Kopf, dann die Schultern. Amaura, wo war Amaura, sie mußte Amaura suchen.

»Spinnchen, bleib noch liegen.«

Jaen. Er war hinter ihr und seine Hand drückte ihre Schultern nieder. Als sie sich dagegen wehrte, half er ihr aufsitzen.

»Amaura?« Es kam als Krächzen heraus.

»Wohlauf. Sie ist wohlauf, Arachne.« Auf ihren Blick hin fügte er ruhig hinzu: »Ich gebe dir mein Wort.«

»Wo?«

Er deutete zu dem verkohlten Hain. »Beim ... Spinnenstein. Sie will nicht von ihm weg. Aber sie ist unverseht. Nur schmutzig, zerschrammt und durcheinander.«

»Feuer ...«

»Nein. Im Loch selbst hat es nicht gebrannt, und sie kann sich um den Stein herum bewegen, wenn sie möchte.«

Sie lehnte sich mit dem Rücken an eine Steinsäule. Blut und Ruß bedeckten Jaens Gesicht in schmierigen

Klumpen; auf der linken Wange war es mehr Blut als auf der rechten. Sein scharlachroter Chiton war von Asche beschmutzt. Asche beschmierte den Boden des Säulenganges und schwebte wie Fliegen in der Luft um seinen Kopf. Als er ihr aufhalf, zuckte er zusammen; die Haut in seinen Handflächen war verkohlt und blasig davon, daß er die Flammen auf Amauras Chiton ausgeschlagen hatte. Einer von Suvas Armen wies auch Blasen auf. Sie saß schluchzend mit so weit vorgebeugtem Kopf, daß ihr knöchiges Rückgrat wie die Rückenflosse eines gestrandeten Fisches hochragte, und ihre Zöpfe lagen auf dem geschwärzten Stein.

Etwas Scharfes, Glattes schnitt in die Unterseite von Arachnes Zunge, und sie spie es aus. Es war einer ihrer Zähne.

»Was ist ... passiert?«

»Ich habe dich niedergeschlagen«, erklärte Jaen. »Nichts hätte dich sonst davon abhalten können, ins Feuer zu laufen.«

»Aber *du* gingst hinein.«

»Ja«, antwortete Jaen. Er schaute sie fest und mit deutlichem Nachdruck an. Arachne sah, daß mehr darin lag als pure Zustimmung, und daß er wollte, daß sie es bemerkte. Amauras Leben war die Wiedergutmachung für die Verstümmelung des Hains. Hatte er bereits daran gedacht, als er sie niedergeschlagen und sich ins Feuer gewagt hatte?

Oder hatte er ihre Tochter geholt, weil Amaura von seinem Blut und Arachne einst vor langer Zeit ein Teil von ihm gewesen waren, und hatte erst später daran gedacht, sein Wagnis als Aufrechnung darzustellen?

Als Arachne ihm in die Augen sah, war ihr klar, daß sie niemals erfahren sollte, ob er Amaura aus Liebe oder zu seinem Nutzen gerettet hatte. Und wenn er selbst es wußte, würde er es ihr nicht sagen. Und selbst wenn er es ihr sagte, würde sie seiner Antwort nicht trauen.

Suva weinte; es war das simple Schluchzen eines enttäuschten Kindes.

Langsam und mühsam brachte Arachne hervor: »Du gehst hinein. Ich danke dir.«

Aus Blut und Ruß strahlten Jaens Augen. Besiegelt, dachte Arachne – der Vertrag ist besiegelt. Amaura gegen den Stein.

Jaen berichtete: »Suva und Amaura hielten beide den Speer fest, und keine wollte loslassen. Suva verfügte über... außergewöhnliche Kraft. Sie brachte uns alle aus dem Gleichgewicht, so daß wir in das Loch vom Spinnenstein stürzten.« Er wandte sein Gesicht von Arachne ab und blickte hinaus über den verkohlten Hain. »Suva und ich rutschten an den Seiten bis ganz nach unten, aber Amaura fiel auf den neuen Stein. Er ist weich, Arachne. Ihr Körper prallte seitlich ab und drückte ihn ein wie einen Schädel, wenn man die Schläfe einschlägt.«

Benommen fragte sich Arachne, wann er einen an der Schläfe eingeschlagenen Schädel gesehen hatte.

»Plötzlich loderte das Feuer über uns, und wir duckten uns in das Loch, bis das Schlimmste vorüber war. Wir hatten gerade ausreichend Luft. Suva wurde schließlich ohnmächtig. Vorher mußte ich meine ganze Kraft aufbieten, nur um sie daran zu hindern, den Stein mit ihrem Speer aufzuspießen. Amaura wollte mir nicht helfen, Suva zu halten – sie umklammerte nur jammernd den Stein.«

Arachne sah die Szene vor sich: Suva, die mit gespenstischer Kraft gegen Jaen kämpfte, Jaen, der versuchte, ihre Arme zu halten und sein Gesicht von der Speerspitze abzuwenden, der nicht bereit war, sie zu schlagen, wenn sie von der Kraft der Göttin erfüllt war, und somit gegen seine eigene Angst ebenso kämpfte wie gegen die ihre. Amaura, die die Arme um den beschädigten Stein geschlungen hatte und mit jämmerlichen Schreien flehte, daß sie ihn, ihr Leben, doch nicht getötet hatte. Und darüber tobten am Himmel Rauch und Flammen.

»Als Suva ohnmächtig wurde«, fuhr Jaen fort, »habe ich ihren Speer in Stücke zerbrochen und sie nach oben ins Feuer geworfen. Es war nicht der Speer, der sie so stark machte wie mich. Trotzdem habe ich ihn ins Feuer geworfen.«

Es trat eine Pause ein, die nur durch Suvas Schluchzen unterbrochen wurde. »Als Suva wieder zu sich kam, war

alle Kraft aus ihr gewichen – und ich glaube auch alles Erinnerungsvermögen. Das Feuer brannte herunter durch ... nun, es brannte herunter. Ich zerrte Suva aus dem Loch und trug sie und dich zur Kolonnade. Amaura wollte keinen Schritt von dem Stein weichen. Dort sitzt sie nun und wartet, daß er wieder zu leuchten beginnt, falls er kann. Sie muß herausfinden, ob er noch dazu in der Lage ist. Erst wartet sie im Loch, dann kriecht sie herauf an den Rand und dann wieder hinunter.«

Arachne mußte an die Dinge denken, die sie am Rand des aschebestreuten Erdwalls gesehen hatte: Schwarz. Das Schwarz von Ruß und Haar.

»Sie ist nicht verwundet, Arachne. Zumindest nicht körperlich.«

Arachne streckte eine Hand aus, um Suva anzutippen. Sie wollte Suvas Gesicht sehen. Suva hob den Kopf, und Arachne erkannte, daß sie keine rasende Göttin, kein Krieger und keine Sklavin war, die ihr eigenes Kind ertränkt hatte beim Versuch, den theranischen Sklavenhändlern zu entkommen. Suva war ein rußverschmiertes, altes Weib mit entsetztem Blick, das sich nicht erinnern konnte, jemals etwas anderes gewesen zu sein.

»Ich werde dir ein wollenes Leichentuch weben«, sprach Arachne langsam und deutlich. Ihre Brust drückte auf ihre Lungen. Sie mußte an das seltsame Gefühl denken – das kompakte, harte Gefühl, als wäre etwas in ih-

rem Innern gleichzeitig geschrumpft und fester geworden – das sie erfaßt hatte, als Suva ihre Tapisserie zerstörte. Das Gefühl hielt noch an. Sie war so wie Suva ganz normal geworden. »Aus Wolle, Suva.«

Suva stierte sie verständnislos an.

»Ein Leichentuch«, wiederholte Arachne. »Ich werde dir ein Leichentuch aus Wolle weben.«

Suva zog leicht die Stirn kraus. Arachne begriff, daß nichts von dem, was sie sagte, für Suva etwas bedeutete oder irgendwelche Bilder in ihr wachrief. Die Worte waren nur unterschiedlich betonte Laute so wie wortloses Summen.

*

Arachne taumelte auf die Beine. Sie wollte sich von Jaen nicht helfen lassen. Sie gingen gemeinsam zum verkohlten Zentrum des Hains. Blätter flüsterten um sie her wie geschwärzte Zungen.

Amaura saß am Rande des Lochs, daß ihre nackten Beine über den Rand baumelten. Blasen bedeckten beide Füße und eine Wade. Ihre Oberlippe war aufgerissen und geschwollen, ihr Haar auf einer Seite versengt und zu phantastischen, grotesken Formen zusammengeschrumpft. Ihre hellen Augen wirkten riesenhaft in dem rußgeschwärzten Gesicht.

»Amaura ...«, sprach Arachne sie an. Das Mädchen antwortete nicht. Es starrte reglos in das Loch. Arachne konnte nicht widerstehen und spähte über den Rand.

Es überraschte sie, wie klein der Stein war. Sie hatte erwartet, daß er schnell wuchs, aber er kam ihr nun kaum größer vor, als zu dem Zeitpunkt, da Amaura ihn ihr zum ersten Mal gezeigt hatte. Die Färbung hatte sich jedoch merklich von einem streifigen Bronzeton zu einem stumpfen, gleichmäßigen Bernstein verändert. Winzige Löcher sprenkelten die Oberfläche; Arachne konnte sich gut vorstellen, daß daraus mit dem Ausreifen des Steins Tunnel würden. Tunnel – für neue Spinnen?

Arachne schloß rasch die Augen und sagte sich, daß sie damit der Verzweiflung auf dem Gesicht ihrer Tochter entfliehen wollte.

Eine Seite des Steins war eingedellt. Jaens Beschreibung war zutreffend. Doch nichts sickerte aus der eingedrückten Stelle, und keine Ränder waren zerfranst oder aufgerissen. Der eingedrückte Teil wies die gleiche Farbe, Beschaffenheit und Zusammensetzung wie der Rest des ungeborenen Steins auf.

»Es war nicht deine Schuld, Amaura«, betonte Arachne und hörte selbst, wie schwach ihr Trost klang. In einem nahen Gebüsch glühte ein Funken auf, ein Flämmchen flackerte hoch und prasselte eine kurze Zeit. Amaura war in der Lage, hier Tag und Nacht reglos und ohne

zu essen zu warten, bis der Hain sich wieder regen würde. Arachne erschien das als sinnlose Wache: ein zerschmetterter Stein, ein ausgebrannter Wald. Sie erinnerte sich auch an den Todeskampf des ersten Hains in der Nacht, als Pholen starb. Der Hain hatte sich zu einem letzten Kraftausbruch aufgeschwungen, und diese Kraft war von zielloser Bösartigkeit gewesen, in die sich Zerfall und Fäulnis mischten. Hatte jene bösertige Kraft die Spinnen giftig gemacht? Oder hatte es sich um Spinnen gehandelt, die von Natur aus überall anders als auf Eiland giftig gewesen wären und ihre Gefährlichkeit erst wieder entwickeln konnten, als die lebensbejahende Ausstrahlung des Hains schließlich versiegte?

Es ließ sich unmöglich feststellen, welche der beiden Versionen zutraf. Aber, dachte Arachne, wenn es die erste und wenn der neue Stein unter ihr nicht tot war – wenn er sich wieder regte, welche Gefühle würde ein zerschmetterter Stein in einem verbrannten Hain ausstrahlen? Welcher Natur wären die Spinnen, die eines Tages herauskriechen würden?

Arachne schauderte.

»Amaura. Komm jetzt mit. Los. Du kannst hier nichts machen.«

»Ich kann warten.« Ihre Stimme klang ausdruckslos.

Arachne dachte: *Das ist ein Drama, das sie einmal nicht genießt*, und empfand auch gleich Scham.

»Nun komm mit. Komm.«

»Nein. *Nein.*«

Amaura war es ernst, und Arachne war zu kraftlos, um zu streiten. Sie konnte vor Erschöpfung kaum noch stehen; das Kinn tat ihr weh, wo Jaen sie getroffen hatte; sie würde Jaen nicht um Hilfe bitten, Amaura fortzubringen. Arachne ließ sich neben ihrer Tochter in den Schmutz sinken, um zu warten.

Nach einigen Augenblicken fiel sie in unruhigen, nebelhaften, leichten Schlaf. Sie war die ganze Nacht über wach gewesen. Ihr Kopf fiel nach vorn und fuhr ruckartig hoch, ehe sie das Gleichgewicht verlor, und rutschte wieder nach vorn, bis ihr das Kinn gegen die Brust stieß; das wiederholte sich unzählige Male. Manchmal wurde sie vom Knacken einer Kohle hochgerissen, die zu Asche auseinanderbrach. Manchmal weckte sie ein Traumfragment, daß sie an Amauras Arm klammerte. Das Mädchen saß ständig in der gleichen Haltung und immer stocksteif. Arachne konnte nicht sehen, wo Jaen war. Sie war zu erschöpft, um sich darum Gedanken zu machen.

Erst saß sie dösend, dann wach. Ein weicher Goldton hing über dem verbrannten Hain. Das Licht hatte keine besondere Strahlung, ja, war nicht einmal besonders hell. Es ähnelte leichtem Nebel unter diffusem Sonnenschein und war nur bemerkenswert, weil die transparente Atmosphäre der Insel so selten Dunst kannte und der Sonnen-

schein so selten anders als hell und direkt war. Die Gefühle, die Arachnes Inneres streiften, waren so sanft wie das Licht: Frieden, selbstgenügsame Harmonie, eine schwer faßbare Wärme. Sie alle hätten durch den Genuß eines Bechers starken Weins ausgelöst sein können. Mehr nicht.

Arachne schaute ihre Tochter an und sah, daß Amaura es anders erlebte.

Auf Amauras Gesicht stand goldene Verzückung. Ihre Augen strahlten groß und freudig und vergaßen die Zerstörung ringsumher. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen, um ihr Gesicht zu den verkohlten Bäumen emporzurecken, und ihr versengtes, schmutziges Haar fiel von ihrem Rücken herab in die Asche. Amauras Schultern bebten unter den Fetzen ihres Chitons. Arachne faßte grob nach ihr, und die Grobheit entstammte ihrer Angst, ihrer Erleichterung und ihrem Neid. Amaura reagierte nicht. Für sie gab es nichts außer dem Gefühl des Hains, und Arachne sah, daß dieses Gefühl für Amaura weit mehr war als ein zarter Nebel. Und es war auch keine entartete Boshaftigkeit.

Arachne spähte durch den Dunst in das Loch. Der Stein glühte und wies den gleichen schwach schimmernenden Bernsteinton auf wie der erste. Durch das Glühen wirkten die Löcher dunkler und etwas ausgezackter. Keine Seite des Steins war eingedrückt. Das Ganze vibrierte

leicht wie ein Schößling, den man zur Seite gebogen hatte, und der nun an seinen Platz zurückschnellte. Unter Arachnes Blicken verebbten die Vibrationen und hörten schließlich auf. Der kleine Spinnenstein wölbte sich in vollkommener Rundung und glänzte auf der aschebeschmierten Erde.

Am frühen Abend stand Arachne am Fenster in einem der Herrschaftsräume und schaute hinaus über die See. Sie hatte den ganzen Tag geschlafen; Amaura und Suva schliefen immer noch. Das Meer unter ihr war purpurblau wie ein unruhiger Himmel. Zu Arachnes Füßen lag ein halbvoller Sack derber Wolle. Als sie hinter sich ein Geräusch vernahm, wußte sie, ohne sich umzudrehen, daß es Jaen wäre, und obgleich ihre Stimmung gelassen war und sie sich ein bißchen freudlos fühlte, war sie nun zu ihrer eigenen Überraschung neugierig, was er als erstes sagen würde. Und doch erstaunten sie seine Worte.

»Ich habe den Webstuhl von den Fetzen gereinigt.«

Arachne drehte sich um. Der Bronzespiegel an der Wand hinter ihm warf die endlose dunstige Wölbung von See und Himmel zurück. Ein dunkler Fleck in der Mitte war Jaen, der den Ruß heruntergewaschen und sich in dunkle Wolle gekleidet hatte. Sie nahm den frischen Geruch seines Haars wahr und dachte flüchtig, daß er sein Badewasser in seinem Zimmer hatte stehen lassen, unausgeleert und kalt.

»Danke«, sagte sie. »Aber es wäre nicht nötig gewesen.«

»Warum nicht nötig?«

»Auf Kyles' Weingut gibt es auch Webstühle.«

Sein Fuß stieß gegen den Sack am Boden. »Du gehst zum Weingut, Spinnchen?«

»Jaen. Ich möchte dich um einen Gefallen bitten. Nenn mich nicht so.«

»Ich werde es nicht mehr tun«, antwortete Jaen ruhig. Arachne schaute aus dem Fenster und wartete. Er hatte ein Zugeständnis gemacht; sie wartete, daß er die Forderung stellte, um es auszugleichen. Aber wieder versetzte er sie in Erstaunen.

»Die Webarbeit, die Suva zerstört hat, hat mich überrascht. Ich wußte nicht, daß du inzwischen Haß auf den Hain entwickelt hast, Arachne. Ich wußte nicht, daß du Haß darauf entwickeln konntest.«

»Meinst du, das sei der Inhalt der Tapisserie gewesen? Haß auf den Hain.«

»War es das denn nicht?«

»Nein.« Sie strich mit den Händen über das steinerne Fenstersims. Sie fühlte, wie Jaen wartete. Er wollte erfahren, was der zerstörte Teppich aussagte und in welcher Verfassung sie war, als sie ihn webte, aber fragen würde er nicht. Die bösen Anschuldigungen, die sie einander vor Suvas zerstörerischem Akt an den Kopf geworfen hatten, waren von keinem der beiden vergessen worden. Jaen konnte keinerlei Anspruch mehr auf irgendeinen Teil von Arachnes Leben

erheben, und was er nicht als Anspruch oder Geschenk bekommen konnte, wollte er auch nicht erbitten.

Zum ersten Mal dachte Arachne über Jaens triste Situation auf Eiland nach. Für die Menschen, die er regieren sollte, würde er verantwortlich sein für den Angriff auf die Männer, die Verstümmelung des Hains und – durch ungerechtfertigte Assoziationen auch für die unerklärliche Giftigkeit der Spinnen. Daraus schloß sie, um wieviel öder noch seine Lage in Thera gewesen sein mußte, daß es ihn nach Hause getrieben hatte. Wenn Jaen heute seinen Stolz aus dem Stellen und Nichtstellen von Fragen nähren mußte, war ihm vielleicht alles andere genommen worden. Es war so ein kleiner, jämmerlicher Stolz, daß sie ihm sagte, was er wissen wollte.

»Ich habe diese Tapisserie nicht aus Haß auf den Hain gewebt, Jaen. Zuerst sollte es nur ein Leichentuch für Suva werden. Sie wünschte sich eines mit Szenen von Eiland, weil sie hier auf Eiland ihr früheres Leben abgelegt hatte und eine Göttin geworden war.«

»Das hat Amaura mir schon erzählt«, bemerkte Jaen und klang dabei keineswegs erheitert. Arachne wußte, daß er sich an Suvas unheimliche Kraft während des Feuers erinnerte. »Aber sie war keine Göttin.«

»Was war sie dann, Jaen?«

»Eine Frau, die in ihrem Wahnsinn und angesichts ihres bevorstehenden Todes Kraft aus den Regungen des neuen Steins beziehen konnte.«

»Niemals zuvor hat jemand körperliche Kraft aus dem Hain bezogen.«

»Niemals zuvor hat jemand im Hain gekämpft«, wandte Jaen ein. »Leiblich.«

Arachne warf ihm einen scharfen Blick zu. Sein Gesicht wirkte reglos im Dämmerlicht. Er hatte das Blut vom Gesicht gewaschen, und sie konnte die Form der Schnittwunde sehen: ein glatter Bogen von der Schläfe bis zum Kinn. War sie von Suvas Speer gezogen worden? Jaen würde die Narbe bis zu seinem Tode behalten.

Sie fuhr fort: »Ich weiß nicht, ob Suva eine Göttin wurde oder nicht. Sie sprach ständig von den Göttern und ihren Launen – erinnerst du dich? – in ihren Geschichten. Wir haben sie seit unserer Kindheit immer wieder gehört, und Suva muß davor schon Jahrzehnte mit ihnen gelebt haben. Ich weiß nicht, wann aus dem Glauben Einbildung und wann Willenskraft erwächst. Weißt du es, Jaen?«

Einbildung und Willenskraft. Sie sah wieder die Spinnen in den schräggestellten Töpfen und die Pharmaka vor sich, die keine Veränderung bewirkt hatten. Hinter dem Fenster schien ein Stern tief überm Meer.

»Ich weiß, daß Suva dem Tod entgegenging und daß sie ein Leichentuch mit Szenen von Eiland wollte. Ich habe es für sie gewebt. Auf dem Webstuhl entstand die Tapisserie, die du gesehen hast, aber sie entstand nicht aus Haß auf den Hain.«

Arachne verstummte. Ihre Hände, die unruhig über das Steinsims gerieben hatten, hielten still. Sie begriff, daß sie sich selbst belogen hatte: Sie erzählte das alles Jaen nicht aus Mitleid, sondern weil es sie selbst dazu drängte. Ihre Erzählung sprudelte nun aus der gleichen tiefen Quelle wie damals die Weberei. Sie mußte ihre Geschichte erzählen, so wie sie sie hatte weben müssen, und sie mußte sie Jaen erzählen, dem sie nicht vertraute, weil er auf der ganzen Welt der einzige war, der sie vielleicht verstand. Es erschien ihr bitter, daß Vertrauen und Verständnis sich getrennt sollten schaffen lassen, aber sie erkannte, daß es so war.

Jaen wartete geduldig.

Arachne fuhr fort: »Als ich in den ganzen Jahren nach der Kindheit im alten Hain stand, wußte ich, daß ich mich im klaren Licht der Wahrnehmung befand. Es war nicht nur das Vergnügen. Die ... die Richtigkeit und das Gleichgewicht der lebendigen Welt erfüllten mich, oder zumindest glaubte ich das, und sie schienen golden. Wie die Spinnen. Ein goldenes Gleichgewicht. Das hat der Hain mir am meisten geschenkt, Jaen, nicht als pure Glaubensauffassung – oder Einbildung oder Willenskraft – sondern als Tatsache: ein goldenes und lebensnotwendiges Gegengewicht zur Welt. Dann traten alle jene Ereignisse ein, Nikos, Kyles, die Spinnen, Pholen. Du. Dann kam ich zu dem Schluß, daß ich mich getäuscht haben mußte. Ein

Gegengewicht – wie hätte der Hain sein müssen oder wie müßte dieser neue Stein sich entwickeln, um alles Geschehene aufzuwiegen? Was würde Pholens Tod und KYLES' Demütigung und Suvas verwirrtes Denken ausgleichen? Was sollte die anderen Tode aufwiegen können: den von Aretones Mann, der anderen gebissenen Eiländer, ja selbst der drei theranischen Sklaven, die ich habe sterben sehen, als sie den Stein fortschafften? Was sollte deine Verstümmelung des Hains aufwiegen? Sag mir, Jaen, wie lieblich, wohlwollend und *gerecht* hätte der Hain sein müssen, um das alles an Eiland wiedergutzumachen?»

Jaen schwieg. Dann bekannte er rau: »Ich habe dieses Gleichgewicht niemals gesehen, das du gesehen hast.«

»Nein. Das hast du niemals.«

Es trat eine Pause ein, die alle die vielen unausgesprochenen Dinge beinhaltete.

Arachne fuhr fort: »Ich dachte, der Hain hätte mich getäuscht. Ich dachte, diese Klarsichtigkeit, dieses intensive Bewußtsein von ... Gnade wäre ein Versprechen gegenüber Eiland. Wir besaßen den Hain. Wir waren geachtet, geschützt, wir waren eingesponnen in ein zentrales, goldenes Netz von lebendigen Dingen. Ich habe mich geirrt. Ich dachte auch, daß ich gegenüber dem Hain versagt hätte. Wenn er lebte und meiner Obhut unterstand, dann oblag mir die Verantwortung, Schaden von ihm abzuwenden. Mir und dir.«

Jaen stand reglos im Dämmerchein.

»Auch darin habe ich mich getäuscht. Der Hain hatte nichts mit jemandem auf Eiland zu tun, weder mit Versprechungen noch mit Verantwortung. Als Delernos hier anlangte, war der Hain schon alt. Er war lebendig, aber in keiner Weise mit Sterblichen verknüpft. Diese goldene Lebendigkeit – sie stimmte schon, sie war weder ein Produkt der Einbildung noch des Willens, aber sie galt nicht uns. Sie galt überhaupt nicht uns. Sie zu beanspruchen, weil wir sie erfaßten, ist ungefähr so, als beanspruchten wir die Sonne, weil sie auf unsere Köpfe scheint. Der Vernunft hält solche Forderung nicht stand.

Vielleicht gibt es tatsächlich einen Grund dafür, daß mein Hain gedieh, starb und verfiel, aber die Zeit, da ich ihn zu begreifen versuchte, ist vorüber. Warum solltest du es begreifen? Die Tatsache, daß Zauberkraft existiert, heißt nicht zwangsläufig, daß sie uns als Werkzeug zur Verfügung steht.«

Weitere Sterne sprenkelten den Himmel. Das Zimmer, dessen Lampen nicht entzündet waren, lag im Dunkeln.

»Du willst sagen«, meinte Jaen, »die Sterblichen sollten nicht versuchen, die Götter zu verstehen.«

»Nein«, erwiderte Arachne geduldig. »Das will ich nicht sagen. Sondern, wir sollten nicht glauben, wir hätten ein Recht zu verstehen. Jene andere, goldene Welt ...«, die *wirkliche*, sagte ihr Blut hartnäckig, *die wirkliche Welt*, »ist nicht die unsere.«

»Wenn du das aber glaubst – wozu dann die Tapisserie? Warum hast du jene Szenen der Zerstörung und des Schmerzes gewebt, die alle durch goldene Fäden mit dem Hain in Verbindung stehen?«

Arachne faßte nach seinem Handgelenk. Er zuckte zusammen, als hätte er sich verbrannt, und sie begriff, daß er argwöhnisch war, weil sie ihn nach ihren früheren Wortwechseln wieder freiwillig anfaßte.

Sie mußte an das denken, was ihr vorher in den Sinn gekommen war: daß für Jaen alles, was ihm nicht nutzte, ein Hindernis darstellte. Er war zu erfahren, um zu glauben, daß es sich notwendigerweise für sie genauso verhalten mußte, also war er überzeugt, sie müßte einen subtilen Grund haben, ihn anzufassen. Den aber hatte sie nicht. Sie berührte ihn nur, weil er festes, warmes Fleisch neben ihr war, weder ein Verbündeter noch ein Hindernis, sondern vielmehr ein anderer, vertrauter Sterblicher in der Abendkühle. Seine Muskeln fühlten sich stark an unter ihren Fingern; der Puls schlug regelmäßig. Die Härchen auf seiner Haut streiften ihren Daumen. Sie hielt das Gelenk umfaßt und sprach weiter.

»Die Klarheit und Strahlung des Hains bedeutete – bedeutet -Präsenz, nicht Taten. Vielleicht ist es tatsächlich die Göttin, wie wir als Kinder glaubten. Vielleicht auch nicht. Aber er ist der einzige. Das sagtest du selbst bei deiner Rückkehr von den Priestern von Thera. Es sind

keine anderen Haine auf der Welt bekannt. Er ist der einzige. Ihm genügt die Präsenz.

Ich habe nicht beim unsterblichen Hain versagt, Jaen, sondern gegenüber den Sterblichen auf Eiland. Den Sterblichen *genügt die nackte Präsenz nicht*. Ich hätte Kyles, Amaura, Pholen, Suva, meinen Frauen und dir, ja sogar dir, mehr geben müssen als nur meine Anwesenheit. Ich hätte den alten Hain nicht retten können. Ich weiß nicht einmal, ob ich Pholen hätte retten können. Die Spinnen wären giftig geworden, unabhängig davon, was irgend jemand tat. Aber ich hätte allem mehr Aufmerksamkeit widmen können.

Hörst du mir zu, Jaen? Ich hätte Kyles, Amaura und Pholen meine deutliche Beachtung schenken können, hätte ich sie nicht ausschließlich dem Hain gewidmet. Ich hätte Kyles' schmerzliches Sehnen nach mir und seine Eifersucht auf dich erkennen können. Ich hätte Pholens Liebe zu den Spinnen erkennen können. Ich hätte deine Verbitterung erkennen können, wenn wir zusammen im Hain standen und du niemals so erfüllt warst von ...«

»Davon wollen wir nicht sprechen«, unterbrach sie Jaen.

Arachne schwieg.

Jaen erklärte: »Hätte es den Hain niemals gegeben, hättest du vielleicht trotzdem nichts erkannt. Menschen, die niemals einen Fuß auf Eiland gesetzt haben, demon-

strieren ein erstaunliches Ausmaß an Blindheit. Die meisten Sterblichen sind blind.«

»Das mag sein. Ich weiß es nicht, weil ich Eiland niemals verlassen habe. Ich wollte es nicht – hier war der Hain. Aber nun werde ich gehen. Erst zu Kyles' Weingut und dann fort von Eiland.«

Jaen zuckte zusammen. »Nach Thera?«

»Nein. Nicht nach Thera.«

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht. Aber schon während ich Suvas Leichentuch webte, wußte ich, daß es das Letzte wäre, was ich jemals aus Spinnenseide herstellen würde. Von nun an werde ich in Wolle weben. Du verstehst immer noch nicht, Jaen. All diese schmerzerfüllten Figuren, die Suva zerrissen hat – sie waren nicht Abbilder dessen, was der Hain vernichtet hatte, nicht einmal Abbilder dessen, was durch *mich* zerstört wurde. Es waren Bilder von Dingen, die ich nicht gesehen hatte, weil ich mit meinem starren Blick auf den Hain nicht darauf geachtet habe.«

Arachnes Finger spannten sich fester um Jaens Handgelenk. Er rührte sich unruhig, aber ehe er etwas sagen konnte – eine Herausforderung, Spöttelei oder Frage –, schaute sie ihn finster an und fuhr fort.

»Wisse das Folgende, Jaen: Sorgsam und beständig das Leben des anderen zu beachten, ist die einzige, goldene Gnade, die Sterbliche erweisen können. Es ist nicht viel. Es

vermag vielleicht nichts zu verändern. Aber es ist alles, was wir geben können. Der Rest liegt jenseits unsrer Hilfe, und damit hatte Suva in all ihren Geschichten recht. Hast du niemals darüber nachgedacht, was ihnen allen gemein war?«

»Daß es nur eines harmlosen Schrittes bedarf, um alles in den Untergang zu stürzen«, antwortete Jaen prompt. Ihr Kopf flog hoch, und er lachte unfreundlich. »Glaubst du denn, was du da erzählst, wäre so neu, Spinnchen? Oder auch nur wahr? Du redest wie ein Kind oder zumindest wie einer, der das provinzlerische Hinterland wie Eiland niemals verlassen hat. Ein Mensch kann einem anderen viel mehr Dinge geben als deine ›sorgsame Beachtung‹. Da gibt es noch Gehorsam, Anerkennung, Vorteil, Macht und alle sinnlichen Genüsse. Deine Äußerungen sind nicht trivial, aber sentimental. Man muß nicht so wie du den Hain gefühlt haben, um solche Sentimentalitäten von sich zu geben. Sie sind das Thema von Hunderten von Straßenballaden in Thera.«

Arachne lächelte. Sie sah, daß Jaen erwartete, sie gekränkt zu sehen, und daß es ihn verwirrte, als dies nicht der Fall war. »Hunderte von Balladen, Jaen. Aber nie zuvor eine Webarbeit. Niemals von Arachne eine Seidenweberei.«

»Eine Webarbeit, die zerstört wurde.«

»Wenn Suva sie nicht zerstört hätte, würde ich selbst es getan haben.«

Nun hatte sie ihn wirklich überrascht. Er musterte sie wachsam wie einen Gegner in der Finsternis. Ein kühler Wind blies durchs Fenster, der von der See hereinfegte, und Arachne ließ sein Handgelenk los und schlang die Arme um ihren Körper. Sie fühlten sich fest und kompakt an.

»Ich webe nun nur noch mit Wolle. Das habe ich Suva zu verdanken.« Sie lächelte und imitierte damit treffend Jaens Spötteleien. »Eines deiner unaufmerksamen Geschenke.«

»Bist du so sicher, daß es ein Geschenk ist? Die Welt ist voll von gewöhnlichen, unbedeutenden Frauen, die Wolle weben. Nur Arachne webte Tapisserien aus Spinnenseide, die das wirkliche Leben atmeten.«

»Es gibt keine Spinnen mehr.«

»Du weißt, daß es vielleicht wieder welche geben wird.«

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile fügte Jaen hinzu: »Wann brichst du zu Kyles' Weingarten auf?«

»Morgen bei Dämmerung.«

»Und wann willst du Eiland verlassen?«

»Sobald das erste Handelsschiff von Bylia am Süd- oder Ostufer anlegt. Das dürfte nicht sehr lange dauern; die Winterwinde flauen bald ab. Wenn ich gehe, nehme ich die Hälfte des Familienvermögens mit, Jaen.«

»Natürlich.«

Sie drehte sich um, um ihren Umhang zu holen. Der Spiegel hinter ihr erschreckte sie; in ihm spiegelten sich lauter Sterne. Arachne zündete eine Lampe an, zog ihren Umhang um sich und kehrte zu Jaen ans Fenster zurück. Vor einem Jahr, dachte sie, hatte zwischen ihr und Jaen Krieg geherrscht; gestern erst hatten sie gegenseitig in ihren offenen Wunden gewühlt; heute standen sie zusammen und unterhielten sich vorsichtig. Morgen wäre sie fort. Welches war der Plan hinter alledem? Es gab keinen.

»Was wirst du nun machen, Jaen?«

»Den Schatz bewachen«, sagte er leichthin. Und dann: »Auf Eiland kursieren Gerüchte von dem neuen Spinnenstein. Jetzt, da die Spinnen ausgestorben sind, werden einige Eiländer zur Villae zurückkehren. Anfänglich nur Abenteurer – ich werde den Schatz bewachen lassen müssen. Wenn den ersten Heimkehrenden nichts Schreckliches zustößt, werden andere nachkommen. Mach dir keine Gedanken um Amaura, Arachne. Schließlich wird das normale Leben wieder in die Villae einkehren, und solange werde ich für dich auf sie aufpassen.«

»Sie wird Eiland mit mir verlassen.«

Jaen lachte, und für einen Augenblick brach seine alte Fröhlichkeit durch. »Um sie vom Hain wegzuschaffen, müßtest du sie fesseln, knebeln und betäuben.«

»Dann wird das eben geschehen.«

»Willst *du* es machen?«

»Kyles.«

Jaens Lächeln erstarb.

»Amaura darf nicht hierbleiben«, betonte Arachne.
»Der neue Stein – sie hat seine Entstehung zu nahe miterlebt. Er blendet sie noch mehr als der alte mich verblendet hat. Sie benutzt ihn, nicht um etwas Unsterbliches, sondern etwas Tatsächliches zu berühren; sie benutzt ihn, um sich der Realität völlig zu entziehen. Ich habe erst kürzlich begriffen, daß der Hain auf diese Weise zu benutzen ist.« Sie stolperte über die letzten Worte und fuhr dann scharf fort: »Amaura wird Eiland mit mir verlassen, und Kyles wird dafür sorgen. Wende dich nicht so ab, Jaen. Vor mir kannst du nichts geheimhalten. Ich weiß, was aus Kyles geworden ist.«

»Will er mich immer noch umbringen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wären wir uns von Angesicht zu Angesicht mit den Schwertern gegenübergetreten, so hätte ich ihn nicht umgebracht.«

»Du hattest nicht die gleiche Motivation. Was mir außer meiner Hingabe an den Hain an Leben blieb, widmete ich dir. Und was ich außer dem Hain an Leben benötigte, bezog ich von dir.«

»Und jetzt«, ergänzte Jaen, »hoffst du, Kyles zurückzugewinnen, indem du ihn ohne Umschweife an meiner

Stelle wählst, um dir bei Amaura zu helfen. Ist das nicht etwas schlichtmütig?«

»Nein. Ich wähle ihn nicht. Es *gibt* keine freie Wahl. Er kann Amaura von Eiland fortschaffen. Du kannst es nicht, weil du selbst nicht weggannst. Jetzt brauche ich *ihn*.«

»Und du erwartest, daß Kyles das genauso sieht wie du?«

»Ja. Er ist ebensogut Amauras wie Pholens Vater.«

»Und wenn ich sagte, daß ich Eiland mit dir verlasse?«

»Ach, Jaen«, entgegnete Arachne. Sie redete nicht weiter, aber beide hörten die unausgesprochenen Worte: *Ich würde dir nicht genügend vertrauen.*

Jaen stieß seinen nächsten Satz hervor: »Amaura ist die Erbin von Eiland.«

»Du wirst heiraten. Bald, nehme ich an. Das würde dich für jene, die zur Villae zurückkehren, etwas genießbarer machen.«

Sie bemerkte an seiner Ruhe, daß er bereits daran gedacht hatte. Aus Bitterkeit, aus Erheiterung oder aus der kompakten Festigkeit, die Suva ihr geschenkt hatte, bemerkte Arachne: »Cleis ist bereits verheiratet. Jammer schade, findest du nicht?«

Jaen lächelte, und es war ein Lächeln, das im weichen Lampenschein so viel Härte enthielt, daß Arachne erschrak. »Aretone ist es nicht.«

»Aretone?«

»Glaubst du, ein fades Kind wie Cleis könnte meine Position verbessern – oder meinem Geschmack entsprechen? Eine blasse, weinerliche Gesprächspartnerin – nach dir?«

»Nach Ikeria«, verbesserte Arachne, hörte die Festigkeit in ihrer Stimme und fragte sich, woher sie sie nahm.

»Nach Ikeria und dir«, vervollständigte Jaen. Seine Ruhe prüfte sowohl ihren Abscheu wie seinen eigenen Schmerz bei der gemeinsamen Nennung der beiden Namen. »Keine von euch war farblos.«

»Aretone wird dir den Angriff auf die Insel nicht verzeihen.«

»Ich habe Eiland nicht angegriffen.«

»Aber du hattest die Absicht. Sie wird es dir nie verzeihen.«

»Du meinst, sie hat mir noch nicht verzeihen.«

»Sie ist nicht mehr jung.«

»Jung genug, noch Kinder zu bekommen.«

»Kinder, die mit dem neuen Spinnenstein leben werden?«

»Wie ich auch«, sagte Jaen, und aus seiner Stimme hörte Arachne ein merkwürdiges Zwischending von Verzweiflung und lebhaftem Interesse. Jaen würde hierbleiben bei dem neuen Stein und dem neuen Hain, ohne daß Amaura oder Arachne als ständiger Maßstab dafür da

wären, ob und wie tief er den Hain erfaßte. Eine unerprobte Möglichkeit, eine unbekannte Herausforderung. Sie hatte sich getäuscht: Jaen gehörte nicht zu den gebrochenen Männern.

Arachne verspürte Hunger. Sie hatte nur ein paar Bissen gegessen, als sie aufgewacht war. Brot und Oliven lagen auf dem Tisch neben der Öllampe. Sie nahm eine Handvoll Oliven und streckte Jaen die Schüssel hin, der sie entgegennahm und unvermittelt berichtete: »In Thera habe ich erfahren, warum Delernos verbannt wurde.«

Arachne widersprach ihm. »Wir kennen den Grund für Delernos' Verbannung. Er hat einen Günstling des Königs im fairen Kampf getötet.«

»So schilderte er es seinen verbannten Angehörigen und Dienern«, meinte Jaen. »Du hast ihn stets bewundert, nicht wahr, Arachne? Den Mann von Willenskraft. Den unbestechlichen Delernos, der das Geheimnis einer gesegneten Insel auf einer vergessenen Schriftrolle entdeckte und dann allen Widerständen zum Trotz nicht aufgab, bis er sie gefunden hatte.«

»Das ist der Bewunderung wert.«

»Aber es ist nicht wahr. Wende dich nicht von mir ab, Arachne. Auf Thera habe ich eine ganz andere Geschichte gehört. Delernos hat einen Günstling des Königs getötet, aber nicht im fairen Kampf. Es war ein Machtkampf, und Delernos hatte seinen Rivalen vergiftet. Giftmorde

waren in Thera recht geläufig. Und sie sind es heute noch. Aber Delernos' Plan wurde hinterher aufgedeckt, er wurde für schuldig befunden und vom König verbannt.«

»Das glaube ich nicht.«

»Glaub es ruhig. Man ließ seiner Familie einen Tag und eine Nacht Zeit, Thera zu verlassen. Es war ein wildes Durcheinander, und man hörte, wie Delernos seinem Schiffsmeister zurief: ›Es ist mir gleichgültig, in welche Richtung wir segeln! Such irgendeine Richtung aus, irgendeinen verfluchten Punkt, Hauptsache er ist weit weg von hier!‹ Der Schiffsmeister wollte nicht mit ins Exil, und Delernos' Ruf blieb über die vielen Jahre in der Erinnerung der Familienmitglieder, die er zurückließ – zurücklassen mußte. Familiengeschichte.«

»Warum erzählst du mir das, Jaen? Warum gerade jetzt?«

»Verstehst du nicht? Es gab keine verlorene Schriftrolle, keine hartnäckige Suche, kein Akt des Willens, um eine legendäre Zuflucht zu finden. Delernos entdeckte die Insel und den Hain aus reinem Zufall, durch blindes, unverdientes Glück. Eiland war zufälligerweise unbesiedelt, und der Hain zufällig auf dem Höhepunkt ... seines Lebens. Wenn deine Behauptung zutrifft und diese andere, goldene Welt in keinem Zusammenhang zu der unseren steht, dann hat Delernos zufällig damals vom

Rhythmus der Welt profitiert und du zufälligerweise dadurch Schaden genommen. Er verdient keine Bewunderung und du und ich keinen Vorwurf.«

Arachne erwiderte gelassen: »Ich rechne dich und mich nicht zur gleichen Kategorie.«

Jaen grinste, daß seine Zähne grellweiß im Sternenschein schimmerten. »Aber ich. Und Aretone wird das mit Sicherheit auch. Letzten Endes. Und in Delernos' Geschichte gibt es noch ein Detail, das ich dir erzählen möchte. Man kann sich in Thera überraschend gut an ihn erinnern: der Mann, der einen Mord riskierte, um näher am Ohr des Königs zu sein, und der dieses Spiel verlor. Man betrachtet ihn als ziemlich dramatische Gestalt. Aber weißt du, wer seinen Plan an die Soldaten verriet, die ihn festgenommen haben?«

Arachne schwieg.

»Seine eigene Hauspriesterin. Delernos geizte mit seinen Geschenken, war aber bereit zu genug Gaben und Ehrerbietungen an die Göttin, weil er vorhatte, seine Geschäfte am Palast zu regeln. Die Priesterin grollte ihm deswegen. Ich nehme an, Delernos glaubte, den Vorteil des ganzen Hauses zu wahren, indem er Geld und Energie in den Palast steckte. Aber die Priesterin sah es wohl eher so, daß er *ihrer* Stellung zuwenig Geld und Energie zukommen ließ. Irgendwie erfuhr sie von dem Plan, Delernos' Rivalen zu vergiften, und verriet ihn.«

Jaen hatte immer noch die Olivenschale in der Hand. Er lächelte seine Schwester darüber hinweg an. »Man könnte diese schmutzige kleine Geschichte auf vielfältige Weise betrachten, nicht wahr, Arachne. Einmal könntest du sagen, daß Delernos nicht der war, für den du ihn gehalten hast, kein Mann von Willenskraft und Rechtchaffenheit. Oder du könntest sagen, er war ein Opfer von Suvas einzigem falschen Schritt, der alles in den Untergang stürzt. So wie du. Und so wie ich.

Oder du könntest etwas anderes sagen, Arachne. Du könntest sagen, Delernos wurde verbannt, weil er ›nicht aufgepaßt‹ hat. Weil er seine ganze Aufmerksamkeit ›der Sorge um sein Haus und nicht die geringste der goldenen Präsenz‹ jenseits gewidmet hat. Das könntest du auch sagen.

Wofür würdest du dich entscheiden? Was hältst du nun von unserem verehrten Vorfahren?«

Arachne blickte direkt hinaus aufs Meer. »Ich halte ihn für tot. Tot und vergangen.«

»Ach«, meinte Jaen, und es klang ein wenig enttäuscht; aber er verschwieg, weshalb.

Sonnenschein fiel in weitem, direktem Strahl westwärts über den Rand des Meeres, über die Felsklippen an der Ostküste und über den Rand der Insel. Wo immer das Licht hinfiel, warf es Schatten. Zwei fielen hinter die Frauen, die auf einem ausgetretenen Ziegenpfad das langgezogene, fruchtbare Zentrum von Eiland durchqueren.

Arachne bemerkte Suvas Schatten vor ihrem eigenen. Suva trug nichts, schlurfte gefügig und langsam den Pfad entlang; ihre Begleitung würde die Zeit, die sie brauchten, Kyles' Weingut zu erreichen, mehr als verdoppeln. Aber Suva wollte nicht zurückgelassen werden. Sie hatte geweint, und die kindischen Tränen auf ihrem stummen Gesicht waren in solchem Widerspruch zu ihrer unheimlichen Kraft als Göttin gestanden, daß Arachne auf gereizte Weise gerührt war und zugestimmt hatte, sie nicht bei Amaura und Jaen alleine zu lassen, vor denen sie sich offenbar fürchtete. Suvas Gesicht war ebenso leer wie ihre Hände bis auf ein leichtes, törichtes Lächeln angesichts des warmen Sonnenscheins auf ihren Schultern und ihrem unbedeckten Kopf. Sie sah aus, als brauchte

sie nichts anderes. Sie konnte nicht sprechen, aber sie schlurfte zwischen den Olivenbäumen und den wilden Frühlingsblumen mit einer fraglosen Heiterkeit dahin, weil Arachne in ihrer Nähe war, weil für sie gesorgt würde und alles in Ordnung war.

Wenn sie selbst eine falsche Sicherheit verloren hatte, dachte Arachne, so hatte Suva eine gewonnen.

Arachne trug den Wollsack über der Schulter, einen Wasserbeutel am Gürtel und einen Hirtenstab in der Hand. In ihre Augen fiel die Morgensonne, und sie zog das wollene Stirnband tiefer, um ihre Augen etwas zu beschirmen. Aber im Laufe des Nachmittags, wenn sie müde wären, stünde die Sonne in ihrem Rücken. Und lange vor Einbruch der Dunkelheit würden sie zu einem Bauernhof oder der Hütte eines Ziegenhirten gelangen: vereinsamt, wiederbewohnt oder nie verlassen. Eiland war behutsam in Bewegung. Die Reise der Herrin zu ihrem Ehemann würde die Aufmerksamkeit von Menschen erregen.

Und sie blieb auch nicht unbemerkt. Im Laufe des zweiten Tages hatten sie mit einem Ziegenhirten und einem Bauernsklaven gesprochen. Der Sklave, der erst verlegen wirkte, die Herrin von Eiland schmutzig, verschwitzt und zu Fuß zu sehen, schaute ihnen mit trotzigem Stirnrunzeln hinterdrein. Der Ziegenhirt dagegen kletterte so leichtfüßig wie seine Ziegen in östlicher

Richtung davon, um eifrig die Nachricht zu verbreiten, daß die Herrin selbst durch das entvölkerte Gebiet zog.

Der Morgen ihres dritten Reisetages dämmerte heiß und klar. Insekten summten im Gras. Eine Echse huschte über den Weg. Die Blätter der Olivenbäume, die schon so früh im Jahr staubig waren, raschelten silbern in der Morgenbrise. Ein weißes Myrtengestrüpp verströmte frischen, strengen Geruch.

Arachne roch die warme Erde um sie her. Sie blickte zu dem Land, das vor ihnen im Osten anstieg. Durch die klare Luft und vor dem blauen Himmel wirkte die Bergkette streng und rein. Dort gediehen fruchtbare Weine und gutes Getreide.

Eine kleine, dunkle Gestalt stand auf der Spitze des nächsten Hügels. Während Suva sich weiterschleppte, sah Arachne, daß die Gestalt sich auf sie zu in Bewegung setzte. Sie hielt den Atem an. Langsam wurde die Gestalt größer, immer dunkler, wenn sie in den Schatten einer Senke stieg, und hart konturiert, wenn sie eine Anhöhe erklomm. Die Gestalt folgte einem Ziegenpfad bergauf, bergab, bergauf, und dann stand Kyles vor ihr.

»Arachne.«

Er schwitzte heftig, zu heftig, als daß es nur vom Gehen kommen konnte, und seine Augen waren rotgeädert und müde. Ungestutzter Bart und langes Haar verliehen ihm ein bedrohliches Aussehen; Suva, die ihn nicht er-

kannte, schlurfte zurück und faßte nach Arachnes Arm. Aber Arachne sah, daß seine müden Augen nüchtern waren, und sein Schweiß roch sauber.

»Kyles ...«

Er riß den Kopf empor, als sei die schlichte Nennung seines Namens eine Art Frage oder Herausforderung gewesen. Und Arachne war auch nicht darauf vorbereitet, was er als nächstes sagte.

»Ich bin nicht entmannt.«

»Ich weiß«, entgegnete sie, obgleich sie es nicht gewußt hatte. Sie schaute weg.

Felder, Reben, Olivenbäume. Sonnenschein und Überfluß, wohin sie auch blickte. *Aber nicht ausreichend*, insistierte ihr Herz ruhig, nicht genug, nicht genug. Wenn ich nur Pholen noch einmal im Hain im Arm halten könnte – nur noch einmal!

Tot und vergangen.

»Kyles«, sagte sie bewußt und fest, schaute ihn aus klaren Augen an und schritt auf seine ausgestreckten Arme zu.

